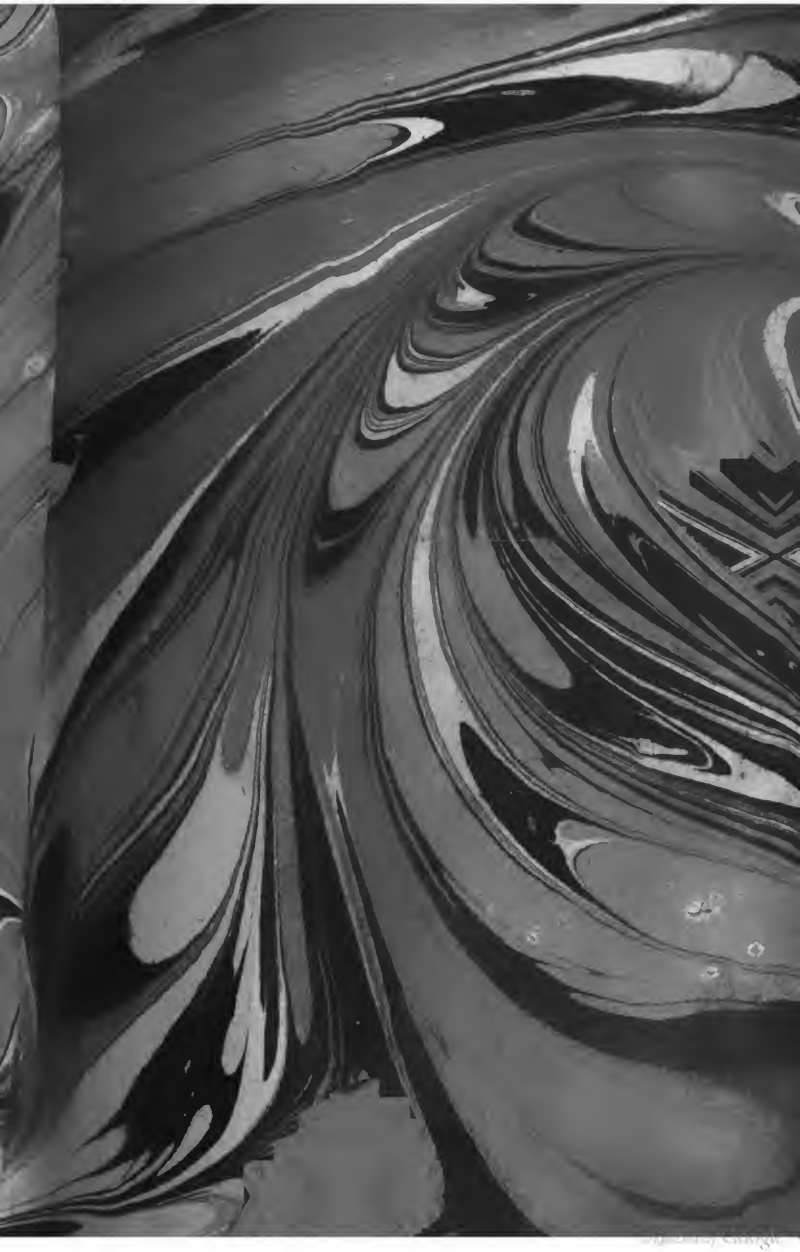
Digitized by Google



Sig. Bl. Lübeck. pag. 80.

T. C. germ
118-1

Bibliothek

Digitized by Google

<36616474300016

<36616474300016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

C. L. 489.

Digitized by Google

HERR GUSTAV GEORG KOENIG
von Koenigsthal, ... verschiedener Justiz
u. Staende des Reichs und Churpfalzbayerischer Rath,
der freyen Reichsstadt Nürnberg vorderer
Consulent, an den hochfürstlichen Reichsgerichten ac.
gekrönter Abgeordneter der Churpfalzbayerischen Academie
der Wissenschaften und der Alten
dortigen deutschen Gesellschaft vornehmes
Ehrenmitglied.

Altdorfische Bibliothek

der gesammten

schönen Wissenschaften.

Erster Band.

Altdorf,
in Commißion bey Lorenz Schüpfel.
1762.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Dem

Erlauchten und Hochgebohrnen

des H. R. Reichs Grafen und HERRN

HERRN

Friedrich Ludwig

Grafen zu Solms und Tecklenburg

u. a. m.

Sr. Königlichen Maiestät in Pohlen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen wirklichen Geheimen Rath und Minister, so wie des Pohlnischen weisen Adler-Ordens Ritter,

Seinem

Gnädigen Grafen und Herrn,

widmet diesen ersten Band

zum Zeichen seiner Ehrfurcht und als einen öffentlichen Dank

für ganz besondere

Hochgräfliche Huld und Zuneigung

der Herausgeber

Georg Andreas Will.

Digitized by Google

Mäcen.

Deß Stamm mit Königen und Fürsten pranget,
Deß Gunst mein schwaches Lied belebt,
Mich schützet, ehret und erhebt:
Ich habe mehr, als selbst Horatz, erlanget.

Der Krieger wühlt in Deutschlands ausgesaugten Fluren,
Sein Fuß zertritt die güldne Saat,
Noch bebt vor ihm Gesetz und Staat,
Und Noth und Pest folgt schleichend seinen Spuren.

Er siehts mit Lust und eilt schon wieder zum Gefechte,
Wo Grausamkeit ihm Ruhm erwirbt:
Hier, wenn er siegt, und wenn er stirbt,
Ist er der Tod vom menschlichen Geschlechte.

Ein andrer wagts, deß Herz, mit dreyfach Erz umgeben,
Aus Geitz nach neuen Welten schaut
Und Wind und Wellen sich vertraut,
Schift und verliehrt sein Gut und sichers Leben.

Den

Den macht der Wein von allen seinen bangen Sorgen,
Vom Schmerz, Verdruß und Kummer loß,
Er glaubt, er sitzt dem Glück im Schooß,
Und dennoch seufzt er bey dem nüchtern Morgen.

Dort lärmt ein Heer von ungezogenen Bachanten,
Sie brüllen durch die ganze Nacht;
Und noch, wenn Phöbus schon erwacht,
Hört man den wilden Ton der Corybanten.

Der Stutzer sitzt und seufzt bey der verbuhlten Schönen,
Er nennt sie seine Lalage,
Bald Lydia, bald Pholoe,
Und singet ihr in längst verruffnen Tönen.

Der Landmann baut fern von arkadischen Gefilden
Das angeerbte dürre Land,
Schwitzt Blut, und dennoch bringt der Sand
Nicht so viel Aehren, als den Hunger stillten;

Matt,

Digitized by Google

Matt, hungrig, bloß, muß er auf faulem Strohe liegen,
Wenn dort, von seinem Schweiß gemäßt,
In Federn, die von ihm erpreßt,
Sich andre faul noch am Mittage wiegen.

Euterpe, komm; entzück mich so verhaßten Leuten,
Mein Rohr, das Krieg und Pöbel flieht,
Tön ihnen nicht; zum heilgern Lied
Umstimme Polyhymnia die Saiten.

Am Pindus hier, Mäcen, in Deine reine Tritte,
Die Paläkome aufbewahrt
Und stolz auf ferne Enkel spahrt,
Schwingt sich mein muntrer Geist mit keckem Schritte.

DIR sing ich nur: o könnt Dein Ohr mir Beyfall geben,
Gefiel dies Buch und dieser Ton,
Wie reitzend wär für mich der Lohn:
Ich würde einst durch Deinen Namen leben.

Altdorfische Bibliothek

der gesammten

schönen Wissenschaften

herausgegeben

von der

deutschen Gesellschaft

daselbst.

Ersten Bandes erstes Stück.

Altdorf,
in Commißion bey Lorenz Schüpfel.
1762.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbericht.

Die Absicht der gegenwärtigen Monatschrift ist den Liebhabern derselben schon aus der Nachricht bekannt, die man neulich vorausgeschickt hat. Man bedauret nichts mehr, als daß man gleich bey der ersten Ausgabe eine Verzögerung mußte zu Schulden kommen lassen, die jedoch aus gar vielen Ursachen unvermeidlich war. Nachdem aber die Hindernisse des Druckes, Papiers und anderer Umstände gehoben sind: so wird die Fortsetzung so ordentlich und genau, als es möglich ist, besorget werden. Die versaumte Zeit wird bald nachgeholet und deswegen auch nächstens, wenigstens bis Ostern, das zweyte und dritte Stück miteinander ausgegeben werden: in welchem Falle man sich die Erlaubniß nehmen wird, zwey Stücke unter einem Titel laufen zu lassen, damit ein etwas langes Lustspiel, welches nächstens folgen soll, im Zusammenhang und auf einmal geliefert werden kan. Sonst wird man sich bemühen, den nützlichsten und angenehmsten Abwechsel der Arbeiten und Aufsätze zu treffen, damit diese Schrift so wol für Gelehrte, als auch zu einem vernünftigen Zeitvertreib für jede Leser, brauchbar sey.

Erreichet die Gesellschaft die Absicht eines gütigen Beyfalls und einen mäßigen Abgang ihrer ohne dem nicht starken Auflage, so wird dadurch die Dauer und Fortsetzung dieser Monatschrift erhalten und bestimmet werden.

Das versprochene Kupferbildniß wird nebst einem allgemeinen Titel zu dem ganzen ersten Bande mit dem sechsten Stücke ausgegeben werden. Altdorf, den 28 Febr. 1762.

Innhalt

Innhalt.

I. Versuch über den Geschmack der Deutschen. S. 1.

II. Die Menschen geben sich mehr Mühe, lasterhaft, als tugendhaft zu seyn. Ein Lehrgedicht. 13.

III. Historische Betrachtung der Vortheile, welche die Stadt Altdorf von der Universität daselbst ie und allezeit gehabt hat. 22.

IV. Des Herrn von Vattel Entwurf einer Art Elixiers von Büchern. 35.

V. Ode auf die Aufnahme des Hn. Geh. Raths von König in die Altdorfische deutsche Gesellschaft. 51.

VI. Beschreibung eines Hermaphroditen, welcher zu Altdorf den 21. und 22. Jan. 1762. genau beobachtet worden ist. 52.

VII. Altdorfische gelehrte Neuigkeiten vom Monate Jenner. 98.

VIII. Aufgabe. 99.

I. Versuch

I.

Verſuch über den Geſchmack der Deutſchen.

Ich habe dieſer Tagen die Inoculation des geſunden Verſtandes geleſen; eine Schrift, welche die Sitten der Franzmänner auf eine ſo beiſende, als feine Art beurtheilet und verbeſſern will. Darf ich es wol wagen, die Sitten der Deutſchen auf eine ähnliche Art zu beleuchten? Ich will dem Verfaſſer der Inoculation weder Plan, noch Gedanken abborgen: bloß ſeinem Eifer will ich nachahmen; und ſie, M. H. ſollen urtheilen, ob ich Beruf und Geſchicklichkeit zu dieſer Art von Arbeiten habe. Würden ſie auch dieſes verneinen; ſo ſollen ſie doch geſtehen müſſen, daß meine Vorleſung mit den Abſichten unſerer Verſammlungen in einer Verbindung ſtehe, die man nicht erſt mit Zwange ſuchen muß. Finden ſie nicht neues genug in meinem Aufſatze; ſo belieben ſie zu erwägen, daß ich gröſtentheils alte und eingeroſtete Fehler tadle. Ich will deswegen auch mit unſerm altgothiſchen Geſchmacke den Anfang meiner Kritik machen.

Wie steif und unbiegsam, wie finster und altväterisch sind die Deutschen noch in ihrem Thun? Unser Ceremoniel, unsere Gesellschaften, unsere Staatsmaximen, unsere Polizey und unsere Bauart, eines ist so fein, oder so stark, als das andere. Auf Hohenschulen lernen wir von allen diesen die beste Theorie: aber wenn wir in den Stand der Ausübung kommen, halten wir so steif über dem hergebrachten schlechten Gegentheile, als der Wächter über seinem alten Spruch; gleichsam als wenn man nichts von der Gellertischen Wächterfabel wüßte. Unsere meisten Sitten und Gewohnheiten sind entweder durch eine vermeinte Verbesserung verschlimmert worden, oder sie sind so alt, daß man Bücher dazu braucht, um das, aus den Alterthümmern erst zu lernen, was sie bedeuten sollen. Unsere Bauern-Bräute gehen wie arme Sünderinnen in die Kirche, geführt von 2 ungehobelten Schwerdträgern, die vermuthlich die Keuschheit beschützen, und die Braut vor der Entführung bewahren sollen. Wie übel angebracht ist diese alte Sitte, und um wie gar wenig besser sind auch in der grossen Welt die Gewohnheiten bey den Hochzeiten und Leichen der Deutschen? Gesetzt, man könnte den Höfen diesen Vorwurf nicht machen; so scheinen doch viele Städte deswegen übrig zu bleiben, damit die unschicklichen und unverständlichen alten Sitten bey ihnen aufbewahret würden. Selbst ein Deutscher, wenn er nach H . . . kommt, glaubt eine Burleske zu sehen, wenn er eine Leiche vorbey tragen sieht. Ich mag nicht mehrere Beyspiele geben: ich wollte auch meine Landsleute in Absicht auf diese Kleinigkeiten durch ein Ländlich, Sittlich, wol noch vertheidigen, wenn ich ihren altfränkischen Eigensinn nicht in wichtigern Dingen bemerkte. Fehler, über die man bloß lachen muß, sind geringe Fehler; ein alter Kanzleystil und ein Kanzleyrock aus den mittlern

lern Zeiten lassen sich noch ertragen: aber wenn man über Gesetze hält, die nicht mehr auf unsre Zeiten passen; wenn man alle Verbrechen noch einer uralten Gerichtsordnung bestrafet, und wenn man es zu einem Staatsgrundsatz machet, nichts altes ab- und nichts neues aufzubringen: so leidet das Wohl der Bürger, mit der Billigkeit und Gerechtigkeit zu offenbahr. In Deutschland muß man irgendwo Abzuggelder bezahlen, wenn man auch nie abzuziehen Willens gewesen ist: ja man zahlet sie, wenn man an einem und eben demselbigen Orte bleibet, auch wol nicht aus seinem Hause ziehet, sondern nur ein ganz kleines Verhältniß verändert. Eine gewisse Obrigkeit forderte einstmal Abzuggelder von den Studierkosten, die einer ihrer Bürger auf seinen Sohn gewendet, der im Lande blieb und seinem Geburtsort die größte Ehre gebracht hat. Zum Ruhm Deutschlandes muß ich sagen, daß es dießmal bey der blossen Forderung verblieben ist, und daß man sie mit Lächeln abgewiesen hat.

In Deutschland ist es dem Alterthum zu gefallen gebräuchlich, daß man das nicht seyn darf, was man ist, und daß man gestraft und zum Lande hinausgejagt wird, wenn man geschickter und künstlicher ist, als andere Mitbürger. Man denke nicht, daß ich hier bloß auf die Handwerks-Zünfte ziele; es gilt dieses auch von den deutschen Gelehrten. Doch diese sind ja schon lange zünftig, und sie haben Laden und Herberge unter andern und prächtigen Titeln. Mit diesen, ich meyne die Titel, läst sich ohnedem der halbspanische Deutsche abspeisen: sie sind es, was bey den Franzosen die Orden sind. D'Argens sagt: so lange der König noch Bortenwürker hat, die schöne Bänder machen können, fehlt es ihm an Ministern und Generalen nicht. Ich will mich nicht tiefer in die Betrachtung der Gesetze und Polizey der

Deutſchen einlaſſen. Wir haben ſeit einem Jahre einen Geiſt der Geſetze der Deutſchen: dieſen muß man leſen; ſo erſparet man mir die Bemühung, Einfälle auszukramen, die man leicht für boshaft halten könnte. Ich bin kein Schwift: ſonſt würde ich ein Mährgen von der Tonne ſchreiben und auf unſern deutſchen Staat und Landesſitten anwenden: ich würde Achſelbänder, Neſtel, Borden, Franzen, Futter-Atlas und alles finden, womit man jenes alte Kleid geflickt und ausſtafiret hat, um alt und neu zugleich zu ſeyn.

Sagt man etwann, daß den Deutſchen der Vorwurf des Altväteriſchen am wenigſten mehr könne gemachet werden, nachdem ſie ſich vornehmlich in dieſem Jahrhunderte nagelneu umgekleidet, und vom Verſtande und den innerlichen Theilen des Kopfes durch bis zu der äuſſerſten Haarlocke, ſo wie vom Herze gerade herunter bis zu dem Strumpfzwickel franzöſiſch gemachet hätten: ſo muß ich freylich zugeſtehen, daß der Deutſche in der lächerlichen Leichtſinnigkeit, in der lakaienmäßigen Religionsſpötterey, in den Moden und Kleidern, und was das meiſte iſt, in den Laſtern, nach dem Pariſer Maaſe zu meſſen ſey. Aber erlauben Sie, M. H. die Wahrheit zu ſagen: der Deutſche iſt nur ein Affe, der vor dem Pariſer Spiegel tritt. Der Franzöſiſche Petitmâtre iſt ein wirklicher Harlekin: der deutſche Stutzer will ihn ſpielen, und zieht ſeine Kleider an. Die franzöſiſche Dame ſchminkt ſich: ſie iſt eine Närrin, wenn ſie ihre Schönheit damit verderbet; allein ſie muß es thun, weil ganz Frankreich glaubt, anders als geſchminkt könne man nicht ſchön ſeyn. Die deutſche Frau ſchminkt ſich auch: wenn ſie keine Komödiantin iſt, wird ſie ausgelacht, weil der Deutſche in der Schminke keine Schönheit ſucht; und indem ſie ſich dennoch ſchminket, iſt ſie

eine

eine gröſſere Närrin, als die franzöſiſche. Der Verfaſſer der Inoculation ſetzt die Franzoſen zwiſchen die Affen und Menſchen: was für Thiere werden wol wir Deutſche ſeyn? Im Ernſte von der Sache zu reden, ſo hat der Deutſche noch nicht leicht dem Franzoſen im wirklich Guten und Rühmlichen nachgeahmet, ſondern in lauter Schwachheiten, die der vernünftige Franzoſe an ſeinem Volke ſelbſt belachet. Die Franzoſen haben einen unvergleichlichen Eifer für ihre Sprache: ſie wollen ſie allgemein machen; ſie verbeſſern ſie unter der Aufſicht ihres Königes und einer berühmten Akademie; ſie geben ſich Mühe, ſie Fremden angenehm, leicht und begreiflich zu machen. Was thut der Deutſche? Er ſchimpft ſeine Sprache. Er ſpricht mitten in Deutſchland franzöſiſch, damit man ihn ia nicht für ungeſittet halte; er verbeſſert ſie nicht, und iſt wenigſtens ſehr gleichgiltig, ob ſie ein Fremder reden mag, oder nicht; ia er ſpottet des Ausländers, wenn dieſer ſich bemühet, deutſch zu reden, und wenn er nicht alſobald ohne Fehler reden kan. Der Deutſche ſchaft ſich eine ganze Bibliothek von Büchern, aus welchen er die franzöſiſchen Titulaturen und Briefaufſchriften verſtümmelt nachſchreibt: und dannoch will er die vernünftige Weiſe der Franzoſen in Vermeidung aller ſchwülſtigen Titel, Curialien und Kanzleyſchnacken, im Deutſchen nicht nachmachen. Er fürchtet ſich, eine unvergebliche Grobheit zu begehen, wenn er jemanden ſeinen Herrn hieſe: er nennt ihn Monſieur, und erwartet mit Lächeln den Beyfall über ſeine bezeigte Artigkeit. Der Franzoſe hat noch mehr Gutes: aber man giebt ſich keine Mühe, es kennen zu lernen, oder nachzumachen. Ehemalen reiſte man nach Frankreich und überhaubt in fremde Orte, um gute Anſtalten, Sitten und Gebräuche abzumerken, und ſie in ſeinem Vaterlande einzuführen. Man ſagte es wenigſtens, und brachte eine Geſchichte des Löbli-

chen und Guten fremder Völker mit nach Hause. Wie es der iunge deutsche Herr heutzutage mache, ist zu bekannt, als daß ich es sagen mag. Es reisen künftige obrigkeitliche Personen nach Paris. Sie hören, daß der Polizey-Lieutenant daselbst dem Augenblick wisse, was für Fremde angekommen, was sie in Paris zu thun haben, wie ihre Lebensart beschaffen sey. Man kommt nach Haus und erzählt dieses als ein Wunderwerk: aber man bekümmert sich nicht um die Beschaffenheit der Anstalten dieser treflichen Polizey; noch weniger sucht man sie nachzuahmen.

Weil ich allererst von dem Eifer der Franzosen für ihre Sprache geredet habe, so muß ich auch von unsern deutschen Gesellschaften sprechen. Sie sind ausser Zweifel eine Nachahmung der französischen Akademien. Die Deutschen sind ehrsüchtig genug, daß sie sich endlich noch beybringen liesen, es sey die gröste Schande, wenn sie ihre Sprache ungebildet und unverbessert liegen liesen. Schnell entstund ein Eifer in allen Ecken Deutschlandes, auch den äußersten, deutsche Gesellschaften anzurichten. Einige wurden ausgelachet, daß sie sich mit der schlechten deutschen Sprache abgeben wollten; einige suchte man zu unterdrücken, weil sie was neues waren und für den Staat und die Religion gefährlich seyn könnten; einige machten riesenmäßige Versprechungen von ihren zur Ehre der deutschen Sprache gereichenden Bemühungen. Sie giengen mit Bergen schwanger und gebahren Mäuse: sie wurden endlich schläfrig, uneinig und eifersüchtig auf einander. Sie stritten zuerst über die Rechtschreibung des Wortes deutsch; endlich stritten sie um den Rang. Die ältere will der jüngern, die herzogliche der ältern unherzoglichen, die königliche der ältern herzoglichen, die zur deutschen Akademie erha-

bene

bene der eine bloß deutsche Gesellschaft heisenden vorgehen. Man hat den Vorschlag gethan, die deutschen Gesellschaften sollen sich vereinigen, um in dieser Verbindung ein deutsches Wörterbuch liefern zu können. Man las ihn, aber weiter that man nichts. Schier ist es eben so gut: denn man hätte sich bey dem Zusammentretten ganz gewiß über das Directorium gezanket, und zuerst wol über den Ort und die Art des Congreßes. Sachsen hätte ausser Zweifel Franken, Schwaben und vor allen die Pfalz von der Beschickung des Congreßes ausgeschlossen: wäre man ia endlich zusammengekommen, so würden sich gar bald Protestanten unter den Gesellschaften gefunden haben, die das Ius eundi in partes behaubtet hätten; die übrigen aber würden vermuthlich eine Lige, und mit derselben einen Machtspruch über die Ketzer unter den Gesellschaften gemachet haben. So sieht es mit den deutschen Gesellschaften aus. Wir wollen uns unsern Theil merken, M. H., und unsern Eifer erneuern, damit wir nicht ein Gegenstand der Satyre werden.

Aber laßt uns weiter von der Gelehrsamkeit der Deutschen reden und bey den Bemühungen für die Sprache nicht alleine stehen bleiben. Wir denken es noch, daß die ganze deutsche Welt in die philosophische Lehrart ordentlich und völlig eingekleidet war. Man hörte und las schier nichts als Lehrsätze und Aufgaben und Folgerungen, die aus Erklärungen, und Erfahrungen, und Grundsätzen, und Heischesätzen, und Lehnsätzen hergeleitet und abgeschlossen waren. Schon fieng man an, sich im Geheimen zu beschwehren, daß die Bibel nicht in der mathematischen Methode verfasset worden; und öffentlich untersuchte man wenigstens die Frage, warum sie nicht also geschrieben sey. Wir kriegten Pandekten, und Sprachlehren, und Briefsteller in

dieser Lehrart. Und in der That kostete es den Deutschen genug, bis sie sich die Freyheit, also zu denken und zu schreiben, erworben haben: viele musten sie mit einer Art von Märterer-Kronen erkaufen; andere mußten meineidig werden, um nur Wolfisch philosophiren zu dürfen. Ihr guten Leute, wie hart ist euer Schicksal? Jetzo müßt ihr euch von der galanten neuen Welt verspotten lassen, wenn ihr Wolfisch denket; und kurz zuvor wurdet ihr von den ehrwürdigen Altvätern als ketzerische Neulinge angesehen. Thun wir nicht besser, M. H. wir lassen Philosophie, und Metaphysik, und Gründlichkeit fahren, und sammlen dafür Sommervögel, oder Muscheln, oder Münzen, nachdem der Geschmack oder die Mode an einem Orte herrschet? Der Herr von Voltäre, von dem mir jemand erzählte, daß es auf seine Mine ankommt, ob man in Gesellschaften, in welchen er sich befindet, das Daseyn GOttes annimmt oder läugnet, der Herr von Voltäre, sage ich, welcher Name, welches Orakel! duldet ohnedem den Lehrsatz der besten Welt nicht mehr, seitdem die Erdbeben so sehr in Europa wüten: warum stehen wir noch an, den Lehrsatz der artigsten Welt dafür einzuführen? Der Optimisme und Galantisme lauten ohnedem im Französischen und Lateinischen gleich gut. Die heil. Schrift ist auch schon durchaus für ästhetisch erkläret worden; und warum sollte sie es nicht seyn, da sie Herr von Voltäre so artig übersetzen kan? Neuerlich hat Jemand vom Lande um ein Communionbuch nach dem neuesten Geschmack bey dem Buchhändler gesucht: vermuthlich wollte er es auf dem Dorfe einführen. Sehen sie den Beweis von der artigsten Welt? Und sehen sie, so denkt der Deutsche. Und wie kan er anders denken, da er nichts mehr thut, als den Franzosen ausschreiben und übersetzen. Hier müssen sie die Inoculation lesen, M. H. damit sie wissen, wie die Literatur in

Frank-

Frankreich aussieht. Lassen sie mich von den Uebersetzungen reden. Auch Bücher, die nicht übersetzt sind, müssen mit der Aufschrift prangen: aus dem Französischen übersetzt. Der Deutsche traut sich selbst nicht zu, ein Original zu seyn: und wenn er es ist, so nöthiget ihn der Buchhändler, so niederträchtig zu seyn, und sein Original für eine Kopey zu verkaufen; denn diese wird besser bezahlt, als jenes. Wir gerathen in ein heiliges Erstaunen, wenn wir in 20 oder 30 Jahren einmal hören, daß die Franzosen ein deutsches Buch in ihre Sprache übersetzt haben: und siehe, die deutschen Pressen liefern von Jahren zu Jahren tausend, ja viel tausend, Uebersetzungen aus dem Französischen; derer aus dem Englischen und Italiänischen, aus dem Lateinischen und Griechischen, gar nicht zu gedenken. Die letztern werden ohnedem nicht lange mehr dauern. Es ist galanter, den Homer und Terenz aus dem Französischen der Madame Dacier zu übersetzen, als aus ihren Grundsprachen. Diese haben zu viel pedantisches; sie sind zu schwer; es sind todte Sprachen; es redt sie die Dame nicht, und es giebt keine lateinische und griechische Chansons. Gründe genug, um die gelehrten Sprachen mit ihren Schönheiten zu verstossen, um ein häßliches, ein unverständliches, ein französisch-Deutsches dafür einzuführen. Doch die Franzosen haben wirklich auch in kurzer Zeit etliche deutsche Bücher übersetzt: Rabener, Gellert und die Gottschedische Sprachlehre sind es, die diese Ehre erhalten haben. Wolan, lasset uns bemühen, mehrere Schriftsteller zu ziehen, die solches Vorzugs würdig sind: oder lasset uns so lange nichts mehr von den Franzosen übersetzen, bis wir erfahren, daß sie eben so viel deutsche Bücher in ihrer Sprache lesen, als wir französische in unserer. Sie müssen unsern Mosheim, unsern Mascov, unsern Hagendorn, unsern Haller, unsern Gleim, unsern Klopstock,

unsern Utz, unsern Wolfen, unsern Meier, sie müssen noch etliche Dutzend andere Schriftsteller, unsere besten Schauspiele, Romanen und Wochenschriften übersetzen, bis wir wieder ein gleiches mit ihnen thun.

Noch eines, M. Herren! Wie sieht es mit dem sittlichen Charakter der Deutschen aus? Die Einigkeit, die Treue und die Keuschheit waren ehemalen unserm ganzen Volke im vorzüglichsten Grade eigen.

O laßt sie ruhn, die guten Alten, (singt Utz,)
Die Treue, Wort und Bund zu halten,
Hies ihnen Redlichkeit;
Die schläft bey andern alten Moden
Auf dem bestäubten Rumpelboden
Zu ihrer Enkel Zeit.

Doch wenn Art von Art nicht läßt, so müssen wir wirklich von unsern Alten noch etwas übrig haben. Wir jagen, wir saufen, wir kriegen: Ueberbleibsel genug. Ein ganz kleiner Unterschied ist zwischen uns und den alten Deutschen. Die Alten jagten, um tapfer zu werden und Nahrung zu haben. Bey uns jagt der Junker, weil er sonst nichts gelernt hat, als die Flinte putzen und den Spürhund abrichten. Die Alten soffen: sie lebten aber noch in rohern Zeiten und nach heidnischen Grundsätzen. Unsere ietzigen Deutschen saufen und leben als Christen zu einer Zeit, da die Vernunft- und Sittenlehre auf das höchste gebracht ist; und damit dieser ganz kleine Unterschied ein wenig merklicher werde, so sauft man heutzutage öffter, besser und methodischer, als vor Alters. Die Alten führten Kriege mit Feinden und Ausländern: ietzo führt der Deutsche Krieg mit dem Deutschen, mit den Freunden. Die Alten hatten keine Städte: die Neuern bauen die allerprächtigsten

Städte,

Städte, die koſtbarſten Paläſte, Schlöſſer und Luſthäuſer, damit ſie im Kriege etwas zu ſengen und zu brennen haben. Ehemals führten die wilden Völker geſittete Kriege: und nunmehr führen die geſitteten Völker wilde Kriege. Das iſt wol möglich, daß uns die Franzoſen durch ihr Beyſpiel noch ſo weit bringen, daß wir in die Laufgräben Schminktiſche ſetzen und das Kanonenpulver wohlriechend machen: aber wenn auch alle unſere Officier Stutzer werden, ſo werden ſie doch nicht aufhören, grauſam zu ſeyn und ihren Untergebnen Mordthaten und Mordbrennereyen anzubefehlen.

Elende Grundſätze, auf welche das Recht des Krieges und die Kriegskunſt gebauet iſt! Arme Deutſche, die ihr beydes in lauter innerlichen Kriegen ausübet! Die Römer erkannten, daß die Deutſchen von ihnen nicht zu bezwingen wären: ſie wünſchten deswegen, daß nur unter ihnen eine Uneinigkeit entſtehen möchte. Ehemals lachte man über dieſen Wunſch: nun iſt die Sache ſelbſt, die man wünſchte, zur deutſchen Staatsmaxime und bey nahe zu einem Grundgeſetze gemacht worden, deſſen Gewährmänner die Ausländer ſind, die treulich dazu helfen, Deutſchland, das ſchöne, das gelehrte, das handlungsreiche Deutſchland, zu verderben. Doch die Franzoſen ſpotten über ſich ſelbſt. Der Verfaſſer der Inoculation ſagt: man würde für dasjenige, was es uns koſtet, in einem traurigen Churfürſtenthume zu ſterben, ganze Provinzen gekauft haben. Allein wir werden gleichwol verheeret und aufgerieben, und der Deutſche iſt höchſt unzufrieden, daß nicht ſchon lange der Türke unſeren Untergang gar zu beſchleinigen beſchloſſen hat.

Und wie ſind denn nun die armen kranken Deutſchen zu heilen? Der Verf. der Inoculation ſchlägt

ein

ein Mittel vor und ladet auch alle Nationen ein, ſich deſſelben, als einer Univerſal-Medicin, zu bedienen. Er läßt ein Loch in die Stirne machen, an dem Orte, wo man die Hunde brennt, daß ſie nicht toll werden, und mit Hülfe eines güldenen Röhrgens den geſunden Verſtand einblaſen, der nicht gröſſer ſeyn darf, als eine Linſe. Er ſagt ausdrücklich: Ich behaubte nicht, daß dieſer Gran den Franzoſen allein nöthig ſey; alle die engliſchen, italiäniſchen, deutſchen, pohlniſchen, rußiſchen, holländiſchen und ſogar ſchweitzeriſchen Halbſtutzer bedürfen unſerer Inoculation mehr, als iemand. Ich verheele nicht, daß die Geneſung der Lächerlichkoſtbarn, der Secretärs, die auf ihr Amt bloſſe Anſprüche haben, der puppenmäßigen Aebte und der fanatiſchen Prälaten, ſehr ſchwer iſt: ich hoffe aber, daß ich mit Hülfe der Nieswurz, die eine Zeitlang zur Vorbereitung dienen kan, es dahin bringen werde, die Leute dieſer Art vernünftig zu machen. Allein wenn ich meine Meynung ſagen darf, ſo habe ich wenig Hoffnung von dieſer Kur. Perſius hat mich irre gemacht, welcher ſagt:

Helleborum fruſtra quum iam cutis aegra tumebit,
Poſcentes videas. - - - -

Hat eine Krankheit ſchon ſehr überhand genommen,
So hilft die Nieswurz nicht.

W.

II.

Die Menschen geben sich mehr Mühe, lasterhaft als tugendhaft zu seyn.

Ein Lehrgedicht.

Ich will, mein Schluß steht vest, ich will der Tugend leben,
Und mich im sichern Schwung zu meinem Glücke heben:
Nie soll der Lüste Joch den freien Geist entweihn;
Viel lieber will ich arm, als groß durch Laster seyn.
Du bist es nicht, Pompil, der reich und glücklich heiset,
Weil dein verwöhnter Mund aus güldnen Schüsseln speiset,
Weil dir Ost, Süd und West zu deinem Ueberfluß,
Zu deiner Schwelgerey die Schätze leihen muß.
Dies ist kein Glück, Adrast, des Fürstens Liebling heisen,
Den Reichthum eines Volks durch Ränke an sich reisen –
Und was ist denn dein Glück? Ein breites Ordens-Band!
Was zeugt von deinem Ruhm? Ein ausgepreßtes Land!
Die Menschlichkeit erschrickt vor einem solchen Glücke,
Das sich vom Laster nährt – O Tugend, flieh zurücke!
Flieh! wo die Sinnlichkeit der Seelen Kraft erstickt;
Wo man nur weise ist, wenn man die Unschuld drückt;

Wo man aus Eigennutz, GOtt und die Welt betrüget,
Und wenn Gewalt nichts hilft, sich freundlich stellt und lüget.
Du weinest, Aristid! daß dir die Hoheit fehlt?
Wenn Nero ruhig herrscht und Bürger-Leichen zählt —
Die Armuth quälet dich, du bebst, sie zu ertragen?
Wenn Crassus, leer vom Hirn, in einem güldnen Wagen
Stolz durch die Gassen rollt und kein Verdienst sonst kennt,
Als daß der Pöbel ihn den reichen Crassus nennt.
Nein, armer Aristid! willst du vernünftig weinen;
So weine, ganz Gefühl, wenn Thoren glücklich scheinen.
Schenkt dir die Tugend hier kein Glück, das dir gefällt:
So schenkt sie dirs gewiß in einer bessern Welt.
Wer von der Tugend weicht, wenn Noth und Unglück krachet,
Der ist nicht wehrt, daß ihn die Tugend glücklich machet.
Dein Schicksal, Aristid! ist lange nicht so schwehr,
Daß nicht zu deinem Wohl ein Mittel übrig wär.
Sey tugendhaft und weis, gelassen und zufrieden;
So wird das Ungemach in seiner Wuth ermüden:
So bist du glücklicher, als wenn Oront bey Nacht
Von Mord und Diebstahl träumt, von schwerem Schlaf erwacht:
Dann seinen Schatz besieht, ihn zählet und vergräbet,
Nichts als Dukaten denkt, nur für den Reichthum lebet.
Betrogne Sterbliche! welch unglückseelger Wahn
Entreißt euch der Vernunft, führt euch zum Laster an?

Die

Die Tugend ist euch rauh, drum wollt ihr sie nicht lieben;
Und doch bestrebt ihr euch das Laster auszuüben?
Um tugendhaft zu seyn, bekümmert man sich nie:
Doch wenns dem Laster gilt, spahrt Falsa keine Müh;
Sie rennt von Haus zu Haus, um Lügen auszubreiten,
Behorchet Stundenlang des Nachbars Heimlichkeiten,
Zertrennt durch ihre Kunst der Freundschaft vestes Band,
Verräth, so oft man will, GOtt und ihr Vaterland.
Wahr ists, die Tugend spricht: du must dich selbst bekriegen!
Wer mich besitzen will, muß wollen kämpfen, siegen:
Ist aber dieser Kampf, ist dieser schöne Sieg,
Der dir dein Glück bestimmt, zu hart, zu schwehr für dich?
Verzagter Demokrit! lern erst die Tugend kennen,
Und ohne Vorurtheil das Laster, Laster nennen!
Die Ungerechtigkeit spricht noch durch deinen Mund,
Und macht vom Richterstuhl durch dich ihr Urtheil kund.
So lange du dein Ohr dem Flehn des Volks verschliesest,
Und wenn dein Fürst es will, der Unschuld Blut vergiesest,
So lang der Reichthum noch bey dir sich Recht verschaft;
So lange bist du noch ein Knecht, und lasterhaft.
Sey muthig, das Vergehn am Purpur selbst zu strafen,
Und laß nicht das Gesetz taub und unwirksam schlafen!

Flieh,

Flieh, was dir Vorwurf macht, verbann die Schmeicheley,
Dann bist du tugendhaft, alsdenn wirst du erst frey:
Und will auf dich der Neid geschärfte Pfeile drehen,
Nur standhaft; nie hat man die Tugend zittern sehen.
Die Warheit siegt zuletzt, die Schande bringt nur Pein —
Ists schwerer, tugendhaft, als lasterhaft zu seyn?
So ringt der Sterbliche sich Fesseln zu erwerben;
Der Weisheit zu entfliehn, stürzt er sich ins Verderben.
Ihm ist die sanfte Pflicht der Tugenden zu rauh:
Drum wählt er sich das Joch, und wird bey Lastern grau.
Ist Matador vielleicht frey von der Macht der Sorgen? —
Die Zierd am L' Hombre-Tisch, gleich groß im Spiel und Borgen? —
Der iedes Caffe-Haus mit Furcht und Schrecken füllt,
Wenn er sein Trentlevas der Bank entgegen brüllt?
Drey Nächte sind es schon, die er beym Spiele sitzet,
Und wechselsweise flucht, Sans prendre rufft und schwitzet,
An Nägeln kaut und knirscht, stampft, raset und verliehrt.
Die letzte Tour! — Pique Force! — die Basta wird coupirt —
Codille! — Verflucht! — Genug, verdammtes Glücke! —
Kein einzigs Spiel Gewinn? — Ertöde mich, Geschicke! —
Genug, o Matador, ich hasse deine Lust.
So wirkt die Tugend nicht in einer edlen Brust.

Des

Das ungewisse Glück, das du so ängstlich suchest,
Und tausendmal verfehlst, und tausendmal verfluchest,
Hat keinen Reiz für mich: im Schmerz, der dich verzehrt,
Und dich verzweifeln macht und deine Ruhe stöhrt,
Den vesten Bau des Glücks, den Zweck des Lebens gründen,
Das heist die Seeligkeit im Schoos der Hölle finden.
Frontin kommt — alles lebt — man legt die Karten hin —
Er pfeift, er hüpft, er schnupft, und man bewundert ihn.
Sein Ventre-Bleu beweist, daß er Paris gesehen:
Er scherzt, sieht nach der Uhr, flucht und will wieder gehen.
Man bittet ihn: er bleibt. Ach die Marquisin! ia! —
Das allerschönste Kind, das ich noch iemals sah —
So schön nicht, wie Madam — ich wurde recht entzücket —
Welch eine Coëffure? — sie ist ia ganz zerdrücket! —
Die Deutschen sind recht dumm — so zärtlich, so galant —
Erlauben sie Madam! — welch ein meschantes Band?
Dies ist die Mode nicht — Mein Kleid — iüngst must ich lachen —
O lieben sie mich doch, ich will sie glücklich machen! —
Sein Diener ruffet ihn zum Grafen von Basset:
Drauf schnupft er noch einmal, empfiehlet sich und geht.
Du dauerst mich, Frontin! — doch dir ist nicht zu rathen.
Voll Niederträchtigkeit prahlst du mit Lasterthaten,
Und nennst Galanterie, was du niemals gethan,
Und zeigst nicht mehr Verdienst, als ieder Pavian.

Du schminkest dich, du willst durch gaukelnde Geberden
Der Pflastertretter Kron, der Männer Geisel werden,
Frey, unbedachtsam, frech -- Frontin! es geht mir ein --
Man brauchet viele Müh, ein Narr, wie du, zu seyn.
O Tugend, sey mir hold! du schenkest bessre Freuden:
Doch nur der klügre Mensch schmeckt deine Seeligkeiten.
Da ist kein Gram, kein Schmerz, der unser Herz durchwühlt,
Als wenn Frontin sich puzt und Matador verspielt.
Ist diese Welt es wehrt, daß man die Tugend hasset,
Und um ein Nichts sich grämt, ein Schattenbild umfasset?
Mensch! kenntest du dich nur, wie lächerlich du bist!
Du fliehst die leichte Pflicht und thust, was schwerer ist.
Der Tugend sichres Glück kan deinen Geist nicht rühren;
Drum soll ein Labyrinth dich zu dem Glücke führen.
Um die Bequemlichkeit dämpfst du der Seelen Krafft:
Dein Leben ist dir lieb; drum bist du lasterhafft.
Da du nach Wollust rennst, suchst du sie selbst zu kürzen,
Und was dich iezt vergnügt, wird dich ins Unglück stürzen.
Du lachest, Flavia! wenn dorten Philaret
In einem schlechten Kleid bey dir vorüber geht?
Zwar arm, doch tugendhaft, wird er mit dir nicht tauschen,
Wenn gleich um deinen Reitz die reichen Westen rauschen.

Zufrie-

Zufrieden, redlich, fromm, weis, einsam, unbekannt,
Dient er GOtt und dem Freund, und nützt dem Vaterland.
Doch, Flavia, wie gut kanst du das Leben nützen?
Der Spiegel und die Wahl vom Band, vom Kleid, von Spitzen,
Nimmt deinen Morgen weg: dann eilst du zum Caffee,
Zum Tisch, zur Komödie, zum Spiel, zur Assamblee,
Bezauberst den Sylvan und tändelst mit Philinten,
Schwatzst von Belisens Staat und lästerst auf Lucinden,
Und ringest nach dem Ruhm der gröſten Buhlerin --
So Flavia, bringst du das Glück des Lebens hin.
Im müſsgen Ueberfluß die beste Zeit verderben,
Heist frey gebohren seyn und in den Ketten sterben.
Der sichre Mensch entschläft und fühlt sein Elend kaum.
Er preist sein Unglück schön -- schnell flieht der falsche Traum,
Ein schwächlichs Alter lohnt der zügellosen Jugend,
Er denkt die Ewigkeit und zittert vor der Tugend,
Verflucht der Lüste Joch und wirft es doch nicht ab,
Schäumt Raserey, und stirbt, und taumelt in sein Grab.
Sieh hier dein Bild, Vanin! dieß sind der Zukunft Schrecken.
Bald wird die Rache dich aus deinem Schlummer wecken,
Bald ist die Rolle aus, bald sinkt der Vorhang zu.
Je sichrer du dich glaubst; ie tiefer sinkest du.
Der Eckel, der dir oft die beste Lust verbittert,
Und in der Wollust Schos dein feiges Herz erschüttert,

Verkündigt schon den Blitz, der deinen Scheitel trift:
Was dir sonst Nektar war, das ist dir nun ein Gift.
Doch immer noch verzagt die Fesseln zu zerreisen,
Die dir das Laster schmidt, schmähst du das Glück der Weisen,
Und prahlst: ich denke frey! und nennst die Tugend schwer;
Weil dich die Zukunft schreckt, glaubst du ein Ohngefähr.
Wer seinen Schmerz verbirgt, den kan der Arzt nicht heilen.
Vanin! du bist nicht frey, du kämpfst mit Vorurtheilen!
Dein Stolz verschweigt die Last, die Knechtschaft, die dich quält,
Dein trüber Blick entdeckt, was mir dein Mund verhelt.
Vanin! denkt auch dein Herz, was deine Worte prahlen,
Wolan! so must du mir das Bild der Tugend mahlen.
Denk sie dir schwer und rauh, vergiß die Mühe nicht,
Mahl mir ein Schreckenbild und nenn es Tugend, Pflicht!
Setz dieser Schilderung dein Laster an die Seiten,
Und zähle iede Qual der besten deiner Freuden,
Und folgre hier den Schmerz, des Lebens kurzen Sprung,
Und dort die Ewigkeit, des Geistes Sättigung.
Tritt her, Vanin! tritt her! du sollst den Ausspruch geben:
Verdient das Laster wol, daß wir in Banden leben?
Verdient der Lüste Reitz, verdient die Sinnlichkeit,
Daß man dem Glück entsagt, das uns die Zukunft beut?

Der

Der Fromme weis gewiß, daß eine Vorsicht wachet:
Vanin sucht Ruhm darinn, wenn er der Gottheit lachet.
Der Geist, der in uns denkt, hofft eine beßre Welt:
Vanin hält sich beglückt, wenn er in Nichts zerfällt.
So weit, ihr Sterblichen, kan es das Laster bringen!
Ihr rennt dem Abgrund zu, ihr knüpft euch selbst die Schlingen.
Ein kurzer Augenblick in dem Genuß der Lust,
Ermordet eure Ruh, zerfleischet eure Brust.
Mensch, kämpfst du wider dich mit deinen eignen Waffen?
Bist du deswegen nur vernünftig frey erschaffen,
Daß du dich selbst verdammst und deinen Schöpfer schmähst,
Stolz auf dein Sklaven-Joch der Qual entgegen gehst,
Beym Glanz der Weisheit irrst, dein Herz mit Lüsten tränkest,
Und frech der Welt es sagst, daß du frey lebst und denkest? —
Unseeligs Mittelding, vom Engel und vom Vieh,
Du prahlst mit der Vernunft, doch nie gebrauchst du sie!

S.

III.

Historische Betrachtung der Vortheile, welche die Stadt Altdorf von der Universität daselbst ie und allezeit gehabt hat.

Es ist noch niemals geläugnet worden, daß Hohenschulen einen Nutzen haben, der sich unter das ganze menschliche Geschlecht vertheilet; und es wäre überflüßig, wenn man dieses so wol von einzelnen Universitäten erst darthun, oder wenn man die bekanntesten Beweise von einer ohnedem ausgemachten Sache wiederholen wollte. Ein anders ist es, wenn man manchmal Klagen über eine gewisse und unnöthige Menge der Hohenschulen mit Grunde führet; oder wenn in der Haushaltung mancher Oerter wirkliche und dem Staate nachtheilige Fehler angetroffen werden, die man vermeiden könnte, und die man mit Unrecht der nahen Gegenwart einer Akademie aufbürdet. Was das erste anbetrifft, so halte ich es für richtig, daß Deutschland heutzutage einen eben so entbehrlichen Ueberfluß an Hohenschulen hat, als es vor diesem einen Mangel daran gehabt hat. Es scheint, als ob öfters eine Universität vielen andern nachtheilig sey; und es ist nicht ganz falsch, wenn man behaubtet, daß manchmal eine Akademie auf eine gewisse dictatorische und monarchische Art die Verdunklung anderer zum Augenmerk gehabt habe. Hingegen wenn manchmal ein Ort, oder ein Land, von irgend einer Hohenschule zu leiden scheinet, ist es ein Schade, der von ohngefähr kommt, an dem die Akademie so wenig Schuld ist, als die Weltweisheit an der Ketzerey mancher Philosophen.

Sie

Sie werden mich besser verstehen, H. H. wenn ich ihnen sage, daß es Leute gebe, welche den grossen Schaden ausgerechnet haben, den die Stadt Altdorf von der hiesigen Hohenschule habe; misgünstige Leute, die entweder die Musen um ihr Glück und ihren Adel neiden, oder wer weis was für unreine Absichten haben. Ich könnte einige von den vermeynten Gründen anführen, die zur Beschwerde wider unsere Akademie gebraucht werden: ich will es aber für dießmal noch nicht thun; sondern dafür einen historischen Versuch von denen durch die Universität für das hiesige Städtlein erwachsenen allgemeinen und ökonomischen Vortheilen machen, den Sie, M. H. etwann mit Vergnügen hören, und der andere undankbare und in der Geschichte ihres Vaterlandes unerfahrne Personen beschämen kan.

Es hat bereits vor vielen Jahren ein berühmter und unvergeßlicher Lehrer dieser Hohenschule bey einer öffentlichen feyerlichen Gelegenheit wo nicht eben diese, doch eine sehr ähnliche Materie abgehandelt. Ich habe gewunschen und mich bemühet, den Aufsatz dieses stattlichen Mannes (es ist der unvergeßliche Herr Doctor Deinlein) nach seinem Tode zu erhalten: aber es war vergeblich, und diese schöne Arbeit ist ausser Zweifel verlohren gegangen. Um so viel mehr wird es mir vergönnet seyn, von dieser Sache zu wiederholten Malen zu reden; besonders weil ich versichern kan, daß ich den Innhalt meines Aufsatzes schon entworfen hatte, ehe ich noch wußte, daß er von einem andern bereits abgehandelt worden sey. Und wenn ich mir gleich nicht in den Sinn kommen lasse, die Sache besser und gründlicher auszuführen, als es von besagtem unvergleichlichen Manne geschehen ist: so kan es doch gar wol seyn, daß wir unsern Gegenstand in verschiedenen Aussichten betrachtet, und mit verschiedenen,

bald mehrern, bald ſtärkern Gründen beleuchtet haben. Wäre ich nur ſo glücklich, die Gedult ſo vornehmer und anſehnlicher Zuhörer, um die ich gehorſamſt bitte, durch die Beſchaffenheit meines Vortrags zu verdienen!

Wir müſſen in die alten Zeiten unſers Altdorfs zurücke gehen. Hier werden wir finden, daß die hieſige Stadt Urſache habe, GOtt auf den Knien zu danken, daß die Univerſität hieher geleget worden iſt. In der Mitte des funfzehenden Jahrhunderts hat der Marggraf zu Brandenburg, Albrecht der ältere, bekannter Maſſen, wider Nürnberg Krieg geführet: und ob wol Altdorf damals noch nicht in Nürnbergiſchen Händen war; ſo betraf doch die Wuth des Krieges auch dieſes benachbarte Städtlein. Altdorf wehrte ſich tapfer; die Mauren waren gut; und Fugger erzählt in ſeinem Oeſterreichiſchen Ehrenſpiegel: es hätte ein Altdorfiſcher Bürger die Kunſt verſtanden, die feindlichen Schüſſe, die auf die Mauren geſchehen, mit einem Beſen abzukehren. Die Belagerer ſind auch wirklich mit groſſem Schaden abgezogen: dennoch iſt damals Altdorf wol halb abgebrennt worden. Die damaligen Zeiten waren nicht ſo beſchaffen, daß ſich das Städtlein ſogleich wieder hätte erholen können; abſonderlich da kaum 50 Jahre vorbey waren, als ihm ein neuer Krieg drohte. Der Pfalzgraf Ruprecht und ſein Vater, der Churfürſt von der Pfalz, Philipp, denen Altdorf damals noch gehörte, wurden 1504. in die Acht erkläret, und die Stadt Nürnberg, die den Kaiſer um eben dieſe Zeit gar treulich in dem Schweitzer-Kriege gedienet hat, bekam Befehl, Altdorf nebſt andern Churpfälziſchen Aemtern wegzunehmen. Es geſchahe: Altdorf wurde belagert; die Nürnberger verſtunden das Handwerk; der erſte Schuß, den ſie thaten, gieng durch die Mauren

bis

bis mitten in die Stadt; die Besatzung wehrte sich vergeblich; sie muste übergehen, nachdem der Ort durch dreytägigen Sturm wieder genug gelitten hat. Hier wurde Altdorf Nürnbergisch, aber noch nicht frey vom Unglücke. Marggraf Albrecht der jüngere nahm in dem neuen unglücklichen Kriege 1553 im May das Städtlein ein: und wiewol es am Pfingsttage dieses Jahrs so gleich wieder von den Nürnbergern glücklich erobert wurde; so folgte doch Freytags nach Fronleichnamstag die gänzliche Einäscherung. Der Marggraf kam vor die Thore der Stadt, fand sie, weis nicht aus was für Ursache, unbesetzt, lies die Thore zusperren und die Stadt mit Feuer anstecken: da dann Menschen und Vieh, und was von der Plünderung überbliebe, insbesondere alte und kranke Personen, die sich nicht retten konnten, elendiglich umkamen; so wie ich mir auch öfters mündlich habe erzählen lassen, daß nur ein einziges ganzes Haus von der Wuth der Flamme befreyet worden und stehen geblieben sey. Es fehlte wol nicht an Anstalten und Leuten, wodurch das Städtlein wieder aufgebauet wurde: allein es war auch so augenblicklich nicht geschehen; vielweniger konnte bey den damaligen trübseligen Zeiten demselben sogleich Nahrung und Gewerbe verschaffet werden, bis endlich ein hochweiser Rath der Stadt Nürnberg ein besonders und unerwartetes Mittel fande, dem armen Altdorf aufzuhelfen.

Das Nürnbergische Gymnasium bey St. Egidien fieng, so blühend es vorher war, um 1560. bis 1570 an, in starken Verfall zu kommen, und der berühmte Joachim Camerarius rieth schriftlich von Leipzig aus, man sollte es versetzen. Man folgte seinem Rath, und es kam das Kloster Engelthal, so wie die Stadt Hersbruck in Vorschlag. Die Musen würden sich auch an beyden Orten nicht übel

befunden haben. Doch wurde die Meynung derjenigen vorgezogen, die auf Altdorf, so wol wegen seiner schönen Lage, als auch um dieses so oft verunglückte Ort zu trösten und zu bereichern, ein Augenmerk hatten. Man fieng 1571 das trefliche Collegium zu bauen an; 1575 wurde das Gymnasium eingeführet; 1578 wurde selbiges zu einer Akademie erhoben, und 1623 kriegten wir die eigentliche Universität. Ausser den Professoren und Lehrern wurden gleich in einer Jahres-Zeit 200 Personen bey uns eingeschrieben, und gegenwärtig werden es 20000 seyn, die in der Matrikel unserer Universität eingezeichnet sind. Fürsten sind es, viele Grafen und ausser bloß Adelichen eine ungemeine Menge von Freyherren, die allhier studieret haben. Alleine 1600 Personen ohngefähr sind es, welche in den vier Facultäten, seit dem Altdorf eine Akademie und Universität ist, die höchsten Würden der Gelehrsamkeit angenommen haben. Soll man glauben, daß eine solche Menge Volkes, von welchen der meiste Theil reichlich zu leben pfleget, der Altdorfischen Haushaltung keinen Nutzen gegeben habe, oder daß der Vortheil wol da gewesen, die Folgen aber davon etwan durch ein Wunderwerk aufgehoben worden seyen? Ich will der vielen Handwerker und Profeßionen nicht gedenken, die sich an einem Orte nähren können, wo eine Hoheschule ist; ich will des Vortheils und der Ehre nicht gedenken, so die Bürgere allhier haben, wenn sie ihre Söhne wollen studieren, oder ihnen sonst was anständiges lernen lassen; ich will von den Vermiethungen leerstehender Häuser und dergleichen nichts sagen: ich will nur, weil ich von der eigentlichen Haushaltung geredet habe, ein paar Worte vom Fleische und Biere reden. Wie viele hundert Centner Fleisch werden das Jahr über alleine für die Universitäts-Verwandten verbraucht? Und muß nicht ein daraus ersteigender Gewinst, der

etwann

etwann leicht zu berechnen wäre, für einen so kleinen Ort, als Altdorf ist, sehr beträchtlich seyn? Das Brauwesen und der Bierverschluß war noch bey junger Männer Gedenken unglaublich groß: daß dieses nicht mehr ist, lassen sich viele bürgerliche Ursachen finden; daß es aber vor diesem war, trug die Universität das meiste bey, und man könnte Familien nennen, die der einzige Verschluß des Bieres an die Universitäts-Personen reich gemacht hat. Auch ist es gar noch nicht bewiesen, daß an den gemachten bösen Schulden einiger akademischer Bürger, die man uns immer vorwirft, mehr dieselben, als manche sich beschwerende Glaubiger, Schuld seyen. Doch von diesen allen will ich eigentlich nicht reden. Ich habe dießmal andere Gründe aus der eigentlichen Geschichte Altdorfs vor mir, die ich mir zu entwickeln vorgenommen habe.

Als sich ein paarmal, vornemlich in den Unruhen des leidigen 30jährigen Krieges, die Studenten verloffen haben, und selbst die meisten Professoren entwichen sind: war eine solche Noth in Altdorf, die den Nutzen der Universitäts-Glieder sehr begreiflich machte. Das 1634ste Jahr war das betrübteste: alle Studirende sind entflohen und nur 12 liesen sich einschreiben; da in den vorigen Jahren immer gegen zwey hunderte jährlich immatrikuliret wurden. So war es auch vorher im Jahre 1612, als man wegen der Pest flohe: die Fleischer feyerten, die Schneider und Schuster litten Frost, die Wäscherinnen fasteten, die Holzhauer wollten erhungern, und die Studenten-Diener, welche armer Leute Kinder waren, heulten; wie der vortrefliche Polyhistor Michael Piccart in einer Rede sagt, die er in gedachtem Jahre gehalten hat, um die wegen der Seuche verloffenen Akademisten wieder zurück zu berufen. Aus dieser schönen Rede will ich folgende merkwür-

merkwürdige Stelle, jedoch mit Vorbedacht in der Grundsprache, anführen. Sie heist: Inter cives porro huius oppidi nostri, quamquam multi reperiuntur viri boni, qui beneficium huic oppido, Academia in hoc loco instituta, collatum agnoscunt, grata mente praedicant, et omni benevolentia nos et coetum academicum complectuntur, tamen, si oculos circumferas per omnes oppidi angulos, invenias item non paucos merum rus et fimetum olentes, tantum ab omni humanitate remotos, quantum absunt ab rectae rationis usu, qui nos ultra Garamantas et Indos relegari postulant, dum salva sunt hic omnia: caussantes nescio quae deliria et opes crepantes regias suis se agris parare posse et stercorationibus. Hi vero quam nunc fament, et esuriales sibi in hac solitudine nostra indicunt ferias. Feriantur lanii, sartores et sutores frigent, ieiunant ingratiis lotrices, nugantur famelici lignifossores; plorant famulitia studiosorum, pauperrimorum hominum filii. Discite ergo, o fungi, et agnoscite vel tandem, quid vobis conferat Academia, exsuite ferale istud erga literatos odium, induite alium et humaniorem sensum, et ita conversamini nobiscum, uti viros bonos facere aequum est, non sanguinem nostrum sitientes, aut sudore partis reculis per scelus et fraudem inhiantes, sed aequum pro aequo petentes, ut in pace una vivamus et mutuas operas invicem sublevandae indigentiae praestemus. Diese Stelle, so hart als sie manchem scheinen möchte, zeuget von dem patriotischen Eifer eines ehrlichen Mannes, der eine grosse Einsicht in das Verhältniß der Bürgerschaft gegen die Akademie haben mußte, weil er nicht nur, als er dieses schrieb, schon lange hier Professor war, sondern auch in Altdorf selbst erzogen worden ist.

Ich

Ich komme wieder auf den 30iährigen Krieg. Weil ich schon ein andermal die Geschichte der Nürnbergischen Schicksale in gedachtem Kriege, gleichfalls in einer feyerlichen Versammlung der Gesellschafft beschrieben habe: so will ich dießmal so weitläuftig nicht seyn, als ich könnte, sondern nur die Verdienste unserer Universität, die sie damals um den hiesigen Ort und dessen Erhaltung gehabt hat, erzählen. Und um alle Weitläuftigkeit zu verhüten, will ich das übergehen, was ich aus den Jahrbüchern unserer Universität von den Verdiensten derselben um die gemeine Stadt allhier anführen könnte: ich will mich nur auf einen einzigen Brief des damals lebenden Prof. Virdungs beruffen, der in der Sammlung der Richterischen Briefe vorkommt. Hier wird erzählt, daß in dem Jahre 1632, in welchem nicht nur die Schwedische, sondern auch die Kaiserliche und Bayrische ganze Kriegesmacht bey Nürnberg stunde, die Universität an die sämtliche hohe Generalität, an Holken zu zweyenmalen, und an Tilli zu dreyenmalen, geschrieben und ihnen nicht nur das Wohl der Akademie, sondern auch der Bürgerschaft und des Ortes empfohlen habe: worauf allezeit sehr gnädige Antworten mit dem Bedeuten eingelaufen, daß man um der Hohenschule willen des Städtleins schonen wolle. Gleicherweise hat auch der König in Schweden selbst, auf ein Schreiben der Universität an ihn, sie seines gnädigsten Schutzes mit den huldreichesten Ausdrücken versichert: da hingegen seine Völker in der nächsten Nachbarschaft traurige Spuren zurücke gelassen; wovon das benachbarte Gnadenberg und Cassel zeugen kan; gleichwie auch sonst die übrigen Nürnbergischen Städtlein, besonders Lauf und Hersbruck, äusserst mitgenommen worden sind. Inzwischen trug sich der allerwichtigste Umstand zu. Altdorf hat zu etlichenmalen Schwedische Besatzung eingenommen,

nommen, oder doch kleine Schwedische Partheyen im Durchzuge beherberget. Solches war wider den ausdrücklichen Befehl des Generals Tilli. So unschuldig auch Altdorf bey der Uebertrettung dieses Befehles mochte gewesen seyn; indem man wol gewunschen hätte, von dem Besuche aller Kriegsvölker, Feinde und Freunde, frey zu seyn: so hoch wurde gleichwol dieses Verbrechen angerechnet. Es rückte der General Altringer an und erklärte, daß er schwere Rechenschaft von Altdorf fordere. Es war an dem, daß der grausamste Befehl sollte vollzogen, die Bürgerschaft mit Weibern und Kindern niedergemacht, das Städtlein geplündert und sodann weggebrannt werden. Wisset, ihr Unwissenden und Undankbaren, nur der Universität habt ihr es zu verdanken, daß eure Vorfahren nicht mit Stumpf und Stiel sind ausgerottet worden. Diese legte eine flehentliche und wehmüthige Fürbitte ein und bath, der Stadt nur um ihretwillen, um der Universitäts-Verwandten Güter willen, um des schönen Collegiengebäudes willen, der Schuldigen um der Unschuldigen willen, zu schonen. Der berühmte Prof. Ludwell insbesondere nahm dieses kützliche Geschäfte der Fürbitte nebst noch einigen Abgeordneten auf sich und erhielte die glückliche und erfreuliche Antwort: der Universität zu Ehren wolle man den bürgerlichen Verbrechern Gnade wiederfahren lassen. Die Stadt und ihre Rathsbürgere, welche wenigstens in den ersten Augenblicken der von ihren Gütern, Leib und Leben abgewendeten Gefahr, durch das Verdienst der Universität um sie gerühret waren, versprachen sogleich, daß die Universität von allen Einquartierungen, Abgaben, Auflagen und Steuern, die die kriegerischen Umstände forderten, frey seyn und solches alles die Bürgerschaft alleine über sich nehmen wolle. Dieses Versprechen war um so viel billiger, weil dessen Innhalt das gemeine

Recht,

Recht, die akademischen Freyheiten und ein schon vorher ergangener Befehl des Generals Tilli mit sich brachte, der bey Verlust des Kopfes verbotten hatte, keinen Universitäts-Verwandten, am allerwenigsten aber einen Professor, mit einer Auflage, Anforderung, oder auf irgend eine andere Weise, zu kränken und zu beschwehren. Wie schlecht aber die Bürgerschaft ihren Versprechen nachgekommen, und wie bald die Wohlthaten, die von unserem Musensitz auf sie flossen, vergessen waren, bezeugen unsere Jahrbücher und der angeführte Virdungische Brief.

Ein anders Verdienst unserer Hohenschule um das hiesige gemeine Wesen findet sich in dem Leben des unvergleichlichen Professors und Mathematikers, Johann Prätorius. Dieser grosse Erfindungsgeist, der sich unter vielen andern, durch das von ihm sogenannte Prätorianische Tischgen und eine besondere Wasserwage verewiget hat, leistete dem Städtlein einen Dienst, dessen Werth in der That unschätzbar ist. Sie wissen, H. H. wie spärsam am hiesigen Orte das so unentbehrliche Element des Wassers, und wie groß zu mancher Zeit dessen Mangel sey. Diejenigen, die hier zu Hause sind und nur etwan 18 biß 20 Jahre zurück denken mögen, wissen es noch besser, in was für Noth und Jammer sich Altdorf befindet, wenn in trockener Sommerzeit eine Feuersgefahr entstehet. Ehemalen war die Noth noch grösser, und Altdorf litte an lebendigem Wasser gänzlichen Mangel. Prätorius war es, der mit seiner Wasserwage, die man bey Wasserleitungen braucht, eine gar glückliche und vortheilhafte Probe gemacht hat. Er leitete mit Hülfe dieses Instruments aus dem benachbarten Bühlheim ein lebendiges Wasser durch Röhren herein; wodurch er sich die Bürgerschaft, die ganze

Stadt,

Stadt, und alle, die sich jemals hier aufgehalten haben, oder auch noch aufhalten werden, auf ewig verbunden hat. Er setzte zu diesem Verdienste noch ein anders. Vorher gieng der Weg von Altdorf nach Nürnberg über Lauf, und man mußte mit vieler Beschwerlichkeit vier starke Meilen lang reisen, bis man vor die Thore Nürnbergs kam. Prätorius erfande einen neuen, bequemen, kürzern und kaum 2 Meilen langen Weg, den wir alle bis daher noch wandern, den wir allezeit zu seiner Ehre betretten, und der der Stadt schon viel tausend Vortheile und Gewinn gebracht hat.

So sieht es aus mit dem Einfluß unserer Universität in die hiesige Stadt. Wie viel könnte ich noch sagen, wenn ich aller besondern und einzelnen Anstalten unserer Akademie gedenken wollte, von welchen die Bürgerschaft Vortheile, Nahrung und Bereicherung erhält. Was für eine beträchtliche Summe Geldes wird nur jährlich zur Unterhaltung des Collegien-Gebäudes und des botanischen Gartens ausbezahlet, die schier alleine die Bürgerschaft und Bauerschaft empfängt? Wie viele Personen kriegen Almosen und Gehalt von uns? Der Spital, die benachbarten Schulmeister, viele bürgerliche Arme, ja so gar der Bettelvogt, werden aus unsern Mitteln guten Theils erhalten. Auch zu den hiesigen Feueranstalten hat die Universität Geld hergeschossen. Die Unterhaltung des Fuhr- und Botenwesens, (welch eine bequeme, nützliche und unentbehrliche Sache für jeden Bürger,) rührt vornehmlich von der Universität her: der Apotheke, der Aerzte, der Wundärzte und vieler anderer Dinge nicht zu gedenken, an welchen es am hiesigen Orte, wo nicht gänzlich, doch in Absicht auf derselben vorzügliche Beschaffenheit, deren man sich hier vor allen dergleichen kleinen Städten rühmen kan, fehlen würde,

würde, wenn man sie nicht der Universität zu danken hätte.

Genug, H. H. ich habe Sie schon allzulange mit Wahrheiten unterhalten, die eben Sie, als Gönner und Freunde der Musen und unsers Helikons, am allerwenigsten läugnen, ja deren Beweis Sie gewiß für ganz unnöthig halten würden, wo ich Sie nicht schon versichert hätte, daß es solche ungestümme und undankbare Leute gebe, die ihrem Witz und aller Wahrscheinlichkeit aufbieten, unsere Hoheschule, als eine schädliche und gefährliche Nachbarin der Bürgerschaft, verdächtig zu machen. Werden Sie aber, H. H. auch noch erlauben, daß ich Sie mit unserer deutschen Muse, mit Palämons jüngster Tochter, unterhalte, nachdem ich Ihre Geduld schon so lange geprüfet habe? Ja Sie thun es: Sie wissen, daß ich dieses Geschäfte dem heutigen Tage schuldig bin, welcher der deutschen Gesellschaft gedoppelt feyerlich ist. Wir feyern den Tag der Stiftung der Gesellschaft, und verlegen das am verwichenen Sontage gefallene Namensfest der gesammten **Erlauchten Reußen und unsers Hochgebohrnen Herrn Präsidentens** hieher. Dieses zweyfache Angedenken ist uns allzuheilig und werth, als daß wir nicht alle unsere Freude, unsere Triebe, unsere Kräften ermuntern sollten. Heute legen wir glücklich ein Lustrum zurücke und tretten ins sechste Jahr unserer Dauer ein. Könnten wir nur auch würdig opfern, wie die Alten an ihren fünfjährigen Festen thaten! Doch wir versuchen es, und hoffen, daß der Werth unserer Opfer nach unseren Herzen, nach unserer Freude und nach der Begierde beurtheilet werde, den Gönnern und Freunden unserer Versammlung Dank und Ehre zu erweisen. Ich aber vergnüge mich innigst, daß ich, als der Urheber und Stifter dieser Gesellschaft, den

Zeitpunkt erlebet habe, in welchem unſer Orden nun ſchon einige Jahre mit einem Hochgräflichen Oberhaubte pranget, die anſehnlichſten, vornehmſten und würdigſten Perſonen unter ſeine Mitglieder zählet, immer mehr Beyfall der unpartheyiſchen Welt empfängt, ſich immer eine weitere Bekanntſchaft durch herausgegebene Schriften macht, und bisher noch an allen dem, was zur Unterſtützung eines gemeinnützigen, auch manchmal koſtbarn, Vorhabens erforderlich iſt, nicht den geringſten Mangel erlitten hat. Wie ſchön können wir über die Neider und Ungünſtigen frohlocken, die den Untergang unſerer Geſellſchaft ſchon vor einigen Jahren, gleich allen falſchen Propheten dieſer Zeit, veſte geſetzet, oder doch wenigſtens gewunſchen haben. Doch es ſoll heute keine heimtückiſche Leidenſchaft unſere Bruſt bemeiſtern. Wir wollen es vielmehr mit ehrerbietigen und frommen Rührungen der göttlichen Vorſicht danken, daß es ihr gefallen hat, unſere Gegenden, unſer Altdorf, unſere Geſellſchaft zu einer Zeit in Ruhe und Segen zu erhalten, da mehr als die Helfte von Deutſchland verunglücket und mehr als ein gelehrtes Vorhaben gehindert und erſticket worden iſt.

Preiß ſey dem Höchſten! Segen und Ruhe unſern Gnädigen Obern, der Republik Nürnberg! Leben und Flor unſerm Gnädigen Heinrich! Heil und Aufnahm der Altdorfiſchen Hohenſchule! Glück und Dauer unſerer ganzen Geſellſchaft!

IV. Des

IV.

Des Herrn von Vattel
Entwurf einer Art Elixirs von Büchern,
deren sich Spieler, die keine Zeit etwas zu lernen haben, bedienen könnten, übersetzt von C. E. S.

So bald mein Versuch von der Nützlichkeit der Spiele unter die Leute gekommen, so haben sich viele gefunden, welche solchen als eine Stachelschrift betrachtet haben; und ich vernehme, daß sie unter diesem Titel viele heimliche Klagen verursachet. Ich weiß sie auf keine andere Art zu befriedigen, als ihnen, ohne weitläuftig zu seyn, zum voraus zu sagen, wie ich ohne alle Verstellung eine Lobrede auf das Spiel gehalten, und daß ich viel zu weit entfernet seye, eine Handlung zu tadeln, welche so vielen braven Leuten gefället. Ich glaubte mich deutlich genug erkläret zu haben, und daher hätte sich niemand in seiner Meinung so betriegen sollen. Aber es ist mir gegangen, wie einem zärtlich Verliebten bey seiner nicht gar zu schönen Gebieterin. Diejenigen, welche nicht wissen, daß er wirklich in sie verliebt sey, glauben, daß sein Vortrag nichts als eine boßhafte Satyre sey, und halten dafür, daß er ihrer spotte, wenn er als ein Ertzverliebter redet, wenn er sich bemühet, sie zu loben, und indem er voller Entzückung ist, anfängt, seine verliebten Regungen zu erheben. Ich halte es daher für meine Schuldigkeit, iederman zu bitten, daß er gewiß glaube, daß ich die Vorzüge von einem Gebrauch wohl kenne, ohne welchen man oft einen bunten Kreis von Mannspersonen und Frauenzimmern in einem tiefen Stillschweigen gähnend

erblicken würde, und wo so viele Leute mit erhabenen Mienen in Gefahr stehen würden, ihr ganzes Ansehen zu verlieren. Ich beobachte nur ein einiges Unheil, welches daraus entstehet: und dieses ist, daß solchen braven Leuten, indem sie alle Augenblicke, wo sie nicht ihre nöthigsten Amts-Geschäfte besorgen müssen, dem Spiel widmen, im ganzen Tage nicht eine Viertelstunde übrig bleibt, um sich durch Lesung einiger Schriften vollkommener zu machen. Unterdessen ist es doch ausgemacht, daß eine mit guter Wahl angestellte Lesung der Bücher beiderley Geschlechte grossen Nutzen verschaffen kan. Bey den Mannspersonen gibt man solches ohne Widerrede zu. Aber, warum glaubt man denn nicht ein gleiches von dem Frauenzimmer? Ich habe oft bemerkt, daß der Umgang mit einer Schönen, deren ganze Wissenschaft nicht weiter gehet, als was ihr etwa ein halb Dutzend Romanen mitgetheilet, einem bald zuwider werde, wenn auch die Natur ihre Gaben noch so reichlich an ihr verschwendet hat. Sobald ihre muthwilligen Scherze und tiefsinnigen Wortspiele ein Ende haben, so verlieret sich auch zugleich ihre ganze Beredsamkeit. Wie ist diesem Uebel abzuhelfen? Was soll man wählen, ein Buch oder eine Karte? Soll man die Zeit, welche man sonst dem Spiel gewidmet, abkürzen, und zu Lesung der Bücher anwenden? Keinesweges! Ich will mich bemühen, ein Mittel an die Hand zu geben, wodurch ich iederman von meinem grossen Eifer, welchen ich für das gemeine Beste hege, überzeugen kan.

Ich habe mich von Jugend auf mit der Schmelz- und Distillir-Kunst beschäftiget, und durch viele Erfahrungen habe ich eine grosse Vollkommenheit erlanget, zusammengesetzte Dinge aufzulösen, und die verschiedenen Materien, welche sich darinn befinden, von einander abzusondern. Ich glaube daher,

Digitized by Google

her, daß ich im Stande sey, ein Elixir zu verfertigen, welches solchen braven Leuten, die sich bemühen, bloß im Spielen Meister zu seyn, und sich daher mit Lesung guter Bücher nicht abgeben können, ein heilsames Mittel seyn wird, ihre Dummheit zu bemänteln. Es ist daher nöthig, daß man eine Anzahl auserlesener Bücher, mit einer gewissen auflösenden Materie, welche ich besitze, in eine Distillir-Kolbe thue, und davon alles Gute mit vieler Aufmerksamkeit abziehe. Aus diesem klugmachenden Mittel, welches durch einige Drachmen von dem Salz der Beurtheilungskraft vollkommener gemacht ist, bestehet mein Elixir, wovon ich rede.

Aber da ich zum voraus sehe, daß die Kosten viele Leute abhalten werden, sich einer solchen fremden, aber höchst heilsamen, Arzeney zu bedienen; so bin ich willens, solche umsonst herzugeben: und ich bitte mir weiter nichts aus, als daß man mir allein die Freiheit gestatte, ein Wasser, welches ich verfertige, zu verkaufen, das unvergleichlich ist, die Haut weis und schön zu erhalten. Ich halte dafür, daß der Nutzen, welchen ich bey dem Verkauf dieses Wassers habe, die Kosten, die mein Elixir verursachet, vollkommen ersetzen werde. Nur eine einzige Schwierigkeit sehe ich bey dem Verkauf dieses unvergleichlichen gebrannten Wassers. Die Personen, welche solches am allernöthigsten hätten, werden sich am wenigsten bemühen, sich damit zu versehen. Ich rede aus der Erfahrung: weil, nachdem ich etwas von meinem Vorhaben bekannt gemacht, es sich zugetragen, daß die mir bekannte Frauenzimmer, die den Gebrauch meines Elixirs am wenigsten nöthig hatten, gerade die einzigen waren, welche solches von mir verlangten. Aber es ist noch ein Mittel vorhanden, auch dieses Uebel zu heben. Ich werde die für die Frauenzimmer zubereiteten Gläser nicht

ihnen selber, sondern den artigen iungen Herren in einer ieden Gesellschaft übergeben. Diese sollen mit allem Fleiß darauf bedacht seyn, daß sie von Zeit zu Zeit einige Tropfen in eine Tasse Thee, oder Caffee, womit sie die Frauenzimmer bedienen, davon schütten. Sie werden auf diese Art denen Absichten, warum Väter und Mütter erlauben sollen, daß iunge Frauenzimmer einen Umgang mit Mannspersonen haben, vollkommen Genüge leisten: und diese Absichten sind, daß sie vernünftiger werden. Nunmehr werden wir vermittelst meiner bewundernswürdigen Erfindung nicht einen einzigen iungen Herrn mehr haben, welcher nicht im Stande seyn soll, etwas darzu beyzutragen: denn man wird doch hoffentlich ihnen allen soviel zutrauen, daß sie iemanden mit einer Tasse Caffee bedienen können. So wenig Fleiß wird also nur erfordert, um iederman brauchen zu können.

Aber diese Herren werden mir erlauben, ihnen zum voraus zu sagen, daß es ihnen sehr schimpflich seyn werde, wenn die Frauenzimmer durch Hülfe meines Elixirs viel klüger, als sie selbst seyn werden: daher werden sie sehr wohl thun, wenn sie bey Gelegenheit selbst einige Tropfen davon zu sich nehmen. Ich weiß zwar, daß es anständiger für sie wäre, wenn sie durch Lesung guter Bücher ihren Verstand auszubessern sich bemühten: denn ich gestehe aufrichtig, daß die Wissenschaften, welche man auf diese Art erlernet, von weit grösserm Nutzen sind, als wenn man sie bloß meinem Elixir zu verdanken hat. Es käme nur darauf an, daß man solchen nützlichen Beschäftigungen einige Frühstunden aufopfern wollte. Allein, die mehresten iungen Herren finden ein gröſſers Vergnügen daran, wenn sie fast ganze Nächte beym Spiel sitzen können. Und wer kann es ihnen daher verdenken, wenn sie etwas lange schlafen? Und

bleiben

bleiben ihnen ia noch eine oder zwo Stunden vor dem Eſſen übrig, ſo brauchen ſie ſolche höchſt nöthig zu ihrer löblichen Abſicht, einen ſolchen Putz zu erwählen, welcher ihnen die Gewogenheit der Frauenzimmer verſprechen kan. Ich will ihnen ſo viel wie möglich helfen: und dieſes um ſo viel lieber, da ich hoffen darf, daß ſie mir einen anſehnlichen Theil von meinem Waſſer für ihr Geſicht abkaufen werden. Ja ich will es ihnen gar gern erlauben, daß ſie ſich unter die bunten Reihen der Frauenzimmer begeben; und ſie dörfen mit ihnen Caffee und mein Elixir genießen. Nun kommt es noch haubtſächlich auf die Wahl der Bücher an, womit ich meine Diſtillir-Kolbe anfüllen muß. Wird nicht iedermann mit mir einſtimmen, daß es zuweilen viel beſſer wäre, wenn ein Frauenzimmer, ehe es gewiſſe Bücher gewählet, lieber gar nichts geleſen hätte? Ueber dies ſollen meine Haubtbemühungen dieſem liebenswürdigen Geſchlechte gewidmet ſeyn: und ich wünſche, ihnen vor allen nützlich zu werden. Ich erkläre mich daher öffentlich, daß mein Elixir eigentlich für ſie gehöre, und daß ich es alſo zubereite, daß es ihren Beifall erhalte. Dem ungeachtet dürfen ſich iunge Herren, welche ſolches nöthig haben, ebenfals einige Rechnung darauf machen. Man fordert ia nicht von ihnen, daß ſie viel klüger, als das Frauenzimmer, ſeyn ſollen, und ſie werden ſich hoffentlich nicht über mich beſchwehren, wenn ich ihnen Mittel an die Hand gebe, daß ſie durch ihren Umgang mit den Frauenzimmern denen mehreſten gleich kommen werden.

Da nun der glückliche Ausgang meines Vorhabens haubtſächlich auf eine ſehr vorſichtige Wahl der Bücher ankommt, ſo getraue ich mir nicht, ſolche allein zu unternehmen. Alle kluge und vernünftige Leute, welche die menſchliche Geſellſchaft noch

einigermaſſen am Herzen liegt, werden mir daher eine groſſe Gefälligkeit erzeigen, wenn ſie mir in dieſer wichtigen Sache einen guten Rath ertheilen wollen. Auch Frauenzimmer, welche durch die Erfahrung einen reinen Geſchmack und kluge Einſicht beſitzen, werden mich ihnen unendlich verbindlich machen, wenn ſie mir ebenfalls ihre Meinung davon mittheilen wollen. Sie dürfen gewiß überzeugt ſeyn, daß ich ihren Rath um ſo viel mehr mit aller nur möglichen Aufmerkſamkeit annehmen werde, weil ich dafür halte, daß ihre Meinungen von einem ſtolzen Schulwitz weit entfernet ſeyen, und weil ſie aus der Erfahrung am beſten wiſſen, welche Werke ihrem Geſchlechte den größten Nutzen verſchaffen können.

So bald ich dieſer Sache wegen meinen Vorſchlag bekannt gemacht, ſo habe ich eine groſſe Anzahl Briefe von einer Menge von Leuten bekommen, welche ſich beſtreben, meine Abſicht zu befördern. Ich will nur folgende nebſt meinen Antworten dem gemeinen Weſen mittheilen.

Mein Herr!

Ich habe mit vieler Verwunderung ihren Entwurf von dem unvergleichlichen Geheimniß, welches ſie beſitzen, geſehen, und ich kann ihre großmüthige Abſicht, jedermann damit zu dienen, nicht genugſam loben. Aber, Mein Herr, da ſie nun ein ſo gutes Mittel haben, ſowol Mannsperſonen, als Frauenzimmer, auf einmal gelehrt zu machen, ſo hüten ſie ſich ia, daß ſie ihnen keine Kleinigkeiten in den Kopf ſetzen. Geben ſie ſich mit dem größten Theil der Schriften, welche in unſern Zeiten geliefert worden, nicht ab. Denn ſoll ich aufrichtig reden, ſo findet man wenig Gelehrſamkeit darinn. Der philoſophiſche und mathematiſche Geſchmack

hat

hat beynahe alle unsere ietzigen Gelehrten angesteckt: man verderbt heutiges Tages die Zeit mit unnützen Schlüssen, und versäumet darüber Gelegenheit und Mittel, sich mit vortreflichen und artigen Wissenschaften bekannt zu machen. Ob ich gleich von einem so geschickten Manne, wie sie sind, vollkommen überzeugt bin, daß sie keinen Rath nöthig haben: so erlauben sie mir doch, ihnen zu sagen, daß sie wohl thun werden, wenn sie ihre Distillir-Kolbe mit den Werken iener grossen Männer, welche in dem vorigen Jahrhundert gelebet haben, und die noch heutiges Tages von wahren Gelehrten mit vielem Vergnügen gelesen werden, anfüllen. Und diese sind: welche gelehrte Anmerkungen über die alten Schriftsteller, gründliche Untersuchungen der Zeitrechnung, schöne Probschriften über die Alterthümer, über die heidnischen Götzenbilder, wo man zeigt, daß sie aus der Historie des alten Testaments entlehnet, und durch die egyptischen und griechischen Erzehlungen verunstaltet sind, geliefert haben. Doch genug für einen klugen Mann! Ich setze daher, weil ich mit einem so vernünftigen Herrn, wie sie sind, rede, nichts weiter hinzu. Aber ich freue mich, daß ich ihnen meine Meinung ganz kurz entdecket habe; und sollte ich auch keinen andern Endzweck erreichet haben, so wird es doch soviel dienen, daß ich ihrem Ansehen einen grossen Nachdruck wider den herrschenden Geschmack unserer Zeiten beigelegt habe. Ich bin

Dero

Polymantanus.

Antwort.

Mein Herr!

Erlauben sie mir, ihnen zu gestehen, daß ich den Inhalt ihres Briefes so bald errathen, als ich am Ende desselben einen Namen erblicket habe, der auf us ausgeht. Aber ich gestehe Ihnen auch aufrichtig, daß ich, da ich mich Raths erholen wollte, wie ich mein Elixir am besten verfertigen könnte, solchen von euch Herren, die dergleichen Namen führen, nicht verlanget. Ich habe mich erkläret, daß solches eigentlich für die Frauenzimmer bestimmet sey: und ohngeachtet ich ihnen ihre Gelehrsamkeit nicht will streitig machen, so glaube ich doch nicht, daß sie hinlänglich wissen, was dem schönen Geschlecht eigentlich nützlich sey. Damit sie aber sehen, daß ich alle Hochachtung für Gelehrte von ihrer Art habe, so habe ich doch einen Versuch mit den Büchern, welche sie mir angezeigt, machen wollen; und ich konnte es auch mit wenigen Kosten thun. Gedankt sey es dem schlechten Geschmack, der jetzo herrschet, und den sie so sehr herunter machen. Ich habe daher eine grosse Anzahl, mit doppelten Auflösungs-Mitteln in meine Distillir-Kolbe gethan: denn es war mir gleich nicht wohl bey der Sache. Aber auch diese Vorsicht war unnütz: vergeblich habe ich zu dreyenmalen ein starkes Feuer gemacht; und dennoch habe ich nicht einen einzigen Tropfen Geist heraus ziehen können. Da ich endlich die Kohlen vergeblich anzublasen müde war, so nahm ich die Kolbe herunter, und fand nichts, als eine rohe und unschmackhafte Materie, welche sehr viel Oel bey sich hatte. Hier sehen sie, M. H., den Erfolg meiner Unternehmung. Meine Schuld ist es nicht, daß es so schlecht abgelaufen ist. Ich bin mit aller Hochachtung, die ich ihrer grossen Einsicht schuldig bin Dero ꝛc.

Zweyter Brief.

Mein Herr!

Ich habe allezeit sagen hören, daß alle diejenigen, welche, wie sie, sich mit chimischen Untersuchungen einlassen, die Pest des menschlichen Geschlechts, und öffentliche Verderber seyen. Ich bitte sie, was wollen sie denn mit ihrem verwünschten Elixir anfangen, welches sie als eine unvergleichliche heilsame Arzeney ausgeben? Sie wollen unsere Weiber gescheut machen? Um des Himmels willen! wenn meine Frau einen Tropfen davon verschluckt, so muß ich in Kurzem aus dem Lande laufen. Sie sagen, daß der Umgang mit denienigen, welche nicht viel gelesen haben, elend und trocken sey. Was zum Henker! mein Weib hat niemals ein anders Buch, als die Bibel, gehabt, worinn sie am Sonntag einige Kapitel lieset, weil sie am selbigen sonst nichts anders thun kan: und dem ohngeachtet ist sie so geschwätzig wie ein Zahnarzt auf der Bühne; ja sie treibet es so weit, daß ich es fast nicht mehr ausstehen kann. Wie wirds hernach erst gehen, wenn sie von ihren schönen Tropfen einige eingenommen hat, welche mehr ausrichten sollen, als wenn sie alle Bücher eines Doctors durchgelesen hätte! Man sagt, daß diejenigen, welche auf einmal, z. E. durch einen Loterie-Zettel, reich geworden sind, das Erhaltene eben so geschwind wieder verschwenden, als sie es bekommen. Der Himmel weiß, mit was für einer Geschwindigkeit meine allerliebste Hälfte ihre auf einmal von ihnen überkommene Gelehrsamkeit wieder von sich geben würde: man hätte nur immer genug auf sie zu merken, und ich würde mein eignes Wort in meinem Hause nicht mehr hören können. Es ist zwar wahr, daß man manchmal ziemlich artige Sachen aus den Büchern lernen kan. Mein großer Sohn, welchen

welchen ich in die Schule schicke, hat schon oft gemacht, daß ich, indem er mir griechische und römische Historien erzählet, recht sanft darüber eingeschlafen bin. Aber von einem Weibe will ich nichts lernen: denn ich besorge sehr, daß mein Weib noch hochmüthiger würde, wenn sie mehr als ich verstünde. Sie ist niemals viel nütze gewesen: was würde ich erst mit ihr anfangen, wenn sie eine Gelehrte aus ihr machen wollten? M. H. ich kenne einige Herren Gelehrte: wenn sie sich herunter laßen, mit uns armen Leuten, die nicht so viel, wie sie, gelesen haben, zu reden, so geschiehet es mit einer sehr verächtlichen Miene; und diesen Hochmuth könnte ich unmöglich von meinem Weibe ausstehen. Sie sagen zwar, daß sie viel liebenswürdiger seyn würde, wenn sie mehr Verstand hätte. Aber was bekümmere ich mich darum, ob sie unsern iungen Stutzern gefällt, oder nicht. Mir gefällt sie schon vollkommen, wenn sie nur haushalterisch ist. Das wäre wirklich eine artige Sache, wenn sie anstatt, daß sie für ihren Mann, oder für ihre Kinder Strümpfe stricken sollte, sich einfallen ließ, die Zeit mit Bücherlesen zu verderben. Sehen sie daher, M. H. daß nichts beßer ist, als wenn ein ieder sich um die Sachen bekümmert, warum man eigentlich auf der Welt ist. Die Weiber sind bloß darum da, daß sie in ihrer Haushaltung genau seyn sollen, und hievon muß man sie durch leere Einbildungen von Gelehrsamkeit nicht abwendig zu machen suchen. Man sagt, daß diejenigen, welche sich einmal darinn vergaft haben, alle andere Beschäftigungen verachten. Das würde ein schönes Haushalten bey mir werden, wenn meine philosophische Frau sich zu gut dünken würde, mir eine Mittags-Suppe zu kochen.

Laßen sie daher ihr verwünschtes Vorhaben fahren, welches doch nichts anders wirken, als ganze Familien

ins

ins Verderben stürzen würde. Ich versichere, daß ich dieser Sache wegen sehr besorgt seyn würde, wenn ich nicht gewiß überzeugt wäre, daß unsere Obrigkeit, an statt ihnen zu helfen, sich alle Mühe geben werde, ihren Vorschlag zu vernichten. Sie werden weislich darauf bedacht seyn, alle Mittel aus dem Wege zu räumen, durch welche ihre Frauen in kurzer Zeit viel vernünftiger werden könnten, als sie selbst sind. Ich bin Dero ꝛc.

Joh. Sparsam.

Antwort.

Ich bitte sie, mein lieber Herr Sparsam, erzürnen sie sich nicht so sehr. Da schon alle Vorsicht bey der Wahl der Bücher beobachtet worden, so darf ihre Frau solche entweder lesen, oder sie darf durch Hülfe meines Elixirs den besten Auszug davon bekommen, ohne daß sie einen schlimmen Erfolg zu befürchten haben. Sie wird im Gegentheil die Kunst zur rechten Zeit zu schweigen lernen, wenn sie vorher zu viel geplaudert hat: wenn sie stolz und hochmüthig ist, so wird sie freundlich und demüthig werden; und wenn sie verschwenderisch ist, so wird sie einsehen lernen, daß es ihre Schuldigkeit sey, haushalterisch zu werden. Doch, mein lieber Herr Sparsam, wenn sie mich überführet hätten, daß ihr Schatz nur bloß für sie erschaffen wäre, so würde ich mit ihnen einstimmig behaubten, daß es überflüßig wäre, wenn sie sich bemühte, klüger zu werden; weil ihr Mann selber nicht klug zu werden verlanget.

Dritter Brief.

Mein Herr!

Ich habe mit vielem Vergnügen den Entwurf ihres unvergleichlichen Elixirs, welches sie uns zum

Besten

Besten verfertigen, gesehen. Ob ich gleich keine Liebhaberin vom spielen bin, und die Lesung guter Bücher eines von meinem Haubt-Vergnügen ist, und ob ich gleich diese Art geschickter zu werden, derjenigen, welche sie anzeigen, weit vorziehe, so sehe ich doch den grossen Nutzen und Nothwendigkeit von ihrem Geheimniß gar wohl ein; und ich bitte sie, daß sie ia nicht vergessen, auch mir eine Flasche davon mitzutheilen. Es gibt noch viele brauchbare Bücher, welche ich aber in meinem Leben nicht alle durchlesen könnte. Ich finde auch ein Vergnügen daran, daß ich mich mit einigen Verrichtungen, die sich für mein Geschlecht schicken, täglich beschäftige. Zu diesem kommt der Umgang mit meinen Freundinnen, welcher mir einen ansehnlichen Theil der Zeit wegnimmt. Sie, M. H. können mir diese Zeit, welche ich der Lesung guter Bücher entziehen muß, wieder ersetzen helfen, und ich hoffe, daß sie mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen werden.

Ich verlange keinesweges mir den Namen einer Gelehrten beizulegen, noch vielweniger ihnen einen Rath zu ertheilen, wie sie ihr Elixir vortheihaft einrichten sollen. Aber da ich ein grosses Zutrauen in meinen Vater setze, welcher sich meine Auferziehung selbst angelegen seyn lässet: so halte ich dafür, daß ich ihrer gütigen Einladung nicht besser ein Genüge thun könne, als wenn ich ihnen ein Verzeichniß derjenigen Schriften mittheile, welche er mir in meinen kleinen Büchervorrath geschenkt hat. Zur Erlernung der alten Historie habe ich die Werke des Herrn Rollins, und den kurzen Entwurf des Herrn Boßuets, nebst einigen besondern Stücken aus der Historie bekommen, unter welchen mir die Abhandlung des Herrn Abts Vertot von der römischen Empörung sehr wohl gefallen. Ich glaubte, M. H. daß ich durch Lesung dieser Bücher eine ziemlich vollstän-

dige

dige Kenntniß von der alten Hiſtorie bekommen habe. Nur Schade, daß ich nicht eben die Hülfsmittel, die neuere zu erlernen, finde! Ich bin davon ſo ſehr eingenommen, daß ich glaube, wenn ich ein Gelehrter wäre, ſo würde ich viel lieber eine Hiſtorie von meinem Vaterlande und von meinen Vorfahren ſchreiben, als daß ich mich mit einer Beſchreibung ſolcher Völker abgebe, die mich gar nichts angehen, und von welchen ich wenig Nutzen habe. Mein Vater hat mir geſagt, daß ihm keine allgemeine Hiſtorie von Europa bekannt wäre: er hat mir wol einige kurze Entwürfe davon gegeben, aber ſie kommen mir ungemein trocken vor; und er hat mir geſagt, wenn ich dieſe durchgeleſen, ſo wüſte er mir nichts beſſers zu rathen, als wenn ich die beſondern Beſchreibungen von verſchiedenen Staaten durchgienge. So hätte z. E. Thou, Mezerai, und der Pater Daniel von Frankreich, Rapin Thoyras von Engeland u. ſ. w. geſchrieben. Aber, mein Herr, dieſe Werke ſind ſo weitläuftig, daß ich ſie in meinem Leben nicht ganz durchleſen könnte. Sie werden ſo wol mir, als auch vielen andern eine groſſe Gefälligkeit erzeigen, wenn ſie die beſten davon in ihre Diſtillir-Kolbe thun, und uns einen nützlichen Auszug davon liefern wollen. Ich würde mich deſſelben mit vielen Vergnügen bedienen. Unterdeſſen leſe ich die guten Stücke von der beſondern Hiſtorie, ſo wie ſie mir unter die Hände kommen. Unter dieſen haben mir die Beſchreibung des Herrn Abts Vertot von der Aufruhr in Schweden und Portugall, Hr. Vaſtors Hiſtorie Ludwigs des Dreyzehenden, die Geſchichte der Fräulein von Motteville durch den Cardinal von Retz, nicht weniger des Hn. Burnets, viel Vergnügen gemacht. Auſſer dieſen hiſtoriſchen Büchern, mit welchen mein Vater noch einen oder zween Entwürfe der Erdbeſchreibung und einige Reiſebeſchreibungen verbunden, hat er mir noch andere

dere gegeben, von welchen er glaubt, daß sie hinlänglich wären, den Geist und das Gemüth zu bilden: noch andere hat er hinzugethan, welche einzig und allein mir zum Vergnügen dienen sollen. Er hat mir Uebersetzungen von alten Schriftstellern gegeben, und sich zuweilen selbst die Mühe genommen, einige zu übersetzen, und diese waren z. E. der Epiktet, der Kaiser Marcus Antonius. Aber unter diesen verschiedenen Werken habe ich die Moral des Cicero nicht nur gelesen, sondern auch mit größtem Vergnügen oft wiederholet. Ich gestehe es ihnen, M. H. daß ich mir die Fähigkeit, diese Schriftsteller in ihrer Sprache lesen zu können, herzlich wünsche. Ihre Art zu schreiben nimmt mich vollkommen ein, und hierüber werden sie sich um so viel weniger wundern, weil einem in meinem Alter dasienige gefället, was nicht hochtrabend, sondern natürlich ist. Unsere heutigen Schriftsteller scheinen mir tiefsinnig zu seyn, und manchmal erschöpfen sie meine ganze kleine Nachdenkungskraft: aber die Alten machen, daß ich empfindlich gerührt werde. Ich besitze alle die bekannten Werke, welche zu Zeiten Ludwigs des 14den sowol in Frankreich, als anderswo, sind ausgefertiget worden: als, den englischen Zuschauer, den ietzigen Mentor, die Grundsätze des Roche Faucault, die Schilderung des Bruyere, die Werke der Marquisin von Lambert, des Saint Hyacinths, des Saint Evremonts, den Telemak, die Briefe des Bussy, und der Frau von Sevigne, die Werke des Fontenells, die Versuche des Hn. Abts Trublet, und die Kentniß der menschlichen Einsicht, u. s. w. Was die Dichtkunst betrift, so hat mir mein Vater vor allen den Boileau, als einen solchen angepriesen, aus welchem ich am besten einen reinen Geschack erlernen könnte. Mit diesem hat er die Briefe und Oden des Rousseau, die Fabeln des Fontaine, die Gedichte der Frau von Houilleres, des Herrn von Voltaire,

Voltaire, und die Schauspiele des Corneille, des Racine, und des Moliere, mit einem Verzeichniß der Bücher, welche zur Dichtkunst gehören, verbunden. Aber er hat mir vor allen eingeschärft, daß ich meine Einbildungs-Kraft bey dem Ausgang eines Trauerspiels nicht gar zu sehr herrschen lasse, sondern daß ich dabey vielmehr auf die Schönheit der Gedanken sehe. Ein gleiches hat er mir zu beobachten anbefohlen, wenn ich den Roman des Herrn Exils, und wenig andere von gleicher Art lese, welche er mir manchmal zum Zeitvertreib zu gebrauchen erlaubet. Er schätzet die Schriften des Herrn Exils hoch, weil man daraus sowol eine schöne Schreibart, als auch eine Kenntniß des menschlichen Herzens, erlernen kan. Daher hält er es für gut, wenn ich solche mit vieler Aufmerksamkeit lese: und nachdem ich sie zu Ende gebracht, so habe ich bemerket, daß ich mich wenig um die Begebenheiten, sondern einzig und allein um die Schilderungen bekümmert. Wenn ich nichts ernsthaftes unternehmen will, so lese ich die Begebenheit des Don Quichots, des Gil-Blas, und die Reisen des Gullivers: und indem ich bloß zum Vergnügen lese, so glaube ich doch, daß sie mir zuweilen eben so nützlich, als viele weit ernsthaftere Werke seyen.

Nunmehr habe ich ihnen, M. H. die ganze Einrichtung meines Bücher-Vorraths, und wie ich solchen gebrauche, vollkommen erzehlet. Ich wünsche ihren Beifall zu erhalten, und daß sie denenjenigen, welche keine Lust etwas zu lesen haben, aus diesen Werken einen nützlichen Auszug liefern wollen. Was mich anbetrift, so bitte ich mir bloß die Hülfe ihrer Kunst da aus, wo ich unmöglich allein fertig werden kan. Ich bin ꝛc.

Antwort.

Sie können, liebenswürdiges Frauenzimmer, gewiß überzeugt seyn, daß ich mir alle Mühe geben werde, ihre Absicht zu erfüllen, und daß ich mir ein wahres Vergnügen daraus mache, so löbliche Absichten, als die ihrigen sind, zu unterstützen, und einem so unvergleichlichen Geschmack ein Genüge zu thun. Ich sehe die Nothwendigkeit, ihnen einen Auszug von der neuern Historie zu verschaffen, gar wohl ein. Wenn sich aber unterdessen ein geschickter Mann finden würde, welcher uns eine Fortsezung des Rollins lieferte, und zwar also, daß er da anfienge, wo der Geschichtschreiber aufgehört, und solches bis auf unsere Zeiten fortsetzte, so würde er ihnen, liebenswürdige Unbekannte, und allen denen, die so edel wie sie denken, die gröste Gefälligkeit erzeigen können. Sollte dieses aber nicht geschehen, so stehet ihnen meine ganze Erfindung zu Diensten. Sie werden mir aber gütigst erlauben, wenn ich eine einzige Bedingung zum voraus setze, und diese ist, daß sie mir den Zorn der Liebhaber und Liebhaberinnen von Spielen nicht auf den Hals laden wollen; diesen würde ich aber gewiß empfinden, wenn sie sich in Gesellschaft alles Spielens völlig enthielten. Wenn sie eine solche Unordnung anfangen wollten, so würde man erstaunend wider die Bücher, und wider den armen Verfertiger des Elixirs wüten. Wenn sie diese meine Bitte erfüllen, so will ich ihnen von meinem Elixir, so viel als sie nur verlangen, geben, ob sie gleich unter allen Frauenzimmern, welche ich die Ehre zu kennen habe, solches nach meinem Entwurf am allerwenigsten bedürfen. Sie haben unter ihren Büchern eine unvergleichliche Wahl getroffen, und das Verzeichniß derselben, welches sie mir gütigst mitgetheilet, soll das Recept meines Elixirs, welches ich für die Frauenzimmer verfertigen werde, ausmachen.

V. Ode

V.

Ode

auf die Aufnahme
des Herrn Geheimen Raths von König
in die Altdorfische deutsche Gesellschaft
den 16. Febr. 1761. vorgelesen
von L. S.

Zufrieden, ruhig, ungestöhrt,
Vom Lärm des Kriegs noch nie entehrt,
Ergriefen wir iüngst unsre Saiten,
Und Mitleid sang in unser Lied,
Dir, Deutschland, thränte unser Lied,
O blutger Schauplatz unsrer Zeiten!

Bald änderte sich unser Spiel,
Uns reizten Flaccus und Virgil,
Und Pindars meisterliche Lieder:
Wir sahn, wir fühlten ihren Reitz;
Doch ach! wir fühlten nur den Reitz,
Und unsre Kräfte sanken nieder.

Auf! rief die Freude, auf, zur Lust!
Erzählt die Wünsche eurer Brust,
Besingt den Heinrich grosser Reußen,
Erhebt den Tag, der ihn gebahr,
Und euch zum Glück, zum Schutz, gebahr;
Er soll ein Tag der Freuden heisen!

Sie sprachs, und zeigte uns Dein Bild
In lichten Wolken eingehüllt:
„ Seht Ihn, mit Ewigkeit bekleidet,
„ Den Deutschland mit Bewundrung nennt,
„ Und wenn sie Königs Namen nennt,
„ Auch euch und euer Glück beneidet. “

So sprach sie lächelnd und verschwand:
Du aber glänzest unserm Band,
Das Dich zu seinen Gliedern zählet.
Sey unsre Stütze, unser Schmuck,
Wie einst Mäcen der Musen Schmuck,
Daß nichts mehr unsrem Glücke fehlet.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

VI.

Beschreibung
eines Hermaphroditen,
welcher zu Altdorf den 21 und 22 Jan. 1762 genau beobachtet worden ist.

Es hat der Hermaphrodit, von dem gegenwärtig die Rede ist, bereits viel Aufsehen in Deutschland und Europa gemacht, und es haben sich nicht nur die Zeitungen, sondern auch Gelehrte und Akademien der Wissenschaften mit ihm beschäftiget. Sind wir gleich schon vorher und aus der Vernunft überzeugt, daß es keine Hermaphroditen gebe, welche die Natur zu den verschiedenen Absichten der zweyerley Geschlechter bestimmet hätte: so sind dergleichen Personen doch allezeit werth,

werth, von dem Auge des Naturforschers und Weltweisen betrachtet zu werden, und Michael Anna Druart unter denselben um so viel mehr, weil man ihn nicht nur beym ersten und flüchtigen Ansehen ganz gewiß für eine zweydeutige Geburt halten wird, sondern weil auch die gelehrten Franzosen ihn nach sehr fleisigen Beobachtungen zu einem andern Geschlechte bestimmet haben, als wir hier in Altdorf fanden. Da unsere Monatschrift auch philosophischen und physischen Betrachtungen gewidmet ist, so haben wir derselben eine gedoppelte Beschreibung dieses sonderbaren Menschen einverleiben wollen, die unsern Lesern unmöglich zuwider seyn kan. Die erste liesen wir aus dem Französischen übersetzen, die andere haben wir einem berühmten Altdorfischen Lehrer und unvergleichlichen Arzte zu danken.

Neue Beschreibung von dem Hermaphroditen DROUART, so, wie er zu Dijon im August 1761. gesehen worden. Von Herrn Hoin. Aus dem Französischen übersetzt von J. J. Herwig.

Michael Anna Drouart wäre kein Hermaphrodit, wenn man nur eine solche Person dafür erkennte, welches die Geburts-Glieder von beyden Geschlechten hat, die nicht nur wohlgebildet sind, sondern deren iedes auch tüchtig ist, seine natürlichen Verrichtungen in einer Person eben so gut zu erfüllen, als wenn sie zwo verschiedenen Personen zugehörten. Alleine, um ihn in diese Gattung ausserordentlicher Wesen zu setzen, ist es genug, daß man blos die Anzeigen beyder Geschlechter wahrzunehmen scheinet: ob sich wol, wenn man die Sache genauer untersucht, eines vor

dem andern vorzüglich veroffenbaret. Selbst Herr Morand, welcher glaubte, daß das männliche Geschlecht an dem Drouart am besten bezeichnet wäre, nahm keinen Anstand, ihn in der Beschreibung, die er von ihm machte, und in die Memoiren der königlichen Akademie der Wissenschaften 1750. zu Paris, in der königlichen Druckerey S. 109. eingerücket worden, einen Hermaphroditen zu nennen. Wir würden uns begnügen, die Liebhaber der Naturgeschichte dahin zu verweisen, wenn uns nicht die Veränderungen, so sich an dem Drouart ereignet, bestimmten, die besondere Beschaffenheit seiner Geburtsglieder von neuem zu beschreiben, die sich gegenwärtig deutlicher zeigen, als da sie Herr Morand vor ohngefähr 12. Jahren untersuchte.

Es ist wahrscheinlich, daß bey der Geburt und während der Kindheit des Drouart, das weibliche Geschlecht am meisten sichtbar war: denn er wurde zu Paris, wo er in der Pfarre der H. Margaretha, in der Vorstadt S. Antoine, gebohren worden, als ein Mädgen unter dem Namen Michael-Anna getauft, und hat bis in das 16. Jahr weibliche Kleider getragen. Erst damals, da sich der Ruf verbreitete, daß Drouart ein Hermaphrodit wäre, und da einige Anatomici muthmaßten, daß das männliche Geschlecht vor dem weiblichen bey ihm den Vorzug hätte, wurde ihm seine ordentliche Kleidung abzulegen, und Manns-Kleider anzuziehen erlaubet, obschon sein Stand zweydeutig war. In dieser Tracht ist er verschiedene Theile Europens durchgelaufen, um den vernünftigen Betrachtungen der Naturkündiger ein Phänomenon, ihrer Neugierde würdig, darzustellen: und so hat er sich auch verschiedenen Mitgliedern der Akademie zu Dijon, und andern auf unterschiedenen Akademien gezeigt.

Michael-

Michael-Anna Drouart, ohngefehr 28. Jahr alt, fast 5. Schuh groß, hat braune Haare, die Stärke des Leibes, die Stellung, die Geberden und die Stimme, wie eine Manns-Person; sein Gang ist mehr zweydeutig. Eine furchtsame Miene, und die Röthe, so sich in seinem Gesichte zeigt, wenn man sein Geschlecht untersuchen will, ohngeachtet er schon gewohnt ist, dergleichen Untersuchungen zu erlauben, würde gleich Anfangs zu erkennen geben, daß er mehr weiblichen als männlichen Geschlechts sey, wenn nicht der wenige Bart, den er unter der Nase, am Kinn und einigen Orten auf den Wangen hat, und wovon er sagt, daß er ihn niemals habe abnehmen lassen, seinen Stand in etwas zweifelhaft machte.

Sein Leib ist weder trocken, noch mager, wie er sonsten war, sondern er ist mehr fleischig als fett. An seiner Brust, Armen und Beinen hat er nicht soviel Haare, als sonst die mehresten Manns-Personen von diesem Alter haben: inzwischen zeigen sich doch einige, aber sehr wenige und sehr dünn, an den Armen.

Der Adams-Apfel geht an seinem Halse mehr auswärts, als man es ordentlich an den Weibern sieht: seine claviculä scheinen mehr Krümme zu haben, als der Manns-Personen: seine Schultern sind ein wenig breit. Seine Brust ist nicht viel erhaben: sein Busen ist viel höher, als er bey einer Manns-Person von dieser Stärke seyn sollte, ohne daß man die ordentliche Grösse von dem Busen einer Weibs-Person von gleicher Beschaffenheit daran erkennen könnte: gleichwol sind seine Warzen gröſſer als eines Jünglings; und deren braunrothe Ringe, die ein wenig breiter sind, haben etliche wenige Haare.

Seine Lenden sind so hoch als der Weibs-Personen; und das beinerne Becken scheinet mehr in die Höhe zu gehen, als bey einer Manns-Person. Seine Hinterbacken sind hoch und breit; die Schenkel kurz, rund und von gleicher Dicke: seine Waden sind weder klein noch dick, und die Füsse sind nach denselben wol proportionirt.

Man glaubt bey dem ersten Anblick der Geburts-Glieder, man sähe ein männliches Glied herabhangen, welches dicker als lang, an seinem gewöhnlichen Ort, mit einem dichten Wald von Haaren umgeben, und mit den gemeinen Decken bedeckt ist. In dieser Stellung hat es wenigstens 4. Zoll im Umkreise, und 3. in der Länge, wenn es auf dem Rücken gemessen, und 1. Zoll dazu gerechnet wird, der zur Eichel gehört, welche bey dieser Person immer bloß ist, wenn man nicht die Vorhaut, so ordentlich hinter der Krone ist, darüber zieht; und auch alsdann bedeckt sie diese Haut noch nicht völlig an ihrem untern Theile.

Die Eichel, die dem Schein nach wohlgestaltet ist, und an der Krone viel weiter wird, als an ihrer Spitze, ist nicht durchbohrt, weil die Harn-Röhre weder in die Eichel noch in die Ruthe hineingeht, an welcher man deutlich 2. mit vielen kleinen Höhlungen versehene Körper erkennt. Auch bey der Erection derselben, die wir einmal bemerket, blehet sich der Körper der Ruthe mehr auf, als die Eichel; und bey der Aufblähung wird sie nur um einen Zoll länger, ohne die Ruthe senkrecht zu den 2. Transversal-Aesten der Schaambeine zu dirigiren, indem ein doppelter Zaum dieselbe bindet, und so eine Krümme ausmacht, die einer Krümme von einem vierten Theil eines Cirkels sehr gleich kommt.

Dieser

Dieſer doppelte Zaum, der von zwo Falten der Haut alſo formirt wird, fängt unter der Eichel noch an ihrer Spitze an, und wird ſo lang, bis es ſcheinet, es ſey die obere Wand einer Mutterſcheide, wo ſie dicker wird: eine iede von dieſen Falten ſtellet ein Dreyeck von ungleichen Seiten vor, deren gröſte unten iſt. Mitten in dieſen zwo Falten iſt eine nicht gar tiefe Traufe, welche von der Seite der Mutterſcheide weiter, unter der Ruthe aber enger, und gleichſam wie eine Furche iſt, wo ſie unter den 2. höhligten Körpern ſich bis auf die Spitze der Eichel erſtrecket. Da ſollte man glauben, daß es an einem kleinen Spalt aufhöre, der ſich ein wenig unter dem Ort, wo man ſonſt die Oefnung der Harnröhre wahrnimmt, befindet: wenn man aber das äuſſerſte von dieſer ſo ſcheinenden Oefnung wegthut, ſo trift man, anſtatt eines Loches, nur ein ovales Grübchen an, das faſt keine Tiefe hat.

Dieſes iſt das einzige Glied, welches bey dem erſten Anblick in ſeiner Unförmigkeit einigen Schein geben könnte, den Michael Anna Drouart für eine Manns-Perſon zu halten, weil es von auſſen weder mit einem Beutel noch mit Teſtikeln verſehen iſt. Es ſind ſogar zwo Arten von länglichten, runden und beweglichen Körpern da, die man unter der Haut fühlet, wenn man den Finger von ieder Seite auf die Aeſte der Schaambeine unter den Ringen der ſchiefen Mäußlein legt, welche ſicher darthun, daß es mit Drouart nicht die Bewandniß habe, wie mit einigen Manns-Perſonen, deren Teſtikel in der Weite des Unterleibs bleiben. In der That, wenn dieſe Körper die Saamenadern wären, welche ſich als ein Strick in einander verwickeln, ſo wären ſie entweder nicht mehr auswärts, als die Teſtikeln ſelbſt, indem dieſe, an welchen ſie ſich

ordentlich endigen, am ersten entwischen; oder es wären unförmliche, unnütze und übel terminirte Bänder. Wir halten sie vielmehr für die runden Bänder der weiblichen Schaam, die an dieser Person ein wenig stark sind: denn die Folge unserer Beschreibung wird darthun, daß das weibliche Geschlecht bey diesem Hermaphroditen den Vorzug habe, welcher dem Schein nach eine Manns- und eine Weibsperson, vielleicht aber nur in der That eine Weibsperson, jedoch allezeit etwas sonderbares und der Aufmerksamkeit würdig ist, man mag ihn, auf welcher Seite man will betrachten. Denn wenn seine unvollkommene Ruthe nur ein Fehler in der Bildung eines den Weibs-Personen eignen Gliedes ist, so hat dieselbe doch mehr Aehnlichkeit mit einer männlichen Ruthe, sowol in Betrachtung ihres Umfangs, als ihrer äussern Haut-Decken; als mit dem kleinen Körper, dessen Stelle sie bey dem Drouart vertritt.

Wenn man das weibliche Glied ein wenig aufhebt und auf die Seite wendet, so nimmt man die äussere Gestalt des weiblichen Geschlechts wahr, dessen Flügel, oder Lefzen mit Haaren umgeben, vest und erhöhet sind. Anfangs scheinen sie kurz zu seyn, an der Seite des männlichen Glieds anzufangen, und nur einen kleinen Bogen zu haben: da wir es aber wieder untersucht, haben wir den Betrug dieser Flügel, und daß sie nichts weniger als kurz sind, bemerket. In der That, wenn man, wie wir, den Finger auf die Vereinigung der Schaamtheile über der Wurzel der Ruthe, neben ihrem flächsigten Band, welches das Glied an die Schaambeine befestiget, leget, so unterscheidet man deutlich, daß der Finger einen dreyeckigen Raum einnimmt, der eben mit einer wahren Fuge der Lefze umgeben ist: von welcher Anmerkung uns der Hermaphrodit gesagt

ſagt hat, daß nie davon mit ihm ſey geſprochen worden, und die viel beyträgt, ſein wahres Geſchlecht zu bezeichnen.

Bey dieſer Fuge fangen alſo die Flügel an, und ſind da ſehr platt; ſie weichen aus, um der falſchen Ruthe, die ſie umgeben, Platz zu machen; an ihren Seiten werden ſie dick: darauf ſieht man, daß ſie ſich ein wenig, nach Proportion, wie ſie ſich herunter laſſen, in die Höhe richten, daß ſie hernach kleiner werden, indem ſie ſich zurück krümmen, daß ſie ſich wieder vereinigen, und ſich an dem Raum zwiſchen den Geburtsgliedern und dem After durch ein ſchiffähnliches Grübchen endigen, welches faſt 2. Zoll lang iſt. Die Fuge bedeckt ein kleiner fetter Klumpen, den man gar leicht für den Venus-Berg halten kan.

Herr Morand, da er den Hermaphroditen beſichtiget hat, ſagte, daß die Nymphen fehlten: man ſieht ſie aber iezt ſehr klein und ſehr enge. Dieſe kleine Nymphen fangen von beyden Seiten der Vorhaut an, gehen herunter auf die äuſſere Fläche einer ieden von den dreyeckigen häutigten Falten, die den doppelten Zaum ausmachen, ſtellen mit dem untern Rand deſſelben ein Dreyeck vor, deſſen kleinſte Seite an der Eichel iſt; gehen neben der Furche und an der Rinne des doppelten Zaums her, und oben an der Oefnung der Scheide verliehren ſie ſich von beyden Seiten. Wenn man die Flügel wegruckt, ſo nimmt man dieſe Oefnung wahr, die dem Eingang der Scheide eines kleinen Mädgens, welches das Jungfern-Häutgen nicht hätte, ſehr ähnlich iſt, und an deſſen Statt eine Art von einem runden, hell-rothen Fleiſch-Gewächſe, etwas gröſſer als eine Erbſe, vorhanden iſt. Wir betrachten dieſen kleinen Körper, wie das abgebrochene Stück

von

von dem Rand einer Scheidewand, welche durch das Anlehnen zweyer Canäle, des Harngangs und der Mutterscheide, also entstanden.

Der erste Canal, oder der Harngang, hat seine äussere Oeffnung über den Fleisch-Gewächse, und über einen halben Zoll tief in den gemeinen Eingang, wo er sich unten ein wenig überzwerg, öfnet. Dieser Harn-Gang, vor welchem ein anderes kleines Fleisch-Gewächs ist, gröſſer als ein Hirsen-Korn, ist sehr empfindlich, wenn man mit dem Sucher hinein kommt; wodurch es auch ordentlich geschiehet, daß etliche kleine Tropfen Bluts herausgehen: weswegen es der Hermaphrodit selten erlaubet, daß man sich desselben bediene. Doch hat er zugegeben, daß wir den Sucher in die Blase gebracht haben, wohin er gekommen ist, nachdem man allgemach den Schnabel von oberst zu unterst, und von unterst zu oberst hineingeschoben, und nachdem er ohngefähr 3. Zoll hinein gekommen war. Diesmal hat Drouart fast keinen Schmerzen empfunden, den er sonst gewöhnlich empfindet, wenn man ihn sondirt, und es gieng auch kein Blut heraus.

Nach der schiefen Richtung des Harn-Gangs, geschiehet es nothwendig, daß bey der Excretion die Mutterscheide bey nahe einen Zoll lang benetzet wird, und daß der Urin vollends Stromweise herausrinnt.

Der zweyte Canal, oder die Mutterscheide, ist sehr eng; er wird bey seinem Eingang noch enger, durch eine breite häutige Falte bey dem schifförmigen Grübchen, so sehr tief ist: dennoch kan man nach und nach leicht, und ohne einigen Schmerzen zu verursachen, mit einem gekrümmten Finger hineinkommen, womit wir Runzelnund Falten an seiner

ner innern Haut unterschieden haben. Mehr als einen Zoll weit von der äussern Oeffnung ist eine sehr beträchtliche Falte, die eine Art von einer Tasche formiret, oder um mich der Worte des Herrn Morand zu bedienen, „ein cûl-de-sac, wie das Ende an einem Finger eines Handschuhes: “ welches dieses berühmte Mitglied der Akademie glaubend machte, als wenn er den Grund der Mutterscheide berührt, und keine Oefnung gefunden hätte. Wenn man aber den Finger ein wenig zurück zieht, so geht er aus dieser Tasche wieder heraus, und wenn man ihn unter ihre wankende Wand bringt, so treibt man ihn viel weiter in die Scheide, ohne daß man zum Grund kommen kan; ohne Zweifel, weil, indem Drouart ein sehr weites Perinäum hat, der Scheiden-Canal krümmer ist, als er in einer grossen wolgestalten Weibs-Person wäre. Wir haben eine Wachskerze hineingesteckt, bis der Hermaphrodit ein wenig Schmerzen empfand, und wir sie nicht weiter bringen konnten: sie gieng über 4. Zoll tief hinein. Dis Experiment, das schon in Gegenwart des Herrn Morand gemacht worden, brachte ihn auf den Argwohn, daß die Kerze in einen andern Canal, der länger wäre, als die Scheide selbst, gienge; da doch dieselbe auf den nemlichen Weg fortgehet, den man beym Herausziehen des Fingers aus jener Tasche genommen, doch mit dem Unterschied, daß sie die Scheide ganz durchpassirt, welche länger als ein Finger ist.

Welcher Natur-Verständiger wird nicht an dieser Bildung die Organisation der äusserlichen Geburts-Glieder des weiblichen Geschlechts erkennen, und daß dieses einen sehr grossen Vorzug habe vor dem andern Geschlechte, welches bey dem Hermaphroditen, es sey nun durch einen betrüglichen Schein, oder durch ein zweifelhaftes Zeichen, blos angedeutet wird?

Es

Es ist noch ein anderes Zeichen, das gar nicht zweydeutig ist, von seinem Hauptstande vorhanden; nemlich die monatliche Reinigung. Sie zeigte sich bey dem Drouart im 20. und 21. Jahr, hat alle Monat ihren ordentlichen Lauf, und er weiß die Zeit gar wohl, indem er vorher einige Lenden- und Kopf-Schmerzen verspühret; sie währet gemeiniglich 2 oder 3. Tage. Wir haben den Drouart noch nicht in diesen kritischen Zustand sehen können, der itzt auch nicht mehr nöthig ist, sein vorzügliches Geschlecht zu bezeichnen, nachdem solches schon allein durch die anatomische Besichtigung erwiesen worden. Aus der besondern Structur der Gebärts-Glieder des Hermaphroditen erhellt, daß das männliche Glied zum Nachtheil des weiblichen da ist, und, daß sie alle beyde einander schädlich sind; zu dem behaupten wir ohne Scheu, daß dieser Ueberfluß bey dem Drouart die Ursache eines Verlustes sey, woraus er sich aber wenig zu machen scheinet; und daß, wenn sie auch wirklich wohl gebildet wären, er doch, wo er verheirathet wäre, weder zu einem Manne noch zu einer Frau taugen würde.

In der That, der doppelte Zaum, der das männliche Glied bey der Erection krümmet, würde dem Vermögen des Drouart, als ein Mann betrachtet, Gränzen setzen: und wie könnte man dieß von einer undurchbohrten Eichel, und die sich in einer solchen Richtung befindet, die derjenigen, so sie natürlicher Weise haben sollte, völlig zuwider ist, erwarten? Auf einer andern Seite würde dieser falsche männliche Character, der einen anfänglich bey dieser Person verführt, ein wirkliches Hinderniß verursachen, daß ein Ehemann, der den Drouart zur Frau genommen hätte, seine Begierden nicht erfüllen könnte: und man mag sich den Eifer, auf Mittel zu seinem völligen Vergnügen zu denken, so sinnreich

reich vorstellen, als man will, so zweifeln wir doch, daß was man auch zu seinem Behuf thun würde, hinreichend wäre, völlig zum Zwecke zu gelangen. Wir mögen nun den Hermaphroditen auf allen Seiten betrachten, so hat er gleichwol nicht genug, weil er zu viel hat.

Inzwischen halten wir doch dafür, daß es ihm an dem sechsten Sinn nicht fehle: der Zustand seiner Gliedmaßen beweiset vielmehr, daß sie wenigstens eben so sehr künstlicher Eindrücke fähig sind, als sie immer bey einer wohlgebildeten Person seyn könnten. Drouart wird es, wenn er will, nicht leugnen, sondern er wird iederzeit bekennen, daß eine verwirrte, zügellose Einbildung, die sich auf einen angenehmen Gegenstand richtet, nachdem sie, während als er schlummerte, verschiedene Gegenstände betrachtet, in ihm bisweilen ein halb wollüstiges Erwachen verursachet, indem es in seiner Scheide die natürliche Excretion einer wäßrigen Feuchtigkeit, ohne Consistenz, und seinem vorzüglichen Geschlecht besonders eigen, hervorbrachte: welcher von sich selbst entstandenen Excretion sich der Hermaphrodit erinnert, und wovon er Spuhren gefunden und aufgewiesen hat.

Gesetzt, daß er einmal von der Natur getrieben würde, eine lebendigere und nützlichere Empfindung zu versuchen: so getrauen wir uns zu behaubten, daß das männliche Glied schlechterdings untüchtig zum zeugen sey, wenn man es gleich gerade richtete, indem man den doppelten Zaum, der ihm eine schädliche Krümme giebt, wegschnitte; welcher Operation aber sich auszusetzen wir dem Drouart nicht rathen wollten, sowol wegen der damit verbundnen Gefahr, als weil es doch nur eine eben so unfruchtbare als unvollkommene, Wollust verursachen würde.

Eben

Ganz anders wäre es mit dem Schnitt, den man ohne Gefahr an dem Ort des schifförmigen Grübchens machen könnte: wenn man also ohngefähr um einen Zoll das allzulange am Perinäo wegnähme, so würde man den Eingang der Scheide erweitern; er würde nicht mehr von dem männlichen Gliede ganz bedeckt seyn, besonders da, wenn die Aufwallung fleischlicher Begierden dieses männliche Glied ein wenig in die Höhe richtete.

Ein solches Loßmachen der Scheide wollten wir nicht eher anrathen, als bis daß das ehelose Leben dem Drouart zu beschwehrlich wäre; und er, entflammet von der natürlichen Begierde, das menschliche Geschlecht fortpflanzen zu helfen, Hofnung hätte, eine Mutter zu werden; welche Eigenschaft er, nach unsrer Einsicht, physisch wol erlangen könnte, wenn er die vorgeschlagene Operation litte. So lang er aber, nach eines jeden Menschen eigner Freyheit, den Stand der Ehe nicht erwählen wird, so rathen wir nicht, daß er zur Chirurgie seine Zuflucht nehme, um das mangelhafte und sonderbare Werk der Natur zu verbessern, welche ihn zur Kurzweile gebildet hat.

Die Natur hat sich zu allen Zeiten gefallen lassen, dergleichen Irregularitäten, nach grösserer oder minderer Veränderung, zum Vorschein zu bringen, welche zu tausend Fabeln und Meinungen, die noch abscheulicher waren, als ihre Gegenstände, Anlaß gegeben. Heut zu Tag, da der Naturkündiger ihre Schliche besser entdecket, so läst er sich nicht so leicht betrügen; er betrachtet ohne Vorurtheil dergleichen Phänomena, und glaubt davon nicht mehr, als was er wohl gesehen hat, wobey er sich doch gleichwol in Absicht auf das, was er noch natürlicher Weise sehen könnte, keine Muthmassung verwehret.

Er

Er leugnet nicht einmal die verſchiedenen Arten von Hermaphroditen, die von vielen Schriftſtellern beobachtet worden: er nimmt aber nicht iederzeit die Folgen an, die ſie daraus gezogen haben; er iſt nicht ſo leichtglaubig, daß er dem menſchlichen Geſchlechte einen vollkommnen Hermaphroditen aufbürden wollte, der fähig wäre, auf einmal zu zeugen und zu empfangen; er will lieber warten, bis er ſich zeigt, um ihn in Augenſchein zu nehmen und dafür zu erkennen.

Man mögte es wol bald an einem Kinde finden, welches in den Gegenden von Dijon gebohren worden, und das wir nebſt den Herren Maret und Enaux, Wundärzten in dieſer Stadt, vor 5 oder 6. Jahren geſehen haben. Es war noch kein Jahr alt, als es ſchon viele Merkmale vom männlichen Geſchlechte ſehen ließ: denn auſſer der kleinen Ruthe, die wir zwiſchen den obern Theilen der Flügel des weiblichen Gliedes wahrnahmen, fühlten wir in der Dicke des linken Flügels, und auf der Seite des Eingangs der Scheide, einen ovalen kleinen Körper, der dem Teſtikel eines Knabens von dieſem Alter ſehr ähnlich war. Wir wollen keinen Ausſpruch von ſeinem künftigen Zuſtande thun: wir wollen warten, bis es wenigſtens zur Mündigkeit gelange; zu welcher Zeit ſeine beſſer entdeckte Geburtsglieder dasienige Urtheil umſtoſſen könnten, das wir zu bald über die Verrichtungen, zu denen ſie am meiſten tüchtig wären, gefället hätten.

Nachricht von einem Hermaphroditen aus Paris, Nahmens Michael Anna Drouart, und dessen Beurtheilung.

Ob es jemals einen vollkommenen Hermaphroditen in der Welt gegeben habe, welcher die Geburts-Glieder beyderley Geschlechts von innen so gut, als von aussen gehabt, folglich beydes zum Zeugen und Gebähren fähig gewesen? Dieses ist eine Frage, welche die leichtglaubigen bald bejahen, verständigere aber entweder gar verneinen, oder doch so lange in Zweiffel ziehen werden, bis sie durch gründlichere Beweise, als die bishero bekannten sind, dessen besser überzeuget worden.

Wenn diese Frage von keiner Erheblichkeit, und ohne Nuzen wäre; so könnte man sie ohne grosses Bedenken entweder unerörtert liegen lassen, oder es der Willkühr eines jeden frey stellen, was er davon halten wolle.

Alleine so ist selbige von einer solchen Wichtigkeit, und von so weitem Umfange ihres Nuzens, daß deren Untersuch- und Entscheidung einen grossen Einfluß in verschiedene Wissenschafften offenbar zu Tage leget.

Es ist nicht nur dem gemeinen Wesen vieles daran gelegen, sondern es entstehen auch bey geistlichen und weltlichen Gerichten hierüber allerhand Streit-Fragen, welche mit Sicherheit nicht entschieden werden können, bevor man diese Frage in ihr gehöriges Licht gesetzet hat. Der Natur-Forscher, der Physiologe, der Philosoph, ja der gemeine Mann, nimmt hieran billigen und theils vorzüglichen Antheil.

Selbst

Selbst der verunstaltete und zweydeutige Mensch, dessen Eltern und Befreunde, haben sich darum zu bekümmern. Denn dergleichen Kinder sind unglücklich, wo man ihr eigentliches und vorzügliches Geschlecht nicht bestimmet. Woferne dieses nicht geschiehet, so werden solche Personen theils verwerflich und verachtet, theils wissen sie selbst nicht, zu welcher Gattung von Menschen sie sich gesellen und bekennen sollen. Es ist bekannt, was für Streitigkeiten bey geistlichen und weltlichen Gerichts-Stätten hieraus zuweilen entstanden sind, wenn bey Erbschafften und Uebertragung derer Mannes-Lehen, bey Verheyrathungen, oder dagegen bey Ehe-Scheidungs-Klagen, bey Zeugenschafften, bey Bestellung eines Amtes, und bey andern Gelegenheiten mehr, aus dieser Ursache wichtige Einwürffe und Zweifels-Knoten erwachsen sind.

Aus Mangel der Erkenntniß hat man zuweilen nicht gewußt, ob man bey der heiligen Tauffe dem mißgestalten Kinde einen männlich- oder weiblichen Bey-Nahmen geben, oder was man für eine Kleidung hernach demselben verstatten solle?

Ich übergehe, was aus der letztern durch den Umgang mit vermeintlich seines gleichen für Unordnungen und Laster entstehen können. Solte hierinnen nicht bey wohlbestelten Gerichten eine durchgehende Verordnung gemacht werden: daß, wenn Kinder gebohren werden, deren Geschlecht ungewiß oder zweydeutig, oder gar verdoppelt wäre, die Hebammen solches sogleich in der Stille bey dem Gerichte anzeigen sollten; damit dieses einen der Sache wohlverständigen, und in der Anatomie geübten, Mann abordnen könnte, um in Geheim und gründlich zu untersuchen, zu welchem Geschlecht diese Geburt eigentlich zu rechnen sey? Solte man

auch, wegen des zarten Alters, dessen noch nicht gewiß werden können; so müßte diese Untersuchung bey reiffern Jahren von Obrigkeits wegen, in der Stille nochmahls wiederhohlet werden, um dieses Geheimniß der Natur, so viel möglich, zu entdecken, und zu erkennen, ob einer solchen Person nicht durch die Chirurgie geholfen werden könne. Ueberdeme und hauptsächlich wäre nöthig und diensam, wenn die obrigkeitliche Verordnung auch dahin sich erstreckte, daß dergleichen vermeintliche Hermaphroditen nach ihrem Tode von geschickten Zergliederern sich müßten eröffnen lassen: als wodurch die noch ungewiße äusserliche Erkentniß durch die Untersuchung derer innerlichen und hauptsächlichen Geburts-Theile in ihr völliges Licht gesetzet werden könnte.

Hiedurch würden sich mehrere Gelegenheiten zeigen, mit besserm Grund die obige Frage beantworten, und gewiße Kennzeichen setzen zu können, aus welchen man vorläuffig nach dem äusserlichen Anschein urtheilen dürffte, welche zweyfältige Person mehr für ein Manns- oder dagegen für ein Weibs-Bild zu halten und zu erklären sey?

Würde man unter so vielen Exempeln niemahls eine einzige Person entdecken, noch finden können, daß die wesentliche innere Zeugungs-Empfängniß- und Geburthstheile beysammen in einem einzigen Körper wirklich vorhanden gewesen, sondern nur von äusserlichen zweydeutigen Gestalten eine irrige Vermuthung des zweyfachen Geschlechtes entstanden sey, mithin man niemahlen einen gründlichen Beweiß von einem vollkommenen Hermaphroditen darlegen könnte; so dürffte man desto sicherer zweiffeln, ob jemals ein wahrhafftes Mann-Weib, oder Weib-Mann, wie man es nennen mögte, seye gebohren worden.

Solten

Solten nicht hiedurch noch mehr diejenigen in ihren Vermuthungen beſtärkt werden, welche aus andern natürlichen Gründen es ganz für unmöglich halten, daß ein vollſtändiger Zwitter jemals entſtehen könne, noch werde, ſo lange die Geſetze der Natur ihre Ordnung behalten werden?

Ich will mich hier nicht aufhalten, zu erwehnen, was in der Theologie vor allerhand ſeltſame Fragen und Einfälle entſpringen dürfften, wenn Jemand behaupten wollte, daß es wirkliche ganze Hermaphroditen geben könne.

Es iſt genug, daß ich oben angezeiget habe, wie wichtig und nöthig es ſey, zu unterſuchen: ob ein Mann und Weib zugleich in einem menſchlichen Körper beyſammen geweſen ſey, oder ſeyn könne? wer ſolte nun nicht begierig ſeyn, ſeines Urtheils gewiß zu werden, wenn er anders die Wahrheit liebet?

Soll man ſich auf die bloſen Erzehlungen und hiſtoriſchen Nachrichten verlaſſen? Wie ſchlüpfrig iſt nicht dieſer Grund? Dergleichen Nachrichten finden ſich genug in denen Büchern, und wenn ich ſolche hier ſammlen ſolte, würde ich bald ein weit gröſſeres Buch, als der ſonſt gelehrte Bauhinus, zuſammen bringen können. Allein wie wenige Geſchichten von dieſer Sache ſind es, denen man trauen darf? Die alte Welt, welche mit dem Vorurtheil von dergleichen Wunder-Geſchöpffen eingenommen war, hat die Erzehlungen von ungeſchickten Hebammen, alten Weibern, und wenn es hoch kommt, von unwiſſenden Badern ꝛc. bald geglaubet, und dem Kupfer-Stecher anbefohlen, ein Kind mit zweyerley Geburths-Gliedern zu entwerffen, der aus ſeiner Einbildung es dann ſo genau und künſtlich abgeſchildert, als ob er es aus dem Urbild abgezeichnet hätte. Hier

ist also das Bild vom Hören-Sagen abgedruckt. Muß es nun wahr seyn?

Andere Beschreibungen sind sehr undeutlich und zweiffelhafft. Haben auch verständigere Kenner einen genauern Bericht abgestattet; so müssen sie doch am Ende bekennen, daß die Person entweder ein Manns oder ein Weibsbild in der That, das andere Glied aber nur scheinbar, und ein Fehler der natürlichen Bildung gewesen sey. Waren aber die beyderley Gliedmassen von gleichwichtiger Aehnlichkeit; so mußten sie ihr Urtheil so lange aufschieben, bis die Zeit, oder der Tod den Vorhang aufziehen, und bey anatomischer Eröffnung die verborgene innerliche und eigentliche Beschaffenheit derer Geburtstheile sich veroffenbaren würde. Denn dieses ist das sicherste Mittel, aus denen vorherigen Zweiffeln zu einer untrüglichen Erfahrung und Gewißheit zu gelangen.

Alleine, wie so gar wenige Exempel findet man in Büchern, daß ein Hermaphrodit seye anatomiret worden. Hat man wohl jemals bey dieser Untersuchung gefunden, daß die wesentlichen Theile eines Mannes und Weibes, wie sie äuserlich vorhanden zu seyn geschienen, also auch inwendig sich gezeiget hätten? Mir ist keine dergleichen anatomische Anmerkung bekannt worden, ob ich schon in vielen Schrifften deswegen nachgeforschet habe. Entweder fande man, daß die Person ein bloses Mannsbild, oder dagegen nur die innern weiblichen Theile zugegen gewesen. Wie solte man dahero von dem äusserlichen betrüglichen Anscheinen gleich auf die innern Glieder einen sichern Schluß machen dürffen? So wenig das Bildniß und Gepräge bey einer falschen Münze die Gewähr von dem innern Werth leisten kan: eben so wenig kan ein sichtbarer Fehler der Natur, eine üble Bildung, den untrüglichen Spie-

gel

gel und das helle Fernglas der innern und verborgenen Theile abgeben.

So lange man nicht durch die Anatomie überzeuget ist, daß ein wahrhaffter Hermaphrodit jemahl mit beyderley wesentlichen Theilen begabet gewesen; so lange muß man billig zweiffeln, ob es einen dergleichen gegeben habe.

Aber wie schwehr fällt es nicht, in dieser Sache hinter die Wahrheit zu kommen?

Nach der erstaunlichen Menge derer Menschen, welche jährlich, ja täglich, gebohren werden, ist es schon etwas sehr seltenes, wenn ein vermeintlicher Hermaphrodit zur Welt kommt. Und diese werden noch seltener kundbar. So wohl die Eltern, als die Befreunde, wollen lieber den angebohrnen Fehler eines Kindes verheelen, als solches dem kindischen Gespötte unbedachtsamer Leute blosstellen.

Jedoch ist es ein glücklicher Gedanke, daß sich deren einige entschlossen haben, ihre geheime Beschaffenheit besichtigen zu lassen, als wodurch selbige ihr angebohrnes Gebrechen zu einem Capital machen, welches sich wohl verzinnset, und sie reichlich ernehret. Denn überal finden sich Neubegierige, welche ein solches Wunder zu sehen verlangen.

Bey vernünfftigen Natur-Forschern aber ist es keine blose Neugierde. Diese wollen eine genauere und richtigere Erkentniß von solchen seltenen Geschöpfen haben. Sie wollen sich nicht mit fabelhafften Erzehlungen sättigen lassen. Es lieget ihnen die Wahrheit am Herzen, und wollen bey einer so zweifelhafften Sache nicht so gerne mit fremden, sondern mit ihren eigenen, Augen sehen, weil sie

wissen, wie viel daran gelegen sey, die verschiedenen Arten, Unterscheide, und Kennzeichen zu ergründen, aus welchen man das eigentliche und wahre Geschlecht eines solchen zweydeutigen Menschen bestimmen könne.

Die Medici haben vorzügliche Ursachen, keine Gelegenheit zu verabsäumen, sich der möglich- und gründlichsten Kentniß dieser Art Menschen zu befleißigen: und welcher vernünfftige Mann wird es ihnen wohl verargen, da es blos auf ihrem Ausspruch beruhet, wenn bey Gerichten über diese Sache sich Streitigkeiten erhoben haben. Es ist vielmehr ihre Obliegenheit, alle Umstände genau zu prüfen, ehe sie ein Urtheil fällen.

Wenn in der Medicina legali die Frage von denen Hermaphroditen vorgekommen; so habe ich zwar schon öffters in denen Collegiis meine Gedanken von denenselben genugsam eröffnet, und gesaget, was davon zu halten sey. Nachdeme aber vor etlichen Wochen derjenige Pariser Hermaphrodit, von welchem die Memoires der Königl. Französischen Academie vom Jahr 1750, und andere gelehrte Nachrichten Erwehnung gethan, selbst hieher gekommen; so war es mir um desto lieber, durch ein lebendiges Beyspiel dasjenige meinen Zuhörern bestättigen zu können, was in ihnen vorhin durch Vernunfft und Erfahrung erläutert hatte. Und da ich ersuchet worden, meine Anmerkungen über diesen Menschen dem Druck zu überlassen; so habe kein Bedenken getragen, solches zu bewerkstelligen.

Ich weiß zwar wohl, daß die Meynungen derer Gelehrten in dergleichen Sachen sehr verschieden und getheilet sind. Alleine ich lasse einem jeden seine freye Wahl, ob er so, oder anders, als ich, gesinnet

net sey. Kan Jemand wichtigere Gegen-Gründe aufbringen, so will ich mich gerne eines bessern belehren lassen.

Hiebey aber muß ich noch zum voraus erinnern, daß ich hier keine vollständige Abhandlung von Hermaphroditen auszuführen gesonnen, sondern nur gewillet sey, die seltene Beschaffenheit dieses Menschen, wie ich solche gefunden, zu erzehlen, sodann was von dessen eigentlichem Geschlecht füglich zu halten sey, meine Meynung und Ursachen zu eröffnen, auch endlich überhaupt zu der Lehre von Hermaphroditen einige Anmerkungen und Erinnerungen beyzufügen. Daß ich übrigens mit Fleiß einige lateinische Kunst-Wörter aus der Anatomie beybehalten, und durch Verteutschung derselben die Gränzen einer schamhafften Erbarkeit nicht überschreiten wollen, solches wird mir hoffentlich Niemand verdenken.

Michael Anna Drouart, ein Franzose, aus Paris gebürtig, 28 Jahr alt, mittelmäsiger Größe, kam in Mannes-Kleidern über Anspach hieher. Er meldete sich auch bey mir an, und erwiese mit seinen glaubwürdigen Zeugnissen, daß er derjenige Pariser Hermaphrodit wäre, von welchem schon verschiedene Nachrichten gedruckt worden. Er erbothe sich zugleich, seine seltene und zweyfältige Gestalt besichtigen zu lassen.

Er hatte auch eine Französische Beschreibung von seiner Beschaffenheit bey sich, welche zu Dijon im Jahr 1761 gedruckt, und daselbst von Herrn Hoin verfertiget war; als worinnen er mehr vor eine Weibes- als Mannes-Person angesehen werden sollen. Nur bethaure, daß ich solche Nachricht zu spath bekommen und genau durchsehen können; ansonsten ich mehrere Anleitung zu weiterer Untersu-

chung vorgefunden hätte. Wiewohlen dieser Mensch sich vermerken lassen, daß er sich einer schmerzhafften Untersuchung nicht gerne blos stelle; zudeme hätte die kurze Zeit und die Umstände solche nicht füglich verstattet.

Indessen habe doch so viel aus der Betrachtung seiner Einrichtung wahrgenommen, daß er nach denen äusserlichen und wahrhafften Kennzeichen mehr für eine Mannes- als Weibes-Person zu halten und zu erklären sey. Denn ich ziehe billig die offenbaren und deutlichen Anzeigen denen verborgenen und ungewissen vor; und werde ich hernach die Ursachen anzeigen, welche mich bewogen haben, mehr dem Hrn. Morand, als dem Hrn. Hoin beyzustimmen.

Ich habe zu zweyen mahlen, in Gegenwart einiger meiner Herren Collegen, und vieler hier Studirenden, diesen Menschen so genau, als es die Zeit und Umstände erlaubten, zumahlen was die vermeyntliche zweyerley Geburths-Glieder betrifft, aufmerksam untersuchet und betrachtet.

Was ich an solchen merkwürdiges und sonderbares angetroffen, will ich hier kürzlich erzehlen. Was aber verschiedene kleine Neben-Umstände betrifft, welche in der Dijonischen Beschreibung enthalten, und welche ihre Richtigkeit haben, will ich nicht wiederholen, sondern vorbey gehen, ausser daß ich selbige zu denen nöthigen Beweisen kürzlich berühre und mich darauf beziehe.

Als dieser Mensch das erste mahl auf den Tisch stehend sich beschauen lies; so schiene er bey dem ersten Anblick, die äusserlichen Kennzeichen und Geschlechts-Theile einer Mannes- und Weibes-Person zugleich zu haben.

Jene

Jene zeigten sich vornen an dem sogleich kenntbaren männlichen Glied; diese aber unterhalb und hinter demselben, in demjenigen Ort, wo sonsten das scrotum oder der Hoden-Sack sich befindet, als welcher ihm hier so wohl, als die testiculi selbst, gänzlich zu ermangeln schienen.

Erstgedachter männliche Theil hatte, sub pube virili satis pilosa, seine meistens ordentliche Gestalt in der Dicke, Länge und Hervorragung. Man sahe eine männliche Vorhaut, welche aber unten offen, und das fraenulum der Länge nach getheilt war. Die röthlige Eichel hatte ihre gewöhnliche Spitze und breiten Rand oder Krone, ihre zarten Runzeln und nervigten Wärzlein. Nur schiene es, als ob daran die natürliche Eröffnung der Harn-Röhre fehlte; anbey ware penis und glans etwas unterwärts gekrümmet, deswegen auch keine gerade Erection erfolgen konnte.

Die beyden corpora penis cavernosa waren ordentlich und vollkommen männlich, sie hatten ihr ligamentum penis suspensorium, und erstreckten sich auch, wie bey Manns-Personen, in gewöhnlicher Stärke und Grösse durch das perinaeum biß in ihre Vertheilung oder beyde Schenkel, und endigten sich an dem behörigen Ort des untern Randes am Becken.

Den Bulbum urethrae virilis konnte man eigentlich darzwischen durch die Haut des perinaei fühlen. An dem pene aber fehlete so wohl der untere zarte Saum, den man suturam oder die Nath nennet, als auch die untere Rundung der Länge nach, welche von der urethra sonst formiret wird: denn es war nicht nur daselbst die Haut von einander, sondern auch der Harn-Gang selbst völlig gespalten und offen.

Alleine

Alleine eben dieses war die Ursache, welche den falschen Schein einer weiblichen Gestalt hervorbrachte. Hier, unter dem pene, fieng sich eine rima pudendi muliebris an, und zeigten sich in dem Ort, wo sonsten das scrotum stehet, gleichsam zwey labia, welche aber nicht völlig also, wie bey rechten Weibs-Personen, gebildet waren. Denn man konnte bald erkennen, daß diese beyden labia von dem zerspaltenen und zusammengeschrumpfften leeren scroto entstanden seyen. Diese waren nur von der bloßen Haut, etwas mit Haaren besezt, wo das scrotum hingehörte. Die rima selbst aber fienge sich schon an dem gespaltenen fraenulo praeputii sine pilositate cutis an, und endigte sich in dem perinaeo: zoge man nun die Haut und die vermeintlichen labia des pudendi muliebris von einander; so war weder eine clitoris cum praeputio aut paranymphis, noch weniger die nymphae selbst, anzutreffen, sondern man sahe blos die aufgeschlizte oder zerspaltene männliche Harn-Röhre, an deren beyden Seiten ein röthliger Saum von der glande an, so lang die Oeffnung war, sich erkennen lies, wo die cavernositas urethrae fissae eine kleine Erhebung und röthligen Strich machte, welche einen leichtglaubigen und unbedachtsamen leicht dahin verführen könnten, solche für Spuhren von denen Nymphis anzusehen, wenn solche nicht biß ad glandem, wo das orificium urethrae seyn solte, sich erstrecket hätten.

Wer solte nun hieraus den Drouart nicht für eine Manns-Person erkannt haben? In dieser Meynung wurde ich noch mehr bestärket, als ich ihn des folgenden Tages nochmahlen in Gegenwart vieler Zuschauer besichtigte, wo er sich auf dem Rücken liegend genauer betrachten lies.

Wie

Wie ich es schon bey andern Gelegenheiten angetroffen, daß ein gespaltenes perinaeum, oder eine fissa urethra die falsche Gestalt des weiblichen Geschlechts gebildet hatte; also war es hier auch nicht anders. Denn es zeigte sich ein wahrhafftes männliches Glied, nur mit dem Unterscheid, daß die Haut unterwerts nicht mit der gewöhnlichen Nath oder sutura geschlossen, auch das scrotum nicht ganz, sondern leer und gespalten, ja die ganze Länge der Harn-Röhre vom perinaeo an, biß an die Spitze der Glandis aufgeschlitzet und von einander getheilet war. Man sahe ordentlich die nervigte und flechsigt fibrose Haut der geöffneten Harnröhre mit ihren Löchlein gleichsam halbrund, und zu beyden Seiten den röthligen Saum von der zertheilten zarten Cavernosität derselben.

Was ist es Wunder, daß nicht blos von dem getheilten fraenulo praeputii, sondern hauptsächlich von der Trockenheit der innern Haut der Harnröhre die Krümmung des penis unterwerts erfolgen müssen, und daß die glans in erectione corporum cavernosorum sich nicht genugsam ausdehnen und vergrössern können? Denn es ist bekannt, daß die Vergrösserung und Aufblehung der Eichel nicht von denen corporibus cavernosis, sondern von der cavernositate urethrae herkommet, und daß die urethra selbst, wenn sie ordentlich ihren Gang als ein Canal hat, jederzeit mit einer Feuchtigkeit versehen, und dadurch hinlänglich erweichet wird, bey der erectione membri sich nach der Ausdehnung der cavernosorum corporum penis zu richten, und diesen ebenfalls nachzufolgen. Hier aber war nicht nur die urethra offen, trocken, und verkürzet, sondern auch deren Cavernosität zur Helffte verlohren gegangen, indeme sie getheilet, und zu beyden Seiten verwachsen war. Wie konnte sich nun das Glied gerade aus-

ausstrecken, oder die Eichel genugsam dabey aufschwellen? Ein Fehler der Natur zoge nothwendig deren mehrere nach sich. Wer jemahls eine männliche Harnröhre durch einen Schnitt hat eröffnet gesehen, der muß solche mit ihren kleinen Löchlein hier sogleich erkennen, keines weges aber die Beschaffenheit eines pudendi muliebris.

Wenn man die, von dem zertheilten und zusammen geschrumpften scroto entstandene, vermeintliche labia muliebria von einander zog: so war keine solche, mit kleinen Drüßlein und nervigten Wärzlein versehene, Haut da, wie bey dem weiblichen Geschlechte. Die Clitoris mit ihrem Deckel, die Nymphae, die weibliche Vrethra mit ihren carunculis und Falten an ihrer Oeffnung, das orificium vaginae mit ihrer membrana hymenis oder denen carunculis fehleten gänzlich allhier. Sondern man sahe, wie die männliche Vrethra sich ordentlich gegen dem Blasen-Halß zu krümmen anfieng.

Hier war die Oeffnung so enge und klein, daß man kaum mit einem Feder-Kiel hätte eindringen mögen, ohne Schmerzen zu verursachen.

Wo die Oeffnung und Spalt der Haut sich in dem perinaeo endigte und zusammen gieng, schiene sich zwar eine solche halbrunde Falte der Haut zu erheben, wie bey Weibsbildern, wenn deren beyde Seiten-Lappen von einander gedehnet werden. Aber man konte bald erkennen, daß diese Erhebung daher kam, weilen der innere Rand der daselbst zusammen geschlossenen Haut gegen die Harn-Röhre einwerts gebogen war.

Eben daselbst, wo die Zerspaltung der Harn-Röhre aufhörte, und ein rundes enges Loch bildete, fanden

fanden sich zwey kleine rothe fleischichte Wärzlein, als carunculae, von der Grösse eine Linse. Man hätte vermeynen dürffen, diese wären die bey Weibern an dem Eingang der Mutter-Scheide befindliche carunculae. Alleine es zeigte sich leicht, daß dieses nur kleine Stücklein von dem Ader-Gewebe der Cavernosität des bulbi urethrae, oder der daselbst erweiterten Harn-Röhre seyen.

Biß hieher hat sich also an dem Drouart noch nichts gefunden, welches als ein wesentliches und wahrhafftes Theil des weiblichen Geschlechtes anzusehen wäre. Hat gleich die Natur, (oder nach der Meynung einiger Stahlianer, die Seele, welche sich ihren Körper selbst bauen soll,) den Fehler begangen, und die oberwehnte Nath an diesem männlichen Glied zusammen zu flicken vergessen, oder ist vielmehr solche, da sie noch im Mutterleibe zart und weich war, durch einen andern Zufall von einander gerissen; so ist dieses Gebrechen so wenig ein Anzeigen des vorhandenen weiblichen Geschlechtes, als wenig eine Wunde an diesem Ort einen Knaben zu einem Mägdlein machen würde.

Nun kommen aber noch andere Zweiffels-Knoten aufzulösen vor, welche theils Hr. Hoin künstlich zusammen geknüpfet, theils der Drouart selbst vergrössert und erfunden hat. Dieser letztere will, neben dem männlichen Ansehen, auch selbst zugleich ein Weibsbild seyn; und Jener will den weiblichen Hermaphroditen, wider die Erklärung des Hrn. Morands, herausbringen, und suchet allerhand Beweise auf, von denen er aber selbst gestehet, daß die wenigsten davon erheblich, doch einiger Prüfung würdig sind.

Er

Er erwehnet, daß er keinen starken Bart am Kien, auch an Armen und Beinen nur wenige und kleine Haare, und auf der Brust gar keine habe. Müssen denn alle Manns-Personen dem rauhen Esau gleichen, oder kan nicht ein glatter Jacob doch ein Jüngling seyn? Die scheuende und schamhaffte Röthe des Angesichts habe bey der Entblösung nicht mehr an ihm verspühret. Es ist wahr, daß sein Gang deme nahe kommt, wenn sich eine Weibs-Person in Manns-Kleidern sehen lässet. Aber man bedenke, daß Drouart biß in das 16 Jahr in Weibes-Kleidern herum gegangen. Solte er sich nicht von Jugend auf, wie jene, gewöhnet haben, die dicken Schenkel zusammen zu halten, um die Kälte nicht an einen so empfindlichen und offenen Theil des Unterleibs eindringen zu lassen? Ohne Zweiffel hat er auch eine Schnür-Brust getragen. Solten nicht davon die beyden Hals-Ringe sich in dem zarten Alter mehr gebogen, die Brust etwas erhöhet, die Lenden länger, auch die obern Beine des Beckens sich nach Art derer weiblichen in etwas gebildet haben? Die übrige Gestalt derer dicken Beine und Waden machet keinen merkwürdigen Unterscheid des Geschlechts. Vielmehr war er mehr fleischig als fett, von männlicher Sprache und Stimme, hatte einen Bart, der weniger gewachsen, weilen er sich solchen nicht abscheren lassen. Der Adams-Apfel an der obern Lufft-Röhre war hervorragend und mehr männlich, die Schultern breit, und die Gestalt einer Manns-Person fiele jedem leicht in die Augen. Wenn er die Brüste zeigen solte, so habe bemerket, daß er nur meistens die rechte gezeiget, und vorher mit der Hand unter solche gegriffen, und sie dadurch gehoben hat, damit sie das Ansehen einer weiblichen bekäme, ob sie schon an sich nicht gröſſer, als bey einem etwas fetten Jüngling zu seyn pfleget. Es waren solche fast ein lauteres Fett, und kaum ein drüßigtes Wesen darin-

darinnen zu verspühren. Die Warze und der Kreiß an solcher war gröſſer, als an der linken, und als sonsten bey Mannes-Personen. Aber wer weiß, ob jene Theile nicht durch angelegte Zug-Gläser mit Fleiß betrüglich vergröſſert worden?

Obschon sein männliches Glied etwas gekrümmet ist, und undurchbohret geschienen, auch dessen Eichel von der Vorhaut nicht ganz rings herum bedecket wird; so habe doch im vorigen die Ursachen angezeiget, worinnen dieser Fehler bestehe, und bleibet dessen Grund-Bau doch männlich. Vielmehr hat Herr Hoin sich sehr übereilet, daß er die zerspaltene Harn-Röhre nicht erkannt, und in der Meynung gestanden, man müßte einen frischen Harngang durch das Glied machen, welches doch ganz unmöglich ist, indem man blos in die Cavernosität, oder in dessen Scheidewand, ein Loch machen, und den Drouart dadurch in gefährliche Verblutungen stürzen würde, ohne jemahls den gesuchten Endzweck erreichen zu können.

Da sich keine testiculi in dem zerspaltenen scroto haben aufhalten können; wie kan man fordern, daß die Samen-Gefäse sich an dem gewöhnlichen Ort, als Schnüre, sollen fühlen lassen? Entweder fehlen die Hoden gänzlich, oder sie sind noch in dem Unterleib verborgen, dergleichen Exempel man zuweilen bey Erwachsenen angetroffen hat, und bey neugebohrnen Kindern nichts seltenes ist. In dem erstern Fall wäre er einem Verschnittenen oder Castraten gleich, und hätte keine männliche Sprache, noch Bart ꝛc. Das leztere aber ist mehr wahrscheinlich, weilen dem Drouart zuweilen des Nachts der Samen soll entgangen seyn. Dahero ich auch diejenige Bewegung an denen Ringen des Unterleibs, über denen Weichen, welche Herr Hoin gefühlet, mehr

für ein Anziehen des cremasteris, oder desjenigen Hoden-Mäußleins, halte, welches in selbigem Ort angeheftet, und sonsten die Hoden aus dem Unterleib aufhebet, hier aber aus dem Unterleib gegen den annulum peritonaei angezogen haben mögen. Wie kan man aber von diesem Zucken gleich auf die runden Mutter-Bänder schliessen? Es gehen zwar solche bey Weibern an eben dem Orte, wo bey Männern die Samen-Gefäse, aus dem Unterleib heraus, und hefften sich in der Gegend der Scham-Beine an. Alleine, da diese Mutter-Bänder nicht sowohl aus fleischernen, als vielmehr aus flechsigten und nervosen Fibren oder Fasern zusammen gesetzt sind; so sind sie nicht einmahl fähig, dergleichen willkührliche Bewegung und Zucken, wie die Muskeln, zuwegen zu bringen. Folglich kan man eben aus dieser Bewegung schliesen, daß hier keine runden Mutter-Bänder vorhanden seyen. Was man für Spuhren derer Nymphen irrig angesehen, davon habe ich schon oben angezeiget, daß selbige lediglich der Saum von der gespaltenen Harn-Röhre, und das durchscheinende rothe Adern-Gewebe seyen. So erstrecken sich auch die Nymphen niemahlen so lange und weit vorwärts, wie hier, biß an die Spitze der Eichel. Wenn es wirkliche Nymphen bedeuten solten; so müßten sie ganz anders gestaltet seyn, wenn solche gleich nicht die gewöhnliche Grösse hätten.

Daß der Urin strohmweis aus dem Harn-Gang heraus flieset, dieses ist hier weder etwas außerordentliches, noch ein Zeichen des weiblichen Geschlechtes. Bey Manns-Personen ist sonsten die Oeffnung der Harn-Röhre gegen die Eichel enger, und der Canal ist länger, durch welchen der Urin etwas aufgehalten wird, daß er nicht zu häuffig heraus ströhmen kan. Dagegen bey dem Drouart

ist

ist die Harn-Röhre an demjenigen Ort offen, wo sie am weitesten ist, nehmlich in dem bulbo urethrae, oder in der so genanten Zwiebel. Durch diesen kurzen und weitern Harn-Gang muß der Urin sich nothwendig stromweis heraus ergiessen.

Nun sind noch zwey hauptsächliche Umstände zu erwägen übrig, welche den Herrn Hoin bewogen haben, den Drouart vornehmlich unter das weibliche Geschlecht anzustellen. Eine Ursache ist die weibliche Reinigung, welche Drouart seit seinem 20sten Jahr monatlich und ordentlich zu haben vorgiebt; die andere ist die, von dem Herrn Hoin vermeintlich gefundene, Mutter-Scheide.

Ich bethaure zwar nochmahlen sehr, daß ich das leztere alsdenn erst erfahren, da Drouart schon wieder von hier abgereiset, mithin mir die Gelegenheit entgangen war, hierinnen mehrere Gewißheit zu erlangen. Alleine, so gut Herr Hoin sich blos mit Muthmaßungen beholffen: eben so gut kan ich ein gleiches, und mit mehrerer Wahrscheinlichkeit thun, sein Urtheil in Zweiffel zu ziehen. Ja ich ersuchel alle in dergleichen Sachen wohlkundige Herren Medicos, welchen der Drouart sich zur Untersuchung anbiethet, hierinnen genauer nachzuforschen, und es soll mir lieb seyn, wenn sich jemand gefallen liese, mir von dessen gemachten Anmerkungen eine bessere Nachricht mitzutheilen. Drouart wolte sich auch nicht gerne zu einer genauern Untersuchung bequemen, theils aus Furcht des Schmerzen, theils aber seine eigentliche Beschaffenheit gegen eine gründliche Nachforschung zu verbergen.

Ich glaube gerne, daß der Sucher ohne sonderliche Schmerzen durch die meistens offene Ure-

thram in die Blaſe ſeye gebracht worden, und daß Hr. Morand in einen geſchloſſenen Sackwinkel oder Höhle mit dem erſten Glied des kleinſten Fingers kommen können, wenn er in den erweiterten bulbum urethrae eingegriffen. Es mag auch ſeyn, daß Hr. Hoin unter der Haut eine andere Falte und untere tiefere Oeffnung gefunden hat. Alleine dieſes iſt allerdings ſehr bedenklich, daß der Eingang und Fortgang der vermeynten Mutter-Scheide ſo empfindlich und zärtlich ſeyn ſolle, daß es ſogleich geblutet, und Schmerzen gemacht, wenn man mit einem Sucher oder Wachs-Stöcklein dahinein zu kommen getrachtet. Wäre dieſes eine Eigenſchafft und Kennzeichen des weiblichen Geſchlechtes, ſo würde das menſchliche Geſchlecht bald untergehen, die Weiber würden von ihren Männern fliehen, oder würde doch keine Geburth eines Kindes erfolgen, wo die äuſſern Theile nicht jedesmal zerreiſſen, und eine gefährliche Verblutung daraus entſtehen würde.

Es ſtehet alſo jener Umſtand der natürlichen Beſchaffenheit einer Weibs-Perſon ſchon ganz entgegen. Wäre nur die Haut des peritonaei über die weibliche Oeffnung der Mutter Scheide zu weit vorwerts gezogen oder gewachſen; ſo würde ſich ſolche leicht ausdehnen, zurückſchieben und eröfnen laſſen.

Ich kan verſichern, daß ob ich wohl die Haut des Perinaei zuruckgezogen, ich doch nicht die geringſte Spuhr von einem verborgenen oder verſteckten weiblichen Eingang geſehen; ja ich habe durch Aufdruckung des Fingers auf das äuſſere Perinaeum gar kein Anzeichen einer dortigen Höhlung fühlen können: am wenigſten habe eine Art der Bewegung eines conſtrictoris vel ſphincteris vaginae, oder eines ſolchen Mäusleins, welches den Eingang der Mutter-Scheide zuſammen

ſammen ziehen kan, angetroffen, vielmehr war es alſo, wie bey Mannes-Perſonen, geſchloſſen, feſte und fleiſchigt anzufühlen. Wann ich aber nachgedacht, wo dieſe verborgenen Oeffnungen, deren Hr. Hoin erwehnet, hergekommen und zu finden geweſen ſeyen; ſo zeigten ſich bald diejenigen zwey Irrwege, welche den forſchenden Finger und das Wachs-Stöcklein irre geführet haben mögen.

Einmahl iſt aus der Anatomie bekannt, daß die männliche Harn-Röhre aus zweyerley häutigen Canälen zuſammen geſetzt ſey, nemlich aus einer innern, und äuſſeren Haut, in deren Zwiſchen-Raum die Cavernoſität, oder ein künſtlich zartes faltigtes Adern-Gewebe, mit ſehr vielen kleinen, unter ſich zuſammen-gehenden Höhlen enthalten iſt, als welche Cavernoſität bey dem bulbo oder der Zwiebel am meiſten anzutreffen. Dieſer Zwiſchen-Raum konnte hier gar wohl ein paar Zoll lang, und zu beyden Seiten eben ſo geſchloſſen und verwachſen ſeyn, als wie die übrige ganze vordere Länge der geſpaltenen Cavernoſität des offenen Harnganges, damit keine Verblutung erfolge, welche ſonſt beſtändig anhalten würde, wenn dieſe Cavernoſität nicht irgends verwachſen wäre. Und wer weiß, ob nicht von daher die vorgeblichen menſtrua bey angewachſener Vollblütigkeit ſich ereignen; wenn es anders wahr iſt, daß Drouart jemahl dergleichen in ſeinem Leben gehabt hat.

Brächte man da ein Wachsſtöcklein hinein, ſo iſt kein Zweiffel, daß es Schmerzen und Bluten erregen werde. Wenigſtens kan in daſigem warmen Ort, wenn man langſam verfähret, das Wachs ſich erweichen und krümmen, daß es, wenn man das Lichtlein wieder herausziehet, noch ſo tief eingedrungen zu ſeyn anſcheinet.

Gesetzt auch, diese Cavernosität wäre bey dem Eingang geschlossen und wohl verwachsen, also daß nur die beyden obgedachten kleinen Caruculae oder Fleisch-Wärzgen aussen am Rand stehend geblieben; so ist doch sonsten noch über die Zwiebel der accelerator oder dasjenige Mäuslein gezogen, welches den Urin und Samen vorwärts aus dem Harngang heraustreibet und fortspritzet. Hier wäre also wieder ein Fach zu finden, wo ein Sucher von Wachs sich etwas verliehren und krümmen könnte, zumahlen wenn die äussere Haut der Zwiebel, so wie im pene, noch an diesem Ort gespalten wäre.

Alleine warum muste Hr. Hoin seinen Finger zuruck ziehen, und diesen unter einer innern Haut-Falte seitwärts und unter sich krümmen? Gehet denn der Gang in die Mutter-Scheide durch gekrümmete Neben- und Umwege, wider die Ordnung der Natur? Nun zeiget sich der andere Abweg, welcher unter der Haut des Perinaei, woselbst nur ein zelluloses Fett-Häutlein ist, dem Wachs-Stöcklein leichtlich einen 4 Zoll langen Durchgang biß in die sehr fetten und weichen nates verstattet. Denn warum solte sich dieser Gang unterwärts, und nicht vielmehr aufwärts hinter dem Blasen-Halß krümmen, wenn er in die Mutter-Scheide führte? Hat vielleicht Drouart selbst sich hier einen falschen Weg gebahnet? Solte man hier mit einem Röhrlein Lufft einblasen, so würde sich solche bald in die zelluloſe Haut ausbreiten, und den Betrug entdecken.

Es kommen mir also die gemachten Versuche sehr bedenklich und zweiffelhafft vor, und machen noch keinen tüchtigen Beweiß aus, daß Drouart auch zugleich, oder gar vorzüglich, zu dem weiblichen Geschlecht gehöre.

Dem

Digitized by Google

Dem Vorgeben dieses Menschen darf man nicht sicher trauen, daß er monathlich den weiblichen Fluß ordentlich habe. Niemand, auch selbst Hr. Hoin nicht, hat solches an dem Drouart gesehen, sondern es beruhet lediglich auf seinen Worten. Solte dieser Franzose nicht so gut, als mehrere seines gleichen, anders reden, und anders gedenken und wissen können, blos damit er dasjenige zu seyn scheine, was er zu seyn vorgiebt, ob er es schon in der That nicht ist. Er hat davon kürzlich eine Probe gemacht. Er war so verwegen, daß er gegen einen gewissen vornehmen Herrn von Adel in einer benachbarten Stadt sich heraus gelassen: er habe seine fleischliche Wolluſt auf beyderley Art, nemlich so wohl mit Weibes- als auch mit Mannes-Personen ausgeübet; da es doch offenbar ist, daß seine Beschaffenheit ihn hindern muß, daß er weder als eine Mannes- noch weit weniger aber als eine Weibs-Person etwas thun oder leiden kan, sondern sich zu vermischen ganz unfähig ist.

Diese offenbaren Unwahrheiten, deren er sich schändlich gegen solche gerühmet, von welchen er vermuthet, daß sie den Grund der Sache nicht einsehen könnten, dieses falsche Vorgeben zeuget deutlich, daß seinen Worten wenig zu trauen sey. Denn er will ein neumodisch-französisches Wunder-Geschöpffe, ein vollkommener Hermaphrodit seyn, dahero sucht er, zu Vermehrung seines Gewinnstes und seiner Seltenheit, auf alle Art andere zu bereden, daß er so wohl einen Mann, als auch ein Weib, zugleich vorstelle, auch beydes in der That sey, ob er es schon nicht ist.

Wo bleiben nun die wichtigen Beweise, welche den zwittrischen Drouart vorzüglich zu einem Weibs-Bild machen sollten? Sind nicht vielmehr offenbare Kennzeichen da, daß er mehr zum männlichen Ge-

schlecht zu zehlen sey, ob er schon einige Verstümmelung derer dahin gehörigen Gliedmassen an sich hat, welche aber nur einen falschen Schein der weiblichen Bildung abgeben.

Dermahlen müßen wir nur von dem äußerlichen urtheilen, und können zwar auf die Beschaffenheit des innerlichen wahrscheinlich schliessen; jedoch ist die anatomische Eröffnung das letzte und gewisseste Mittel, welches alle Zweiffel vollkommen heben, und dieses Räthsel auf einmahl auflösen kan. Wenn nach dem Absterben dieses Menschen ein geschickter Anatomicus ihn gehörig und gnau untersuchen wird, als denn wird sich alles am besten aufklären und entscheiden lassen. Zwar hat man schon Exempel, daß dergleichen vermeynte Hermaphroditen nach dem Tode sind eröffnet worden, und man hat befunden, bey denenjenigen, wo äusserlich mehr wesentliche Theile eines Mannes vorhanden gewesen, sich inwendig nichts von einer Mutter oder andern weiblichen Geburths-Gliedern gefunden habe: hingegen, wo äusserlich mehr wesentlich weibliche Stücke zugegen und deutlich, das männliche Theil aber nicht recht beschaffen gewesen, bey diesen sich innerlich blos die weiblichen Geburths-Theile, und nichts wesentliches von männlichen, veroffenbaret habe. Ich zweiffle nicht, daß solches sich bey dem Drouart dereinst auch also ergeben werde, wenn er anders nicht von Unwissenden ohneröffnet begraben, sondert vorsichtig secirt wird.

Drouart ist ohnehin nicht der einzige seiner Art, sondern es haben sich sonsten mehrere ihm ähnliche gefunden, welche zuletzt als Manns-Personen nach der Section haben erkannt werden müssen. Wenn es mir erlaubt ist, einige Vergleichung zu machen; so kommt mir die Structur dieses

Menschen

Menſchen faſt eben ſo vor, als wie diejenige von 2 Zwitter-Schafen, die ich hier in Beyſeyn meiner Herren Auditorum an einem Tage zugleich zu eröffnen, die ſeltene Gelegenheit bekommen habe. Beyde Lämmer hatten ein männliches Glied, und jedes ſein ſcrotum und teſticulos. Jedoch hatten beyde in dem perinaeo zugleich eine Oeffnung an dem Orte, und nach der Aehnlichkeit, wo ſonſten das weibliche pudendum bey Schafen zu ſtehen pfleget. Beyde Lämmer urinirten aus dieſem vermeynten weiblichen Glied: jedoch bey dem einen Lamm lief zugleich der Urin durch die männliche Senne am Bauch heraus. Der Metzger brachte ſie als 2 Zwitter zu mir, und als er ſolche abgeſtochen hatte; ſo eröffnete ich eines nach dem andern. Beyde hatten ihre männliche Senne, ihr ſcrotum, teſtes, Samen-Gefäſe und Samen-Bläslein, nebſt denen Vorſtehern. Nur bey dem einen Lamm war die Senne nicht durchbohret, ſondern die Harn-Röhre war von dem Spalt an, den es im perinaeo hatte, zugewachſen: bey dem andern aber war dieſer Harn-Gang noch offen; daher es unter ſich, wie ein Männlein, und hinter ſich, als ein Weiblein, zugleich uriniren konnte. Aber was das weibliche Anſcheinen machte, war lediglich dieſes, daß die Haut und Harn-Röhre in dem perinaeo aufgeſchlitzet und von einander war. Daſelbſt fande man nichts von einer clitoride oder andern weſentlichen Theilen eines Weibleins; keine Trage oder uterus, keine vagina, noch ein Eingang dahin, war anzutreffen, ſondern die geſpaltene männliche urethra war einzig Schuld daran, daß man dieſe Thiere vor Zwitter fälſchlich angeſehen hatte. So viel kan ich von meiner eigenen Erfahrung verſichern, daß ich noch keine vollkommenen Hermaphroditen jemahls gefunden habe, weder an Menſchen noch an Thieren.

Ob ich schon deßhalben in vielen Büchern nachgeschlagen, wo doch gar seltene Exempel von anatomirten Zwittern befindlich sind: so habe ich doch noch keine gewisse und vollständige Nachricht biß hieher finden können, wo sich nach der Eröffnung beyderley wesentliche Geschlechts-Theile vollkommen und deutlich gezeiget hätten. Entweder waren sie inwendig bloße Mannes- oder nur einfache Weibs-Personen in ihren Haupt-Theilen, und die äusserlichen hatten entweder ein bloses Blendwerk, oder etwas monströses zum Grund.

Nach dem äusserlichen Anscheinen darf man nicht alleine gehen, noch weniger aber denen kurzweiligen Historien trauen, daß es Weiber gegeben, welche nicht nur selbst Kinder gebohren, sondern auch andere Weibs-Personen geschwängert haben sollen. Diese Mährlein sind noch nicht erwiesen, oder es sind andere Streiche dahinter verborgen worden.

Wären irgend einmahl 1. oder 2. vollkommene Hermaphroditen, welche die wesentliche beyderley Geschlechts-Theile so wohl innerlich als äusserlich beysammen gehabt, durch eine genaue anatomische Untersuchung wirklich gefunden, und unwidersprechlich dargethan worden; so müßten wir viele alte Geschichten und Erzehlungen theils für möglich, theils für wahrhafft, gelten lassen. Alleine so lange jenes nicht erwiesen worden: so lange müssen die vielen seltsamen Erzehlungen für nichts anders, als für leere ungewisse Nachrichten, übereilte Urtheile, für Fehler und Betrug der Leichtglaubigkeit angesehen werden: nicht zu gedenken, daß einige derselben so übel gebildet erscheinen, daß sie sofort unter die träumenden Fabeln und Mährlein alter Weiber versinken.

Betrach-

Digitized by Google

Betrachtet man die äußerliche Geschlechts-Theile bey solchen zweydeutigen Menschen genau und vorsichtig: so ist weder die eine, noch die andere Art derer dasigen Glieder vollkommen gebildet; sondern entweder eines, oder wohl gar beyde, erscheinen sehr fehlerhafft. Gesetzt aber, beyde wären vollständig ausser zugegen; so müssen doch bey einem wahren Hermaphroditen noch inwendig so wohl der uterus mit seinen ovariis, tubis, ligamentis, vagina etc. als auch die testes viriles, vasa spermatica, vesiculae seminales, prostatae etc. anzutreffen und gegenwärtig seyn. Aber wo ist ein dergleichen Beyspiel irgends aufzuweisen?

Weder die Erfahrung, noch ein vernünfftiges Nachdenken, wollen uns überzeugen, daß es jemahls geschehen sey, oder noch geschehen könne, daß ein wahrer und vollständiger Hermaphrodit gebohren werde.

So lange die von GOtt eingeführte Ordnung der Natur in ihren Gesezen unbeweglich und vest bleibet, daß ein Männlein und Weiblein, jedes seinen eigenen Körper, und verschiedene besondere Natur haben solle: so lange scheinet es nicht möglich zu seyn, daß diese beyderley Arten und Geschlechter in ein Wesen zusammen fliessen, und jedes doch seine eigene Beschaffenheit beybehalten könne. Halten wir die Natur eines Mannes, gegen die Beschaffenheiten eines Weibes; so sind beyde nicht nur in Ansehung derer Erzeugungs- und Geburths-Glieder, sondern auch in vielen andern Stücken, sehr merklich von einander unterschieden. Gleichwolen solte eine Frau so wohl Söhne, als Töchter, gebähren können. Wie ist es aber möglich, daß aus einer einzigen Quelle so deutlich unterschiedene Wesen und zweyerley Naturen entspringen können? Es brauchet nur

zweyer-

zweyerley Werkzeuge, worinnen die ursprüngliche Anfänge zu einer veränderten Einrichtung angeleget werden: denn gleichwie in der Leber eine bittere gelbe Galle, und hingegen in denen Drüsen derer Brüste eine süsse weisse Milch aus eben demselben rothen Blut in dem lebenden Körper des Menschen zu wegen gebracht wird, wenn nur das nehmliche Blut durch veränderte Werkzeuge anders bearbeitet wird; eben so hat GOtt bey dem weiblichen Geschlecht in Menschen und Thieren zweyerley ovaria oder Eyerstöcke weißlich geschaffen, in deren einem die Einrichtung derer Anfangs-Theile zu einer männlichen, in dem andern aber nur zur weiblichen Natur und Beschaffenheit, in Grund geleget werden soll. Beyderley Geschlechte können hernach so wohl in der Mutter, als ausser derselben bey Erwachsenen, von einerley Nahrung fortwachsen. Wäre diese Einrichtung nicht in einem jeden ovario unterschieden, sondern beyden gemein, so wohl Knäblein als Mägdlein zu erzielen: was solten nicht vor eine Menge Hermaphroditen zur Welt kommen, wenn gleichsam aus einer Quelle zweyerley Naturen öffters zusammen fliesen könnten? Nein, dieses solte und durffte nicht seyn. Man betrachte nur die Natur von Gewächsen und Kräutern. Aus einerley Erdboden entstehen hier süsse, dort sauere, da bittere Früchte; hier wächset eine wohlriechende rothe Rose, dort ein gelber Veiel, da ein blauer giftiger Eisenhut: was ist die Ursache, daß aus einer Erde und Wasser so sehr unterschiedene Früchte und Blumen erwachsen? Sind es nicht die Wurzeln, die in jedem Gewächse von anderer und besonderer Einrichtung, folglich von anderer Wirkung sind, eben den gemeinen Nahrungs-Safft in andere Gestalten zu bringen. Einem jeden Gewächse bleibt seine Art eigen: der Apfelbaum träget keine Kirschen, und die Narcissen-Zwiebel bringet keine rothe Korn-Blume, sondern nur einerley und eben die Frucht,

worzu

worzu sie geschaffen. Ein iedes Eingeweide behält in uns seine Einrichtung zu einerley Absicht und Wirkung, ausser wenn diese durch Krankheiten oder andere Zufälle verdorben wird. Wie solte es nun geschehen können, daß in einem ovario zweyerley gegenseitige Gewächse und zweyerley Wirkungen und producta von einerley Ursachen und Einrichtung entstehen solten?

Es wäre so schwehr nicht, hinter dieses Geheimniß der Natur zu kommen, ob aus einem ovario beyderley Geschlechte entspringen können, oder nicht. Man lässet ja öffters denen jungen Hunden, Kazen, Schweinen ꝛc. die ovaria ausschneiden. Wenn man nun in solchen Thieren nur einen Eyerstock, bey diesem den rechten, bey einem andern den linken, ausnehmen, das andere ovarium aber unbeschädigt lassen, und diese Thiere wohl merken würde, wenn sie Junge werffen; so könnte man eines Theils erfahren, ob sich beständig nur einerley Geschlecht aus einem ovario erzeugete, andern Theils könnte man auch daraus urtheilen, welcher Eyerstock nur Männlein, oder welcher dagegen blose Weiblein, zu bilden geschickt und eigentlich bestimmet sey.

Wiewol es fehlet mir hierinnen nicht an wichtigen Erfahrungen. Eine Bauerfrau hatte 8 Söhne, niemahlen aber eine Tochter, gebohren. Sie gieng mit dem 9ten Kind schwanger, und hatte vor der Niederkunfft das Unglück, von der Treppe zu fallen; wodurch sie sich die Mutter inwendig zersprenget hat und gestorben ist. Diese habe ich zeitlich geöffnet. Das 9te Kind war auch ein Knäblein. Als ich nach denen beyden ovariis umsahe, so war das rechte frisch, völlig und gesund, hatte noch mehr Eylein, und die Zahl der Narben von denen

nen gebohrnen. Der linke Eyerstock aber war ein leerer dünner Lappen, ohne Kern, und ohne Eylein. Hätte hier aus einem ovario beyderley Geschlecht entstehen können; so hätte diese Frau gar leicht unter 9 Kindern eine oder etliche Töchter bringen mögen. Allein dieses geschahe nicht. Es war blos für Söhne gemacht.

Man lieset mehr dergleichen Anmerkungen, daß, wo Kinder nur von einerley Geschlecht beständig gebohren worden, entweder das eine ovarium verdorben, oder dessen tuba fallopiana verwachsen, oder verstopfft gewesen, mithin kein Eylein von dem andern ovario in die Mutter kommen können, sondern jene Kinder nur aus einem ovario entsprossen seyen. Obschon einige wollen angemerket haben, daß bey einerley Art Kindern dennoch nach dem Tod in beyden ovariis die Narben von denen abgetretenen und befruchteten Eylein beobachtet worden; so ist doch möglich, daß entweder beyde Eyerstöcke zur Erzeugung einerley Geschlechts seyen eingerichtet gewesen, oder daß einige Eylein von dem gegenseitigen ovario zwar abgegangen, aber nicht zur Zeitigung gekommen, sondern zerplatzet und verdorben sind, oder frühzeitig abortiret worden. Wenigstens stösset dieses den Satz noch nicht um; daß in einem Eyerstock nur einerley Geschlechts-Art gebildet werde.

So gar bey Thieren habe ich solches angetroffen. Denn bey solchen, welche einen uterum haben, der sich in 2 Aeste, oder so genannte cornua, rechter und linker Seits vertheilet, und deswegen viele Junge bringen, als bey Hunden, Schweinen, Katzen, Caninigen, Hasen ꝛc. habe ich jederzeit bemerket, daß in dem einen, und meist im rechten, Ast lauter Männlein, in dem andern aber lauter

Weiblein

Weiblein gelegen; obschon die befruchtete Eylein, wenn sie in die Mutter-Höhle fallen, ehe sie anwachsen, sich hin oder her verwechseln könnten.

Bey Schafen ist der Trag-Sack, oder uterus, durch eine länglichte Scheidewand in 2 Kammern getheilet. Ich habe dergleichen mit einer Frucht beschwängerte Schaf-uteros, die ich von Metzgern leichtlich im spaten Herbst erhalten, mehr als 50 an der Zahl, eröffnet, und jederzeit in der rechten Kammer die Männlein, in der linken aber nur Weiblein angetroffen.

Ja was noch mehr ist, bey einigen Menschen-Geburthen, welche ohnfehlbar aus einerley ovario entsprossen seyn müssen, habe ich einerley Geschlechte bemerket. Offt sind schon Kinder gebohren worden, welche zusammen gewachsen waren, oder 2 Leiber an einem Kopff hatten, oder Zwillinge, welche nur eine gemeinschafftliche Nabelschnur hatten, und in eine einzige Nachgeburt eingeschlossen waren. Diese gedoppelte Kinder sind ohne Zweiffel in einem einzigen Eylein zugleich entsprossen, mithin aus einem Eyerstock abgestammet; aber eben diese haben iederzeit einerley Geschlecht gehabt. Denn obschon Valentini, und Lemery von zusammengewachsenen und hermaphroditischen Kindern etwas erwehnen, so ist doch des Lemery Zwitter nur mit einem utero, nicht aber mit testiculis oder andern wahrhafften männlichen Gliedern begabet gewesen; und des Valentini Nachricht gründet sich auf die Anzeige der einfältigen Am-

me, welche den Hr. Pfarrer bewogen, das eine Kind Johann, das andere Anna Catharina, eilfertig zu tauffen. Was ist aber das für ein Gegen-Beweiß?

Bis hieher habe ich noch kein einziges Exempel erfahren können, daß Zwillinge von zweyerley Geschlecht jemahls eine einzige gemeinschäfftliche Nabel-Schnur oder Nachgeburt gehabt hätten, wie Zwillinge von einerley Geschlecht zuweilen haben; sondern jene haben ordentlich ein jedes seine eigene Häutlein, Schnur, und placentam, zu einem Beweiß, daß zweyerley Geschlechte auch in zweyerley Eylein entspringen, und vermuthlich auch von zweyerley Eyerstöcken herkommen.

Wie solte es denn nun möglich seyn, daß zweyerley unterschiedene Naturen und Geschlechter in einem einzigen Körper vermenget, und doch jede besonders beybehalten werden könne? Findet man nicht einmahl Zwillinge von zweyerley Geschlecht in einer einzigen Schalen oder Häutlein; wie soll denn das männliche und weibliche in einem Körper wider alle Ordnung der Natur entstehen können?

Der ganze Grund von Hermaphroditen bestehet also in einem Fehler und mangelhaffter Einrichtung einiger Theile seiner einfachen Geschlechts-Theile, wodurch unwissende und leichtglaubige betrogen und bewogen werden, aus einer Art Menschen zweyerley zu ertichten.

Alleine um aus diesem Irrgarten zu kommen, so will ich die Kennzeichen zur Unterscheidung kürzlich berühren:

Ein

Ein Hermaphrodit, deſſen wahres Geſchlecht männlich iſt, mag wol eine Spaltung im perinaeo haben, aber es iſt keine rechte clitoris, nymphae und vagina zu finden, ſondern nur ein männliches Glied, mit ſeiner glande, praeputio, fraenulo, zuweilen auch mit dem ſcroto und teſtibus, wann jenes nicht zerſpalten, und dieſe im Leib verborgen ſind.

Bey denen andern Hermaphroditen aber, welche wahre Weibsbilder ſind, erkennet man das weibliche pudendum, die nymphas, den weiblichen Harngang, die Mutter-Scheide, deren Oefnung und carunculas: nur iſt die Clitoris meiſtens zu groß, und ſiehet faſt als ein männliches Glied, welches aber uneröfnet, ohne der äuſſerſten gemeinen Haut, mit einem andern glatten Häutlein bedeckt iſt, und noch zwiſchen denen labiis innen ſtehet, ohne förmliche Eichel, ohne urethra. Die andern äuſſerlichen Kennzeichen des Leibes ſind ſonſt ſchon bekannt, und ſolche anzuführen, halte ich für überflüßig. Der Raum verſtattet nicht, mehrers hievon zu gedenken.

D. Johann Nicolaus Weiß,
ANATOM. CHIRVRG. ET THEORET.
PROF. PVBL.

VII.

Altdorfische gelehrte Neuigkeiten vom Monate Jenner.

Der Secretär der deutschen Gesellschaft, Hr. Mag. Martini, hat eine Abhandlung von einer gewissen Art Kronen der Alten, welche er im vorigen Jahre in einer feyerlichen Versammlung der Gesellschaft vorgelesen, drucken lassen und einem hohen Gönner mit folgender Aufschrift gewidmet: J. C. M. Abhandlung von einer besondern Art Kronen, womit man die Römer, theils zum Zeichen der Unterwürfigkeit, theils zum Zeichen der Hochachtung, Dankbarkeit und Freundschaft, zu beschenken pflegte, welche dem Reichsfreyhochwohlgebohrnen und Hochweisen Herrn, Herrn Johann Adam Rudolph Carl Geuder von und zu Heroldsberg auf Stein und Unterndorf, bey des H. R. R. freyen Stadt Nürnberg des ältern geheimen Raths, hochansehnlichen Kirchen- und Oberalmosen-Pfleger, auch vordersten Vormund der Wittwen und Waisen, u. a. m. bey dem Antritt des 1762sten Jahrs von dem Verfasser in aller Unterthänigkeit überreichet worden. Altdorf, gedr. bey J. G. Meyer. 2 und ein halber Bogen, in 4.

Unter unserm berühmten Herrn Prof. Nagel hat Hr. Wilh. Gottl. Reitz, aus Windsheim, den 20 Jan. vertheidiget: Dissertationem philologicam, partem primam praefationis tertiae libri Masoret Hammasoret Eliae Leuitae Germani complectentem. Bey J. A. Hessel gedruckt, auf 3 und einem halben Bogen, mit neuen sehr saubern ebräischen

ebräischen und rabbinischen Lettern. Es ist die vierte gelehrte Abhandlung, die uns der Herr Prof. vom Elia Levita liefert und es stehen noch mehrere zu erwarten.

* *

VIII.

Aufgabe.

Ob es an dem sey, daß die Stadt Nürnberg dem Könige in Schweden, Gustav Adolph, auf der Stelle, wo er seinen Geist bey Lützen aufgab, ein prächtiges Denkmahl aufrichten wollen, wozu die Bildsäule bereits fertig gewesen; oder was zu diesem vermuthlich falschen Gerüchte Anlaß gegeben habe?

Zur Erläuterung dieser Aufgabe mag eine Stelle dienen, welche aus dem prächtigen Werke des Hn. Walther Harte, Leben Gustavs Adolphs, Königs in Schweden, aus dem Engl. übersetzt ꝛc. II Band, S. 567. oder vielmehr aus einer daselbst befindlichen Anmerkung des Herrn Prof. Böhme, hieher gesetzet werden soll. „ Die Stadt „ Nürnberg wollte ihm auf der Stelle, wo er seinen Geist aufgegeben, ein prächtiges Denkmahl „ aufrichten; und die Bildsäule war dazu bereits „ fertig. La ville de Nuremberg, spricht Hr. „ Arkenholz Th. I. S. 13. Anm. *** pour temoigner sa reconnoissance envers le Roi, qui „ l'avoit delivrée de l'oppression des Imperiaux, „ lui fit construire un magnifique monument avec „ sa statue equestre, pour le mettre sur la place, „ où

„ où il avoit terminé ſa vie. Il en eſt parlé dans
„ le Regitres du Senat, comme d' un ouvrage,
„ qui étoit déja achevé: et il y eſt marqué, qu'
„ on en écriroit au Grand Chancelier Oxenſtierna,
„ pour qu' il en parlat à l' Electeur de Saxe.
„ Allem Vermuthen nach hinderte der Ausbruch
„ des Krieges zwiſchen Sachſen und Schweden,
„ daß die Sache nicht zu Stande kam.

Die Beantwortungen dieſer und anderer Aufgaben, die man den Liebhabern der deutſchen Geſchichte und Literatur noch in Zukunft vorlegen will, ſollen in gegenwärtiger Monatſchrift abgedruckt werden. Sollten mehrere Beantwortungen, als eine, einlaufen, wird man entweder die vorzüglichſte zum Druck ausſuchen, oder ſie ſollen, wenn ſie wohl gerathen ſind, nach und nach alle in dieſer periodiſchen Schrift Platz finden. Die Aufſätze ſind an den Vorſteher der Geſellſchaft einzuſchicken.

Digitized by Google

Altdorfische Bibliothek

der gesammten

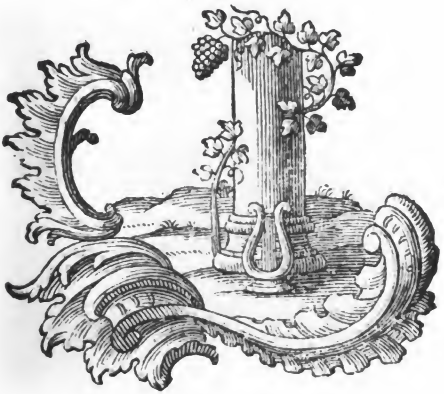
schönen Wissenschaften

herausgegeben

von der

deutschen Gesellschaft

daselbst.



Ersten Bandes 2tes und 3tes Stück.

Altdorf,
in Commißion bey Lorenz Schüpfel.
1762.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die altväterische Erziehung / oder: der Mensch allezeit einerley; ein Lust-Spiel / in fünf Aufzügen, von C. G. W.

Digitized by Google

Personen:

Magnus, Oldmann ein Jütte, Vater Erichs und der Juthe.

Juthe, Tochter des Magnus.

Erich, Sohn des Magnus.

Magdelone, Klugsinns Gemahlinn.

Klugsinn, zweyter Gemahl der Magdelone.

Lucie, Tochter der Magdelone, aus der ersten Ehe mit Hardenberg.

Gerhard, Sohn der Magdelone, aus der ersten Ehe mit Hardenberg.

Klitander, Liebhaber der Juthe.

Eraste, Liebhaber der Lucie.

Fritzchen, Klugsinns Baase.

Hanns, Bedienter des Oldmanns.

Christoph, Klugsinns Diener.

Die Handlung gehet vor, in einer mittelmässigen Stadt, in Deutschland, in dem Hardenbergischen Hause.

Erster

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Magnus. Klitander.

Klitander.

Wie unvermuthet treffe ich Sie hier an. Hier in ſo fernen Landen! Wann ſind Sie angekommen; Ich ſehe wohl, Sie erinnern ſich meiner nicht mehr?

Magnus.

Vergeben Sie mir, mein Herr, ich erinnere mich nicht der Ehre, mit Ihnen bekannt zu ſeyn: Sie irren ſich ohne Zweifel, denn ich habe Sie niemals in dieſer Gegend geſehen. Ich binn ein Jütte, ich heiſe Oldmann; und meine Frau iſt eine Schwedin, aus Dalekarlien.

Klitander.

Ich weiß nicht: ob ich mich freuen, oder betrüben ſoll, daß Sie ſeit dieſer Zeit nicht mehr auf mich gedacht haben. Faſt möchte ich das letztere glauben. Dann vielleicht hätte Klitander

Hoffnung, hier bey Ihnen glücklicher, als in Coppenhagen, zu seyn.

Magnus.

Klitander? Ja mein Herr, nun erkenne ich Sie auf einmal. Es sind glaube ich, bereits drey Jahre. Denn seit dieser Zeit binn ich nicht mehr in dieser Stadt gewesen, sondern ich habe mich, theils auf dem Lande, theils meiner Handlung wegen, in einigen Nordischen Städten, aufgehalten. Sie werden also diese Unachtsamkeit dem Gedächtnisse eines alten Mannes vergeben.

Klitander.

Mein Herr, dieß hat gar nichts zu sagen: Wenn ich aber nicht allzufürwitzig binn; wie trifft uns das wunderbare Glück, Sie hier zu sehen? Ich weiß doch: daß Sie sonst kein Freund, von weiten Reisen, sind?

Magnus.

Die Aertzte haben mir, für meinen kränklichen Zustand, das Aachner-Bad gerathen. Diesem Hause aber zu gefallen machte ich einen Umweg. Es stehet mit mir schon viele Jahre im Brief-Wechsel; und nun wolte ich solches besuchen.

Klitander.

Ich erkenne daraus ein sonderbares Schicksal, welches mir wider Ihre Absicht Dero werthe Person in die Arme führet. Ich kann Sie versichern: Ich bin noch der Vorige. Ich habe Ihre Tochter, die schöne Juthe, nicht vergessen. Indem Sie nun hier bekannt sind, so werden Sie selbst den Bericht, von allen meinen Umständen, einziehen können. Hier binn ich nicht fremd, und wird mir also auch kein Zweifel im Wege stehen, wie etwann in Coppenhagen.

Magnus

Magnus.

Mein Herr! Sie fangen es ſchon wieder an, wo ſie es gelaſſen haben. Ich wünſchte, daß Sie davon nichts mehr ſprächen!

Klitander.

Und warum das? die Zweifel die Sie mir dort eingeſtreuet, hören alhier auf. Es wird ihnen kein Argwohn einer Falſchheit überbleiben. Ich will es ihren Freunden überlaſſen, dasjenige zu beweiſen, was mir vortheilhaft ſeyn kann.

Magnus.

Um ſo übler würde es auch ſeyn: dort könnte ich ſolche Ausflüchte nehmen, hier aber würde ich Ihnen meine wahre Meynung entdecken müſſen, welche Ihnen allerdings, noch mehr misfallen müſte.

Klitander.

Sie ſetzen mich allzeit in gröſſere Verwunderung. Aber um ſo mehr, als Sie ſelbſt den vorgegebenen Anſtand als gehoben anſehen; werde ich um ſo kühner, Sie um die Eröfnung desjenigen zu erſuchen, was Sie vor mir bisher verhehlet haben.

Magnus.

Mein Herr Klitander, wenn ich gleich ein altväteriſcher Mann bin, wie Sie mich vielleicht dafür anſehen mögen, und auch keine Schmeicheleyen ſagen kann: ſo weiß ich doch, was die nöthige Höflichkeit mit ſich bringet. Dieſer haben Sie es zu danken, daß ich Ihnen meine Geſinnung nicht eröfne.

Klitander.

Darf ich es sagen? Diese ihre Höflichkeit, beleidiget mich mehr, als alles, was Sie mir eröfnen könnten. Denn endlich weis ich wohl, daß niemand in der Welt, Sie mit Warheit von mir, einer Sache berichten kann, welche vor mir zu verhehlen, mir noch ein Gefallen geschehen müste.

Magnus.

Es ist doch entsetzlich, daß Sie mich nicht in Ruhe lassen können. Gewiß Sie werden mich ungeduldig machen, aber um Ihrer auf einmal los zu werden, muß ich Ihnen die Ursache sagen: Sie sind ein leichtsinniger Mensch. Ehe wollte ich meine Tochter, ich weiß nicht wem, als Ihnen geben, ia sie viel lieber in einem Brunnen ersäufen.

Klitander.

Ich muß sehr arge Feinde gehabt haben, die mich Ihnen so übel beschrieben haben. Dörfte ich nicht wissen, worinnen meine Verderbniß bestehet? Ich hätte Hoffnung, entweder Ihnen das Widerspiel zu zeigen, oder noch selbige verbessern zu können.

Magnus.

Niemand, als Sie selbst, hat sie beschrieben. Können Sie leugnen, daß Sie in Frankreich, Italien, und Engelland herumgereiset sind?

Klitander.

Dieses verlange ich auch nicht. Denn ich glaube doch nicht, daß ich daran gefehlet habe. Die Unkosten, waren meinem Vermögen nach, nicht zu groß. Sie haben weder mir, noch den Meinigen, wehe gethan.

Magnus.

Magnus.

Dieſes wäre das wenigſte. Aber man bringt Neuigkeiten, Leichtſinn, Falſchheit, üble Gewohnheiten, närriſche Kleidungen, Stolz, Prahlereien, und ſchändliche Lügen, mit ſich zurück: man verlernet ſo gar die Sprache des Vaterlandes, und redet nichts, als die Fremde. Man verſpottet die Gebräuche ſeines eigenen Volks, um anderer Lächerlichkeiten willen. Man wird ein Liebhaber der Neuigkeiten. Man verläßt die alte Redlichkeit dabey; ja ſo gar den Glauben, das Chriſtenthum! man höret andere an, und glaubt alsdann gar nichts.

Klitander.

Daß es einige dergleichen gebe, welche zu ihrem Schaden gereiſet ſind, will ich gar nicht in Abrede ſeyn; ich glaube aber nicht, daß Sie an mir einige dieſer Lächerlichkeiten wahrgenommen haben. Die fremden Laſter gewinnen bey mir keinen Vorzug. Ich ſehe alle Völker als Menſchen an, die gutes und böſes an ſich haben, und endlich ein drittes, welches in äuſſerlichen Gebräuchen beſtehet, die mehrentheils ſo lang gleichgültig ſind, als man ſie nicht misbrauchet.

Magnus.

Und was ſind Sie alſo? Ein Türk oder ein Heyde? Ein Chriſt doch nicht! Ich bitte Sie, mein Herr, reitzen Sie nicht meine Ungeduld. Ich würde Ihnen ſonſt noch unangenehmere Sachen ſagen müſſen.

Klitander.

Es iſt dieſes ſchon genug. Ich werde Ihnen Platz machen, ſich zu faſſen, denn ich ſehe, Sie haben ſich etwas erhitzet.

Zweyter Auftritt.

Magnus.

Gut; daß er einmal weg ist! Dieser gieng mir noch ab! Ich weiche Koppenhagen und allen großen Städten aus. Oder wenigstens, bringe ich meine Kinder nicht dahin, damit sie von der Verderbniß der ietzigen Welt nicht angestecket werden. Ich lasse sie nichts sehen, noch hören, was ihnen einen Eindruck der thörichten Neuigkeiten geben könnte; und hier sollte ich gutwillig alle meine Sorgfalt verliehren? Wer hat sowol unser Volk, als das deutsche, zu Grunde gerichtet? Die verdammten Fremden, oder die Unsrigen, welche deren Gebräuche und Laster nach Hause bringen? Es wird einem wahrlich, bey ietziger Zeit, recht bange, mit seinen Kindern! Mir ist an Reichthum nichts gelegen. Ich habe genug für mich und für sie auf künftig. Aber Tugend und reine Sitten! wo findet man diese mehr? Hier hoffte ich noch ein solches Haus anzutreffen! Der alte Hardenberg! Schade um den Mann, daß er faulet! Er war noch einer vom rechten Schlage! Seine Kinder werden wol auch gut erzogen seyn? Mit diesem wünschte ich eine Verbindung zu treffen! Ich habe der Hausfrau meine Ankunft wissen lassen. Ich weiß nicht, warum sie noch nicht erscheinet. Ich mache mir doch eine recht gute Hoffnung. Die hiesige Regierung und Burgerschaft muß noch aus ziemlich ehrlichen Leuten bestehen! Ich hatte eine rechte Freude; auf dem Markte, und durch beede Gassen, habe ich nichts, als alte Häuser gesehen. Denn, wenn Sie so unvernünftig wären, wie die Koppenhagner und Hamburger, würde man es gleich kennen. Alle

Jahre

Jahre ſiehet man in dieſen Städten, Häuſer eingeriſſen, oder neue aufgebauet. So gar zu Altona gehet es alſo zu! Ich kan nicht daran gedenken, ohne mich zu ärgern!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Dritter Auftritt.

Magdelone. Magnus.

Magdelone.

Vergeben Sie mir Hr. Oldmann, daß ich Sie ſo lange muſte warten laſſen! Ich war bey der Frau Börſtenthal; und es ward mir Ihre Ankunft eben iezt erſt gemeldet. Mein Mann wird auch gleich kommen! Aber wie ſind wir ſo glücklich, Sie bey uns zu ſehen?

Magnus.

Ich reiſe nach Aachen, und habe eigentlich Ihrentwegen dieſen Umweg genommen! Wie viel Jahre ſind es ſchon, daß wir uns in Altona geſehen haben? Ich glaube: ein, zwey, drey, vier, und vier iſt achte, und zwey iſt zehn; ja zehn Jahre!

Magdelone.

Es iſt zwar freylich lang; aber zu zehn Jahren, gehöret doch auch viel! Was für eine Freude, würde nicht mein erſter Mann haben, wenn er dieſes Vergnügen erlebet hätte!

Magnus.

Ja gewiß, er war ein ehrlicher Mann! Ich habe an redlichen und unverfälſchten Leuten nicht ſeines gleichen angetroffen.

Magde-

Magdelone.

Ja leider! Man findet solche Männer nicht mehr in der Welt! Ich kan ohne Herzenleid nicht an Ihn gedenken. (Sie weint.)

Magnus.

Ach meine Freundin, wie erfreuen mich diese Thränen! Wie selten sind sie anietzo! Der Mann ist ietzt nicht einmal noch begraben, und doch weint seine Frau nicht mehr!

Magdelone.

Ich weis nicht, wie diese Leute also seyn können! Ich kan Ihnen versichern: ich habe noch nicht aufgehöret zu weinen. Ich schäme mich dessen auch gar nicht, wie es die bösen iungen Leute thun, ob ich schon auch noch nicht so alt bin.

Magnus.

Der Himmel gebe iedem eine Frau von solcher Treue! Doch wir sind noch solche Leute. Unsere Eltern waren es auch. Vor Alters waren es wol alle in unseren Landen, ehe noch der fremde Leichtsinn sie zu beherrschen angefangen hat.

Magdelone.

Ach vor Alters freylich! Wie oft wünschte ich mir nicht, einige hundert Jahre eher gelebt zu haben: aber ietzt sind die Veränderungen allzu gähe. Ich weiß nicht, wo es noch mit unseren Sitten hinkommen wird! Ich denke noch nicht lange; und erinnere mich dennoch, wie ich als ein Mägdchen beschaffen war. Wenn ich nun die ietzige Jugend betrachte, so schauert mir mein ganzes Geblüte.

Magnus.

Ja wohl! Wann ich denke: wenn die Welt noch länger ſtünde, (aber ſie kan nicht mehr recht lange ſtehen) wie weit würde es noch künftig kommen? Wenn es alſo fortgehet, und die Verderbniß allzeit gäher kommt?

Magdelone.

Freylich kömmt alles gähe. Die Mägdchen warten ia iezt nicht. Sie ſind noch Kinder, und wollen ſchon Jungfern heiſſen. Und da wird ihnen die Weile auch zu lang, bis ſie Weiber werden können. Ja auch die noch würklich ehrliche Frauen ſind, thun doch ſo kindiſch, wie man mir von einigen benachbarten Städten geſaget hat, als wenn ſie erſt aus der Wiege gekommen wären.

Magnus.

Und ie gröſſer die Oerter ſind; deſto ärger iſt es auch.

Magdelone.

Sie haben vor niemanden eine Ehrerbietung. Sie müſſen überall ihr Maul vorne haben. Sie ſolten die Lehren annehmen, die ihnen eine vernünftigere Frau giebt. Aber kaum ſagt man etwas; ſo lachen ſie uns faſt in das Geſichte; ſie ſchwätzen eine Menge von Sachen durcheinander, die wir in unſerer Jugend nicht zu wiſſen verlangten. Wann man ſie alsdann nicht verſteht, und nicht darzwiſchen reden kan: ſo ſpotten und lachen ſie noch über uns; als ob ſie allen Witz allein eingeſchlucket hätten. Wenn was Kluges daran wäre; hätten wir es gewißlich auch gelernt: etwas anders aber gelernt zu haben, ſollten ſie ſich vielmehr ſchämen, und ſie machen ſich noch wol gar eine Ehre daraus, daß ſie

von

von solchem Affen-Zeuge sprechen können. Aber dem Himmel sey Dank, daß ich es mir noch eine Ehre zu seyn achte, nichts von allen diesen Dingen zu wissen!

Magnus.

Dieses ist sich nicht zu verwundern. Die meisten Eltern sind selbst schon verdorben, folglich können auch ihre Kinder nicht besser gerathen. Sie wollen sie ja selbst so haben, denn sonst würden sie ihnen, nicht noch dazu fremde Lehrmeister halten, noch ihnen Gelegenheit machen, sich solche unnütze böse Dinge in den Kopf zu legen.

Magdelone.

So war der Meinige, und ich gottlob auch! Nichts Ausländisches kam in unser Haus. Ach mein Mann war heicklich hierinnen! Ich kan es ihm nicht genug verdanken, daß er mit mir so gleich gesinnet war.

Magnus.

(Auf die Seite.) Diese Kinder sind gewiß, wie ich sie verlange! (laut.) Wie lang wird wol schon der ehrliche alte Hardenberg todt seyn? Ich glaube in die drey Jahre.

Magdelone.

Ach nein, der Tag ist mir noch zu sehr im Andenken: als daß ich ihn vergessen solte. Es war der 14te Jenner; heut haben wir den 15ten April; also sind es zwey Jahre, drey Monathe und ein Tag. Ach dieses war ein grosses Unglück!

Magnus.

Sie sind doch, glaube ich, schon zwey Jahre verheirathet?

Magde-

Magdelone.

Es wird erſt den zweyten May ſoviel ſeyn.

Magnus.

Es iſt ſich dennoch zu verwundern, daß Sie ſich dazu bey ſo groſſem Herzenleid, wiederum entſchlieſſen konnten.

Magdelone.

Ja Sie haben recht. Es gieng auch ſchwer, und der Entſchluß war hart. Der Himmel weiß, ich hätte nimmermehr auf das Heirathen gedacht: aber was thut man nicht, den Kindern zu Liebe? Wer würde das Ihrige im Handel, in gutem Stand erhalten haben? Ach! der gute Wille, und der Fleiß iſt allein nicht hinlänglich. Ein Weib iſt zu ſchwach; es muß ein Mann dazu ſeyn! von den Untergebenen und Beſtellten, wer gehorchet einem Weibe? Sie befiehlt freylich, aber der Briefwechſel wird gleichwol verſäumet. Wer ſtehet einem Weibe in Eintreibung der auswärtigen Gelder bey? Ja leider die Gerichte verfolgen ſelbſt, bey ietziger Zeit, die Wittwen. An vaterloſen Kindern will ſich alles reiben; alles will ihr bißchen Vermögen, an ſich ziehen. Ich hätte es doch noch nicht gethan, aber mein ſeeliger Mann, war mir ſtets vor Augen, wie er mir die Sorge, für ſeine Kinder, auf dem Todbette anempfohlen hatte. Es war mir, als ob ich ſeine Reden immer hörte. Der Herr Magiſter Klappermaul ſelbſt hieß es gut: denn ohne die liebe Geiſtlichkeit thue ich nichts. Mit einem Worte: ich habe für meine Kinder geheirathet!

Magnus.

Auf dieſe Art war es billig, und ſie haben ſehr wohl gethan. Es wird auch ohne Zweifel der Himmel

ihr

ihr gutes Absehen belohnet, und ihnen den Verlust des Ersten ersetzet haben?

Magdelone.

Ja, ich kan es mit Wahrheit nicht anders sagen. In der Einigkeit und Sorgfalt ist kein Unterschied. Mehr lieben, als meinen ersten, kan ich ihn zwar nicht: aber im gleichen Grade liebe ich ihn gewißlich. Ich bilde mir stets ein, den ersten noch vor mir zu sehen. Doch mein Herr! Sie müssen auch schon erwachsene Kinder haben: Sie werden solche ohne Zweifel zu Hause, in gutem Wohlstand hinterlassen haben?

Magnus.

Ich habe Sie mit mir genommen, und werde nicht ermangeln, sie Ihnen aufzuführen.

Magdelone.

Wo sind sie? Daß ich sie doch nur bald sehe!

Magnus.

Ich habe sie im Wirthshause zurück gelassen.

Magdelone.

Wie? werden Sie denn eine andere Wohnung, als mein Haus nehmen? Dieses würde mich gewiß recht schmerzen.

Magnus.

Die Ungelegenheit würde zu groß werden.

Magdelone.

Ich sehe schon, sie denken, mein erster Mann ist todt; dem sie es doch nicht würden abgeschlagen haben: mir aber wollen sie diese Freundtschaft nicht erzeigen! Wie wird dieses meinem Manne wehe thun, wenn er es erfährt?

Magnus.

Magnus.

Ich werde villeicht einige Tage hier bleiben, um unſere Freundſchaft zu erneuern: ich würde Ihnen alſo den Raum im Hauſe alzuenge machen.

* *

Vierter Auftritt.

Klugſinn und die Vorigen.

Klugſinn.

Was für eine angenehme Nachricht habe ich bekommen? und ich ſehe ſie durch Ihre Gegenwart ſchon beſtättiget. Ich habe zwar die Ehre von Dero Freundſchaft noch nicht verdienet: dennoch hoffe ich, meine Frau wird mir bey Ihnen ſo viel zu wege bringen, daß Sie auch mich in die Stelle des alten Hardenbergs aufnehmen werden.

Magnus.

Mein Herr! das Andenken ihres Vorgängers machet, daß ich mich in Ihrer Freundſchaft glücklich ſchätzen werde. Ich bin von den Leuten der alten, noch etwas ehrlichen, Welt: hiermit halte ich die redlichen Männer um ſoviel höher, als ſie ietzo ſelten ſind.

Klugſinn.

Ja ia, die alte Welt war gut; aber die ietzige iſt auch nicht durchaus böſe: ſie mag aber ſeyn, wie ſie will, ſo habe ich doch nur für meine Redlichkeit allein zu ſtehen; welche ich Ihnen bey ieder Gelegenheit zu bezeigen, gewiß eiferigſt befliſſen ſeyn werde.

Magdelone.

Hörſt du mein Schatz? Der Herr Oldmann will nicht bey uns wohnen. Er thut ganz fremde.

Klugsinn.

Ich weis, daß er ein Freund deines ersten Mannes war. Um so mehr wird es mir leid thun, wann ich glauben müste, daß es meinetwegen geschehe.

Magnus.

Keines Wegs. Aber mit meinen Kindern würde ich Ihnen alzubeschwerlich fallen.

Klugsinn.

Diese müssen wenigstens so groß seyn, als meiner Frauen ihre. Sie werden wol keine Kindswärterin brauchen. Ich hoffe also, daß Sie mir dieses erste Freundtschaftsstück nicht abschlagen werden.

Magnus.

Da Sie mir es aus aufrichtigem Herzen antragen: so muß ich es auf gleiche Art annehmen.

Klugsinn.

Mein Schatz! Mache doch die Anstalt, daß Herrn Oldmanns Geräthe herüber gebracht werde; und dein Sohn kann selbst hingehen, um desselben Kinder zu uns zu begleiten.

Magdelone.

Ach wie erfreuest du mich, mein Engel! Ich werde dir gleich gehorsamen. (Sie umarmet ihn.)

Klugsinn.

Schäme dich! Herr Oldmann wird denken, wir sind Kinder!

Magnus.

Nein, nein! diese Zärtlichkeit erfreuet mich. Ich weiß gar wohl, daß sie bey der jungen ungesitteten Welt nicht mehr im Gebrauche ist, und die Eheleute dessen, was ihnen Ehre bringen solte, nemlich einander zu lieben, sich heut zu Tage viel-

mehr

mehr ſchämen. Aber ich bin noch nicht von der verderbten Welt. Ich halte das älteſte für das beſte. Die Menſchen ſetzen zu, nehmen weg, und mit ihrem Klügeln werfen ſie alles gute über den Haufen.

Klugſinn.

Es geſchieht freylich oftmals. Aber mein Schatz, ich bitte dich, mache die nöthigen Anſtalten!

Fünfter Auftritt.

Klugſinn. Magnus.

Magnus.

Ohne Zweifel werden die Kinder des verſtorbenen Hardenbergs ſchon groß ſeyn, und Sie werden mit ihnen keine groſſe Mühe mehr gehabt haben?

Klugſinn.

Der Sohn hat nunmehr 24. Jahre; das Mägdchen aber iſt nicht über funfzehen. Er hatte mehr Kinder: ſie ſind aber alle verſtorben. Ich fand dieſe ziemlich wohl unterrichtet, und ich hoffe, ſie werden Ihre Gutheiſſung erhalten. Der Sohn hat das Nothwendige zu ſeinem künftigen Stand in der hieſigen kleinen Schule, bey ſeinem Oheim, erlernet. Ich habe auch einen Bruder hier, bey der Regierung, der ein Lehrer der Rechte iſt. Unter dieſem hat er ſich nun, auch zwey Jahre, über die Geſetze und Gebräuche der hieſigen Stadt und des Landes belehren laſſen. Er hat auch wirklich Hoffnung, die erſte erledigte Stelle bey den Stadt-Gerichten zu erlangen. Das Mägdchen finde ich auch, ohne ihr zu ſchmeichlen, für ihre Jahre vernünftig genug. Sie iſt von gutem aufrichtigen Gemüthe, höflicher Lebensart, und eine gute Wirthin,

thin, die ihrer Mutter, und mir selbst schon, mit Rath an die Hand gehen kan.

Magnus.

So sind ihnen vermuthlich keine französische noch andere fremde Lehrmeister gehalten worden?

Klugsinn.

So viel ich weiß, nicht. Für beständig sind wenige oder gar keine fremde Lehrmeister alhier. Sie von der Ferne kommen zu lassen, macht grosse Kosten. Man kennet die Leute auch nicht genugsam; folglich ist es nicht allzeit gewiß, daß die Zucht so gerathe, wie man sie wünschet.

Magnus.

Da haben sie wohl recht. Sie sind ein ehrlicher Mann. Gut wäre es, wenn iedermann so dächte. Was reden nun diese iungen Leute für Sprachen?

Klugsinn.

Sie sprechen, lesen und schreiben gut deutsch. Ich finde auch, daß sie sich an ihrer Muttersprache ergötzen. Der Sohn kann soviel Latein, als ihm nöthig seyn wird, einige in dieser Sprache verfaßte Gesetze und alte Briefschaften zu verstehen und zu verdeutschen. Ich weiß auch nicht, ob er noch in seinem Beruffe einer anderen Sprache mit der Zeit nöthig haben wird: für ietzo wenigstens brauchet er gewiß nichts mehr.

Magnus.

Ach wie vergnügen Sie mich, mein Herr! Es ist mir, als ob diese meine eigene Kinder wären! Mein Sohn ist noch nicht so alt; er gehet erst in das ein und zwanzigste, und meine Tochter, in das vierzehente Jahr. Ihre Mutter starb zeitlich, und verließ mir das Mägdchen noch in der Wiege.

Es

Es lag demnach die ganze Sorge für beyde auf mir alleine. Ich habe mir auch ihre Erziehung nicht wenig angelegen ſeyn laſſen. Ich wolte nicht, daß ſie in die Fehler der heutigen Menſchen verfielen. Derowegen ſetzte ich mir alſobald ſelbſt einen Entwurf auf, welchen ich täglich vor meinen Augen habe, und ihn öfters überleſe, damit ich in meiner Ordnung nicht davon abweichen, und in der Verhütung der Verführung heutiger Jugend nichts verabſäumen möge. (Er zieht ein Papier aus der Taſche.) Sehen Sie, da iſt er. Weil Sie geſinnet ſind, wie ich; ſo muß ich Ihnen ſelbigen leſen. Ich weiß, er wird Ihren Beyfall erhalten.

Klugſinn.

Machen Sie ſich dieſe Ungelegenheit nicht. Denn ich zweifle nicht, daß Ihre Erziehung vernünftig, und nach Wunſche gerathen ſeyn werde. Ich kann mir aber ihre Lehren nicht mehr zu Nutze machen: denn meine Stiefkinder ſind darüber hinaus; und bey meinen eigenen ſteht mir das Alter meiner Frauen gut.

Magnus.

Nein, nein! Es iſt keine Ungelegenheit. Ich thue es gerne. Ich freue mich, wenn ich einem Mann, wie Sie ſind, zeigen kann, daß meine Denkungs-Art völlig, wie die ſeinige, beſchaffen ſeye. (Er lieſt.) Entwurf, wie man bey den Kindern durch die Erziehung, der ietzigen abſcheulichen, ärgerlichen, laſterhaften, falſchen, und leichtſinnigen Welt vorbeugen muß. Erſtlich müſſen ihnen keine Lehrmeiſter oder Lehrmeiſterinnen gegeben, noch zugelaſſen werden, welche auſſer dem Vaterlande gebürtig ſind; ia nicht einmal die auſſerhalb Landes gereiſet, oder mit Fremden nur einigen Umgang gehabt haben. Sonſt iſt es unmöglich, ihnen,

die von Alters her gebrachte löbliche Landes-Gewohnheiten einzuprägen, oder unverfälscht zu erhalten. Zweytens: Muß unter dem Verbot des Fremden vor allen verstanden werden; alles was Französisch ist, von wegen des Leichtsinns, der Falschheit, der Uppigkeit, und der Verschwendung; was Welsch ist, wegen der Geldbegierde, Betrug, Boßheit, Zorn, und Verführungen in Glaubenssachen. Was Englisch ist, klügelt zu viel, und bringt Unglauben. Was Hochdeutsch ist, weiln sie die Affen aller andern Völker sind. Drittens: Aus gleicher Ursache, muß man die Söhne nicht reisen lassen. Viertens: Sie auf dem Lande erziehen, und soviel möglich sie in keine Städte bringen; vor allen aber nicht auf Coppenhagen, weil dorten die Verderbniß am grösten ist.

Klugsinn.

Sind Sie also mit den Ihrigen nie in dieser Stadt gewesen?

Magnus.

Mein Sohn ist niemals hineingekommen. Meine Tochter aber muste ich einmal, wider Willen, auf ein paar Wochen dahin nehmen; indeme eine meiner Basen sie sehen, und zum Erben eines grossen Vermögens einsetzen wolte. Last uns weiter hören. (Er liest.) Fünfftens: man muß den Kindern keinen anderen Umgang verstatten, als mit den nächsten Befreundten, welche nach den alten Sitten leben; allen andern aber ihnen sorgfältig abschneiden. Sechstens: soll man ihnen zeitlich alle übrige Menschen als böß, auf dieser Welt verfluchet, auf iener aber verdammt, vorstellen. Hier ist auch hinzuzusetzen: daß manche durch einen kleinen Umgang des Unglücks derselbigen seyn theilhaftig worden. Diesen Abscheu kann man durch Erzehlungen von solchen Beyspielen gleich in der ersten Kindheit vergrössern; dagegen ihnen die

die Heiligkeit und Tugend ihrer Voreltern anrühmen. Siebentens: Alles Unglück, welches geſchehen, die Armuth und das Elend anderer, lege man ihnen dahin aus; daß ſie eine Strafe der neuen Sitten ſeyn. Man ſetze hinzu: Daß bey unſeren Vorfahren alles in Ueberfluß geweſen, und nie von einem Uebel etwas gehöret worden, weil ſie auf ihre alte Gebräuche gehalten. Achtens: man wird ſie gewöhnen, die Kleider nicht ehe abzulegen, als bis ſie nicht mehr brauchbar ſind; ihnen auch ein Muſter nach der Tracht unſerer Voreltern geben, welche ſie nicht mehr verändern, noch ablegen dörfen. Man ſtelle ihnen dagegen die groſſe Sünde des Leichtſinnes, und der Moden vor Augen; auf daß ſie eidlich verheiſſen, dabey ihre ganze Lebenszeit zu verbleiben. Denn welchem einmal die Veränderung der Moden gefällt, wird den Franzoſen hold, und iſt alsdenn ſchon ſoviel, als verlohren.

Klugſinn.

Freylich, wenn man alles nachmachen will, verthut ſich viel; die Jugend macht auch leicht aus dieſen Kleinigkeiten ihre Haubtſache. In unſerer Stadt kommen die fremden Moden entweder gar nicht an, oder erſt, wenn ſie ſchon die halbe Welt gehabt hat. Hier wird darinnen nicht der hunderſte Theil desienigen verthan, was die Hamburger darauf wenden. Wider einige kleine Ergötzlichkeit der Jugend bin ich ſonſt nicht. Sie müſſen doch auch etwas haben: aber es muß nicht überflüßig ſeyn!

Magnus.

Ja überflüßig! das iſt recht. Und alles iſt überflüßig, was unſere Eltern nicht gebraucht haben. Denn ſie lebten doch auch ihrem Stande gemäß. Sehen Sie, mein Herr: an der Koſtbarkeit verlange ich nichts ermanglen zu laſſen. Aber das

Kleid, das ich ietzo trage, ist nicht anders geschnitten, noch gezieret, als ich mich erinnere, es an meinem Vater gesehen zu haben; welcher sich auch nach der Art seines Vaters getragen hat; und mein Sohn kleidet sich wieder, wie ich. Deren sind in Norwegen, wo ich ietzt wohne, sehr wenig; unter denen Jütten, noch minder; in Coppenhagen aber leider gar keine mehr zu sehen. Ich glaube, daß seit dem sie diese Kleidung auch getragen, sie diese wol ein paar hundertmal geändert haben. Es stehet ia offt kaum ein paar Monate an, so ist es, als ob man ein anderes Volk sähe. In den grossen Städten ist allzeit was Neues, aber nie was gutes.

Klugsinn.

(Auf die Seite.) Dieser gute Mann geht auch wol zu weit! (laut.) Lassen wir es jetzo dabey bewenden. Das übrige können wir einandersmal hören. Es kömmt auch mein Stiefsohn, Ihnen aufzuwarten.

Sechster Auftritt.

Gerhard und die Vorigen.

Magnus.

(Auf die Seite.) Dieser junge Mensch ist doch nicht so gekleidet, wie man sie in Hamburg sieht: dieß gefällt mir!

Gerhard.

Mein Herr Oldmann! Sie werden mir vergönnen, daß ich meine Freude über ihre Ankunfft bezeige: da ich als ein Sohn ihres Freundes ein

Recht

Recht zu ihrer Neigung gegen denſelben zu haben vermeine; und mir folglich dieſelbe ausbitte.

Magnus.

Ihre Gegenwart erfreuet mich auch. Sie ſind mein Mann! da haben Sie meine Hand darauf. Ich wünſche ihnen alles Glück, und ein längeres Leben, als ihr rechtſchaffener Vater genoſſen hat. (Umarmet ihn.)

Gerhard.

Laſſen Sie ſich zur Dankſagung umarmen. Aber verſichern Sie ſich: ich werde noch nicht ſobald ſterben. Ich halte wenigſtens dreyhundert Jahre veſt mit meinen Händen.

Klugſinn.

(Sachte zu Gerhard.) Gieb Ruhe! (laut.) Hat dir deine Mutter nicht geſagt, daß du den jungen Herrn Oldmann mit ſeiner Schweſter zu uns bringen ſollſt?

Gerhard.

Sie ſind bereits bey meiner Mutter. (Sachte zu Klugſinn.) Das Geſchlecht der Wildenmänner des Harzwaldes! (laut.) Mein Herr! haben Sie ſich auf der Reiſe doch wohl befunden? Was hatten Sie für Wetter? Sind die Straſſen ietzo gut zu fahren? Sie haben ſich doch unter Wegs nicht lange aufgehalten?

Klugſinn.

Sey doch dem Herrn Oldmann mit ſo vielen Fragen nicht überläſtig!

Magnus.

Ganz und gar nicht. Ich erkenne daraus ſein gutes Herz, welches an allem, was mich angehet, Theil nehmen will. So müſſen alle redliche Leute ſeyn. Unſere Alten waren auch nicht anders!

Gerhard.

Die Ehre, alt zu seyn, habe ich zwar noch nicht. Ich bin aber auch nicht ehrgeitzig, und erwarte sie ohne Sehnsucht. Aber was meynen Sie? ich werde sie doch auch erlangen, wenn mir der Tod nicht zu frühzeitig vorkommt. Ich lebe noch gern; und es würde mich gewiß sehr verdrüßen, zu sterben, ehe ich ein Weib hinterlassen könnte, das mich beweinen müßte.

Magnus.

Dazu aber muß man sich eine erwählen, welche die alte Treue kennt: denn die ietzige Welt vergießt wenig Thränen.

Gerhard.

Vergeben Sie mir, Mein Herr, zu selbiger Zeit habe ich nicht gelebt. Sie konnten aber ia wol nicht mehrere vergießen, als unsere heutige Frauen: denn sie weinen doch alle.

Magnus.

Glückseelig ist euer Land, wo die alte Treue noch so schön blühet!

Gerhard.

Wenn man ohne Ursach weint, so ist es mir zwar lächerlich. Aber mit den Weibern, die ihre Männer verliehren, möchte ich selbst weinen. Sie haben alle ihre Ursachen.

Magnus.

Ach ja! Sie haben recht. Sie sehen es zeitlich ein; denn ihr Unglück ist allzeit sehr groß.

Gerhard.

Der einen muß es zu Herzen gehen: daß sie nicht eher Wittwe geworden. Der andern: Daß sie so alt ist, und keinen Mann mehr bekommen kan.

kan. Der dritten: daß der, so währenden Ehestandes ihr Buhler war, sie nunmehro nicht heirathen mag. Abermahl eine: daß ihr die Leiche soviele Kosten macht. Dieser: daß sie so lang schwarz gehen muß. Jener: daß sie einige Zeit nicht tanzen darf. Und allen: weil es so der Gebrauch ist.

Magnus.

Mein Herr Klugsinn! Sie können zufrieden seyn. Ihr Herr Sohn ist gewiß gut erzogen! Er sieht schon in der Jugend die Fehler der ietzigen Welt ein. Er wird leben wie unsere Väter.

Gerhard.

Ich bin Ihnen für dieses Lob verbunden. Sie haben nicht unrecht. Ich habe bereits gegessen, getrunken, und geschlaffen, trotz den Altvätern.

Klugsinn.

Mein Herr Oldmann! lassen Sie uns zu meiner Frauen hinüber gehen. Ich muß die Freude haben, ihre schöne Jugend zu sehen!

Siebender Auftritt.

Gerhard.

Das sind Leute, die ihrer Tracht noch gewiß schon tausend Jahre haben müssen. Wie werden wir bey allen diesen Reden uns des Lachens entschlagen können? Wenigstens müssen wir zusammen ein Liedchen auf sie machen; Das beste ist, daß der Alte nicht recht merket, wenn mann ihn zum Besten hat. Wenn ich nur bald mit dem Mägdchen reden könnte. Diese haben gewiß wieder

etwas

etwas auf ein halbes Jahr. Da wird es angehen! Wenn der Alte auch fort ist, soll er mir dennoch hier berühmt werden. Aber wie mein Stiefvater so ernsthafft dabey verbleiben kan? Nein. Diese Gabe hab ich nicht. Sie ist schön: aber traurig. Wenn man nicht lachen soll, da man etwas dazu findet; wenn soll man es thun? Und alle Tage kommen nicht so schöne Gelegenheiten.

Achter Auftritt.

Lucie. Gerhard.

Lucie.

Ist Eraste noch nicht hier?

Gerhard.

Eraste! Schon wiederum Eraste? du siehest ja mich!

Lucie.

Du bist mein Bruder, dich sehe ich alle Tage.

Gerhard.

Ha, ha, ha? iezt heist es: wo ist Eraste? wenn kommt Er? ist er noch nicht da? werde ich ihn auch erlangen? Gehet es nicht: ach Elend! ach Unglück! Geht es aber, so wird es heissen: wo ist dieser, wo ist iener? Eraste ist ia da! Ach das ist mein Mann! Diesen sehe ich alle Tage! Aber du hast ia andere schöne iunge Leute gesehen. Wie gefällt dir der iunge Oldmann? Wie hast du so geschwind von diesem gehen können. Er wird wol deinen Eraste verdrängen.

Lucie.

Lucie.

Dieß glaub ich ſchwerlich.

Gerhard.

Ich kenne zwar die iungen Leute noch nicht recht. Der Kleidung aber nach müſſen ſie wenigſtens ſo dumm als der Alte ſeyn. Dieß iſt noch beſſer. Bey dieſen dörfen wir in Schertzen gar keine Nachſicht haben, und ſie werden ſich wol mehrentheils bey uns zweyen aufhalten. Wenn der Sohn nur viel Geld hätte, ſo könnten wir ihms abgewinnen. Aber warum werden ſolche Leute nicht gleich alt gebohren, weil ſie doch niemals iung ſeyn wollen? Ich glaube, es ſind alte aufgeſtandene Patriarchen; welche, nachdem ſie in dem Grabe ausgeſchlaffen, als alte Kinder wiederum auf die Welt kommen. Oder iſt die Luft in ihrem Lande Schuld daran, daß bey uns die Leute in dem Alter erſt kindiſch, die Kinder dort, ſchon alt gebohren werden? Dieſes Clima gefällt mir nicht. Ich bleibe bey dem Unſrigen. Es iſt luſtiger. Zum Henker alzeit alt ſeyn! Es iſt weit ärger, als allzeit ſchlaffen? Ich weiß nicht, wo es die Mägdchen beſſer hätten? Doch ſie ſind auch ſchon alt.

Lucie.

Die Kleidung iſt ein wenig lächerlich; ſonſt gefällt mir der iunge Menſch nicht übel. Er hat noch nicht geredet.

Gerhard.

Dieſes iſt geſcheid. So klug ſind wir nicht: wir zeigen gleich, daß wir Narren ſind. Aber wie iſt es mit der Jungfer? beſitze ſie auch ſo viele Vorſichtigkeit, ihre Dumheit zu verbergen? Gewiß ich habe Augen. Ich ſehe ihr durch Haut und Bein, bis in das Gehirne.

Lucie.

Lucie.

Also gefällt sie dir nicht? Ist sie denn nicht schön?

Gerhard.

Ich habe sie darum noch nicht betrachtet. Ich gehe nicht gern mit schlaffenden Leuten um.

Lucie.

Du wirst sie schon aufwecken: denn du hast ja sonst in diesem Stücke eine besondere Gabe für die Mägdchen.

Gerhard.

Ich bin nicht geduldig, und es wird vielleicht Mühe absetzen. Sage ihr: sie soll warten, bis ich Wittwer geworden: vielleicht verliebe ich mich hernach in sie, und lasse mich mit ihr begraben. Ich glaube, es muß sich neben einer solchen recht ruhig schlafen.

Lucie.

Sieh Bruder, ich habe dir etwas Nothwendigen zu sagen! Meine Frau Mutter gab mir zu verstehen, daß sie es nicht ungerne sähe, wann sich eine Heirath, wechselsweise, zwischen ihren und Oldmanns Kindern stifften liese.

Gerhard.

Ich wünsche dir Glück dazu; ihme aber noch mehr, zur grossen Brüderschafft. Erasle wird ihn als Notarius einschreiben.

Lucie.

Schweig! du weist ja; daß ich in Geheimen mit dem Meinigen schon versprochen bin? ich könnte mich mit Recht keinem andern überlassen.

Gerhard.

Ich bitte um Vergebung. Jungfer Schwester! sparen sie die Untreue, bis sie verehliget sind.

Lucie.

Lucie.

Du biſt wenigſtens noch frey: mit dir könnte es ſich weit eher fügen.

Gerhard.

Mit mir kann es noch weniger ſeyn. Denn wenn ich treu ſeyn will, ſo bin ich es, um nicht untreu zu werden!

Lucie.

Ach Bruder! wie haſt du es vor mir verbergen können? du haſt mir niemals etwas davon eröfnet. Du biſt gar nicht aufrichtig.

Gerhard.

Weiſt du nicht, wie ſie heiſſet?

Lucie.

Nein. Du haſt ſie mir ia noch nicht genennet. Wie heiſt ſie denn? ich werde dich gewiß nicht verrathen. Du kenneſt mich, ich kan ia reinen Mund halten.

Gerhard.

Ach daran iſt kein Zweifel, ſo lang nur nicht deine Schweſterchen zu dir kommen. Doch auch dieſe erfahren nichts, als unter dem Siegel des Geheimniſſes. Sie ſind auch wiederum Leute, welche eben ſo gut ſchweigen können, als du.

Lucie.

Ach lieber Bruder! es iſt ia nicht aus Vorwitz, ſondern weil du mein Bruder biſt, ich dich liebe, und an deinem Vergnügen Antheil nehme.

Gerhard.

Weil es endlich aus dieſer Urſache iſt; ſonſt hätteſt du es gewiß nicht von mir erfahren. Nun höre! Bisher keine, um treu zu ſeyn.

Lucie.

Lucie.

Auf diese Art wirst du dich zu der schönen Oldmannin leichtlich entschlüssen können.

Gerhard.

Ja ja. Es könnte seyn; aber ich brauche Bedenkzeit.

Lucie.

Wenn man schon von dieser redet: so stehet es gemeiniglich nicht mehr lange an.

Gerhard.

In unserm Lande zwar nicht. Aber bey den Oldmännern, die etliche tausend Jahre zu leben gewohnt sind, heist zehen Jahre, kaum eine Woche. Dieses Mägdchen selbst hat vielleicht gesehen, wie die Welt ist erschaffen worden. Frage sie nur! Sie wird dir erzehlen: wie finster es damahls aussahe. Aber ich höre die Stimme unserer Mutter. Ich muß gehen!

Neunter Auftritt.

Magdelone. Erich. Juthe. Fritzchen. Lucie.

Magdelone.

Ich führe euch die Gäste herüber. Meine Kinder, ihr müsset euch dieser annehmen, gleich wie ich und mein Mann für den Vater sorgen werden. Du, und meine Base bedienen emsig die Jungfer Oldmannin, auf daß ihr die Zeit nicht lang werde. Wo ist aber mein Sohn?

Lucie.

Lucie.

Ich hörte, daß er ausgegangen ſey.

Magdelone.

Mit dem ewigen Ausgehen, wenn man Gäſte im Hauſe hat! Vergeben Sie, Herr Oldmann, mein Gerhard wird vermuthlich nicht lange ausbleiben.

Erich.

Wir können ſchon auf ihn warten.

Magdelone.

Ich laſſe Sie bey Lucien, und Fritzchen. Dieſe werden Sie indeſſen unterhalten. Denn ich habe etwas weniges im Hauſe zu thun.

Erich.

Es iſt mir ganz lieb. Brauchen Sie nur ihre Gelegenheit.

Juthe.

Ich wünſchte vielmehr, daß dieſen Jungfern mit mir die Weile nicht lang werde.

Erich.

Denn wir ſind nicht von vielem Geſpräche.

Magdelone.

Es wird ſich ſchon geben, wenn ſie nur erſt beſſer mit einander bekannt werden.

Zehenter Auftritt.

Lucie. Juthe. Fritzchen. Erich.

Lucie.

Laſſet uns indeſſen niederſitzen. Schöne Juthe, kommen ſie zu mir!

Juthe.

Wenn ich Ihnen auch nur etwas angenehmes dabey zu sagen wüßte.

Erich.

Wenn Sie mir es vergönnen, so werde ich näher zu Ihnen rücken.

Fritzchen.

Wie Sie belieben.

Lucie.

Ist es nicht wahr, Fritzchen? Wir haben iezt das Glück, die schönsten Leute, welche wir iemahls gesehen haben, in unserm Hause zu bedienen? Dieses konnten wir uns wol nicht einbilden.

Fritzchen.

Gewiß, die Nordischen Länder müssen wol günstig von dem Himmel angesehen seyn, daß sie so schönes Geblüte geben können.

Juthe.

Wir sind von Jugend auf vor der Schmeicheley gewarnet worden. Weil uns dieses Lob angeht, würden wir es als dergleichen ansehen müssen: welches mir von guten Freunden zu hören, sehr leid wäre.

Erich.

Wenn ich so viel zu reden wüßte, als ich wolte; so würde ich es gewiß thun.

Lucie.

Mit was pflegen Sie sich ihrer Gewohnheit nach zu unterhalten, oder zu ergötzen? Denn wir wünschten, wenn wir es im Stande wären, daß Ihnen nichts von dem abgienge, was Ihnen einige Freude verursachen könnte.

Juthe.

Artige Lucie! Was Ergötzungen anbelanget, ist

iſt uns das Wort ſelbſt ſchier ganz unbekannt. Wir werden hier allzeit mehrere finden, als wir verhoffen können.

Erich.

Ach ia! wir werden es finden.

Lucie.

Was lieben Sie für Spiele? Manchmal kommen auch einige feine Leute hieſiger Stadt zu uns. Dieſe werden uns helfen können, Ihnen einige Stunden zu verkürzen.

Juthe.

In meines Vaters Hauſe wird gar nicht geſpielet. Wann aber ſelbiger ſeinen Geſchäften nach verreiſet, ſo gehe ich zu einer benachbarten Freundin. Dort habe ich dergleichen öfters geſehen: es war mir aber ſcharf verbothen es zu lernen.

Lucie.

Alſo werden Sie ſich lieber mit der Muſik die Zeit vertreiben?

Juthe.

Ich darf es wol nicht, wenn mein Vater es weiß; ich hoffe aber, Sie werden mich nicht verrathen. Ich habe doch eine Gelegenheit gefunden, etwas davon bey einer Baſe in Norwegen zu faſſen: vor meinem Vater aber muß ich alles verſperren; und ſo lang er zu Hauſe iſt, kann ich mich auch nicht darinnen üben.

Fritzchen.

Was mag er wol darwider für ein Bedenken tragen? Ich wüßte nicht leicht einen Zeitvertreib, der ſich für Jungfern beſſer ſchickte.

Juthe.

Er ſagt, daß ſie zu der Liebe verleite.

Fritzchen.

Ich glaube: wann dieſe an einem vernünftigen

Ort angeleget wäre, würde sie auch kein so grosser Fehler seyn. Wenigstens hat man mir gesagt: daß einmal zu lieben ein nothwendiges Unglück sey, welchem kein Mensch auszuweichen im Stande ist.

Lucie.

Wird also ihr Herr Bruder uns auch ein Beyspiel von einem Jüngling seines Alters geben können, der noch niemals geliebet hat?

Erich.

Ich weis nicht, ob ich geliebet habe: denn ich verstehe nicht, wie es einem seyn muß, um verliebt zu seyn. So viel scheint mir doch gewiß, daß man manche Leute nicht hassen kann.

Lucie.

Man soll niemand hassen, folglich müssen Sie in alle Menschen verliebet seyn.

Erich.

Freylich solte man es nicht thun. Aber wenn man Ursache hätte, könnte man ieden hassen, wenn man ihn nicht liebt.

Lucie.

Fritzchen! lasse uns darauf sehen, daß wir diesem Herrn keine Gelegenheit zum Hasse geben. Mich dünkt, er ist leicht darzu zu bewegen.

Fritzchen.

Mit meinem Willen beleidige ich Niemand.

Erich.

Sorgen sie nichts. Ich werde Sie nicht hassen!

Lucie.

Ich weiß nicht, meine wehrtesten Freunde! mir würde bang werden, so zu leben, wie Sie sagen: daß sie in ihrem Lande leben müssen. Ich würde mich hierzu schwerlich gewöhnen können. Doch von Jugend auf darinnen aufzuwachsen, trägt vieles bey.

Jurbe.

Juthe.

Bey uns iſt auch das Land nicht ſo in der Lebensart beſchaffen, wie wir. Es iſt nur meines Vaters Haus, und kaum ein Paar andere, die noch ſo verbleiben. Mein Vater unterſcheidet ſein Geſchlecht von dem ganzen Lande, in der Kleidung und den Gebräuchen.

Fritzchen.

Dieſes iſt artig. Warum aber thut er das? Und wird er nicht von den andern darüber verſpottet?

Erich.

Freylich wol, müſſen die Kinder ſelbſt deswegen vieles dulden. Aber was iſt zu thun? Mein Vater will es durchaus ſo haben.

Juthe.

Er ſagt uns: alle Leute ſind böß durch die Neuigkeiten und fremden Sitten geworden. Damit nun unſer Geſchlecht gut verbleibe, dürfen wir mit ihnen nicht im geringſten einige Gemeinſchaft haben.

Fritzchen.

Alſo werden Sie uns auch für böß halten. Denn wir ſind anders gekleidet, als Sie.

Erich.

Ach, mein Jungfer Fritzchen! Glauben Sie es ſicherlich. Ich lüge nicht. Ich halte Sie gewißlich nicht für böß.

Juthe.

Nein. Mein Vater hält Sie für gute und redliche Leute. Der alte Hardenberg war ſein Freund, und er ſagte: ſein Haus müßte nach ihm, und der Frau Mutter, gerathen. Ferners, wenn Sie ſich auch anders tragen werden, als wir; ſolten wir uns nicht darüber verwundern. Wenn Sie nur bey ihrer gewohnten Landesart verblieben, wäre an ihnen nichts auszuſetzen. Sie werden mich, ich bitte Sie,

derowegen nicht auslachen. Denn ich sage nur, was mein Vater sagt, weil Sie es also haben wollen.

Lucie.

Warum solten wir lachen? Sie könnten es über den Unterschied sonst eben sowol thun, als wir. Wir wollen auch nicht dadurch den guten Ruhm verlieren, dessen uns Ihr Herr Vater gewürdiget hat.

Fritzchen.

Ich habe dieses schon nicht mehr zu befürchten. Der junge Herr Oldmann steht bereits gut für mich, daß ich zu den Bösen nicht gehöre. (Sie lacht.)

Erich.

Ja, dieses will ich gerne thun.

Juthe.

Ich hätte gerne ein und andere Sachen mitgemacht, oder erlernet: aber der Gehorsam gegen meinen Vater, und der Haß, welchen er gegen alle Dinge trägt, welche neu sind, muß bey mir allen Bewegungen vorgehen. Ja ich gestehe: daß iene Gebräuche, die doch lasterhaft sind, wie mein Vater uns gesaget, als die Kleidung, der Zeitvertreib, und der Umgang, mir in der That besser gefallen, als die unsrigen. Doch kann es auch vielleicht nicht gut seyn, sie zu verlangen; und liesse ich mich gern auslachen, wenn nur wenigstens deren, die es mit meinem Vater halten, eine grössere Anzahl wäre! Alsdann würde es bald angenehmer seyn, nach den Sitten unseres Hauses zu leben.

Lucie.

Wenn die Tugend in solchen Kleinigkeiten allein bestünde; würde ihr Verdienst nicht so groß seyn.

Juthe.

Die Tugend selbst bestehet zwar nicht darinnen: aber nach meinem Vater kan man sie ohne unsere Gebräuche nicht erhalten. Denn die Welt ist schlau.

Fritzchen.

Fritzchen.

Sie haben groſſe Furcht vor der Welt.

Erich.

Nein! Wir ſind gar nicht ſchlau. Ueber uns hat ſich niemand zu beklagen. Die Schlauen, höre ich, ſollen geſchwätzig ſeyn. Ich weiß aber nicht, wo die Leute es hernehmen, um ſo vieles reden zu können.

Juthe.

Mich dünkt, Jungfer Lucie, Sie haben viele Freundſchaft für uns, daß Sie uns ohne zu lachen ertragen können, welches die Leute in unſerm Vaterlande uns nicht thun: denn dieſe von weiten, wo ſie nur iemand aus unſerm Hauſe ſehen, ſchon auffahren, und lachen; welches uns zwar ſehr ſchmerzen muß, doch erkenne ich ganz wohl, daß der groſſe Unterſchied zwiſchen uns und ihnen ſie entſchuldigen kan.

Lucie.

Sie werden dergleichen Unhöflichkeit von mir nicht zu befürchten haben. Ich wünſchte vielmehr, Ihnen unſere Freundſchaft durch etwas gefälliges bezeigen zu können.

Juthe.

Wenn Sie mich verſichern werden, nicht nach ietziger Gewohnheit, mit Mund und Herzen verſchiedentlich zu denken, und zu ſprechen: ſo muß ich mir die Freyheit nehmen, mir eine Gefälligkeit von ihnen auszubitten.

Lucie.

Sie haben nicht zu bitten, ſondern in allem, was uns möglich ſeyn wird, zu befehlen!

Juthe.

Um dieſes zu thun, werde ich meine Kühnheit mit einem Geheimniß anfangen, welches ich ihrer Freundſchaft vertrauen möchte.

Lucie.

Lasset uns demnach in mein Zimmer hinüber gehen, alwo wir uns ruhiger, als hier, besprechen können.

Fritzchen.

Ich werde Platz machen; denn ich ohnehin anderwerts im Hause zu thun habe.

Erich.

Ich werde mit Ihnen gehen.

Fritzchen.

Was fällt Ihnen ein? bleiben Sie hier. Sie haben bey meinen Geschäften nichts zu verrichten. (Sie gehet ab.)

Erich.

Ich muß ihr doch nachgehen. (Er lauft ihr nach.)

Lucie.

Nun sind wir allein.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hanns. Christoph.

Christoph.

Nun sind wir einmal mit dem Tragen und Schleppen fertig. Das Zimmer meines Herrn ist auch schon zugerichtet. Es wird doch überall wahr seyn: wie die Herren, so die Diener. Da nun die unsrigen so gute Freunde sind, müssen wir auch miteinander bekannt werden und Bruderschaft machen.

Hanns.

Hanns.

Du haſt Recht. In unſerem Lande zwar möchte ich ſie mit keinem machen: denn bey uns iſt alles Volk ſehr böſe. Mein Herr ſagt es alle Tage; und es iſt auch wahr. Er mag auch mit niemanden dort zu thun haben. Euch aber liebt er, und ehret euer ganzes Haus. Denn er kennet euch: ihr ſeyd gute Leute. Derowegen ich auch kein Bedenken trage, mit dir Freundſchaft zu machen.

Chriſtoph.

Es iſt auch wahr. Denn in der That, hier iſt ein frommes Volk: ich kan es nicht anders ſagen. Man würde unrecht thun, wann man ſich darüber beklagte. Du biſt vermuthlich niemals hier geweſen?

Hanns.

Nein. Bey dem Vater meines Herrn bin ich aufgewachſen, und, ausgenommen einmal nach Coppenhagen, oder wo er ſeiner Geſchäfte halber, hingehen mußte, niemals viel gereiſet. Mein Herr iſt davon kein Liebhaber.

Chriſtoph.

Ungeachtet ich mehreren Herren gedienet habe, bin ich doch aus dieſer Stadt wenig, aus dem Lande aber, gar nicht gekommen.

Hanns.

Ihr reiſet auch nicht? Ich ſehe: ihr ſeyd wahrhaftig fromme Leute!

Chriſtoph.

Weiln ich niemals mich weit von hier umgeſehen habe: möchte ich wol gern etwas aus der Fremde, das iſt, aus eurem Vaterlande, erzehlen hören.

Hanns.

Ach du würdeſt dich nur ärgern. Denn es ſind gottloſe Leute. Ich glaube nicht, daß auſſer dem

Hause meines Herrn, in dem ganzen Lande, eine einzige christliche Seele sey.

Christoph.

Nicht christlich? Das ist erbarmenswürdig! Nein, in unserem Lande ist es nicht so. Wir sind es gewiß. Wir haben bey uns viele Prediger.

Hanns.

Bey uns ist daran auch kein Mangel.

Christoph.

Also wird sie kein Mensch anhören?

Hanns.

Dieses ist der Fehler auch nicht. Es ist vielmehr in den größten Kirchen selbst, kein Raum; es drängt sich iedermann dahin.

Christoph.

Es muß ihnen demnach niemand folgen?

Hanns.

Die Jugend gewöhnet sich im Gegentheil, auf ihren Stand zu spotten. Sie lassen die guten Lehrer schreyen, wie sie wollen; und sie verbleiben doch, wie sie sind.

Christoph.

Dieses ist gänzlich, wie hier; man bessert sich zwar auch nicht, man lacht über ihr Geschwätze: geht aber dennoch künftigen Sonntag wieder dahin. Aber derowegen sind wir nicht böse.

Hanns.

Derowegen können sie aber bey uns ia nicht fromm seyn. Bey uns kleidet man sich, besonders zu Coppenhagen, alle Augenblicke anders. Denn die Franzosen und andere Fremde bringen allezeit neue Arten dahin, bald kurz, bald lang.

Christoph.

Zu uns kommen selten Fremde: aber wir erfin-

den

den ſelbſt, was wir können, zu dem wenigen, ſo wir von anderwerts lernen. Unſere Jugend verthut in dieſen Neuigkeiten oft mehr, als ihnen erſprießlich iſt.

Hanns.

Und ihr ſeyd dennoch gut?

Chriſtoph.

Und ihr ſeyd derowegen ſchlimm?

Hanns.

Freylich. Denn die jungen Leute laufen den gleichfals aufgeputzten Mägdchen beſtändig nach.

Chriſtoph.

Darinnen ſind eben unſere Jünglinge die rechten! Sie verderben oft ihre ganze Haushaltung, und verthun das Erbtheil ihrer Väter, einer Jungfer zu gefallen; alſo daß wenn ſie zu Jahren kommen, ſie oft nicht wiſſen, wo ſie etwas zu beiſſen, oder zu nagen hernehmen, und manchmalen aus Noth die Muskete ergreiffen müſſen.

Hanns.

So ſind die eurigen nicht ſo fromm!

Chriſtoph.

So ſind ſie bey euch nicht ſo böſe!

Hanns.

Was entſtehen aber daraus nicht bey uns für üble Ehen? Sie müſſen wider ihre Neigung heirathen, um nur etwas Geld zu erſchnappen; alsdenn geht das Weib da, der Mann dort hinaus.

Chriſtoph.

Bey uns zwar ſelten wider ihre Neigung. Denn zur Frauen iſt ihnen iede recht, welche im Stande iſt, ihnen ein Paar hübſche Mägdchen zu bezahlen, und darneben auszuhalten.

Hanns.

Bey uns bekommen aber nur die jungen Dirnen Geld.

Chriſtoph.

Christoph.

Das ist recht. Bey uns müssen die Alten den Jünglingen nicht allein für ihre Liebe, sondern auch noch für andere kleine Jungfern Geld geben, welche nicht umsonst der Mannsbilder Liebste heissen wollen.

Hanns.

Ihr seyd nichts besser, als unsere Landsleute.

Christoph.

Und ihr seyd nichts schlimmer, als wir.

Hanns.

Andere legen sich darnach, wenn sie älter werden, auf Betrug. Weil sie selbst nichts mehr haben, bestehlen sie, um ihren Kindern dennoch etwas zu verlassen, Land und Leute, sobald sie nur das mindeste Aemtchen bekommen.

Christoph.

Kein Amt kan bey uns seinen Mann erhalten. Man braucht viel in einem Jahre, auf die beständige Gastereyen, Spazierfahrten, in die Gärten und auf die Höfe, auch auf die neuen Kleider, und den Pracht der Frauen, in welchem es immer eine der anderen zuvor thun will. Aber dazu bedient man sich keines Betrugs. Man nennt es: Feinigkeit; sich zu helfen wissen; zufällige Einkünfte. Andere heissen es: Grätial, Sporteln, Accidenz u. d. gl. Es sind davon gar vielerley Namen.

Hanns.

Es ist auch nur mein Herr in unserem Lande, der es an ihnen Betrügereyen nennet. Sonst aber loben es viele. Sie heissen es eine Geschicklichkeit, nicht dumm zu seyn; und alle wünschen sich die Gelegenheit, auch dergleichen zeigen zu können. Aber dieses ist bey uns sehr übel.

Christoph.

Und dieses ist bey uns sehr gut. Denn es hilft

wieder

wieder auf. Die es aber gar zu arg treiben, oder dabey Wucherer ſind; werden auch hier für böſe Leute angeſehen. Gleichwie der alte Hardenberg war. Ich diente damals zwar nicht in dieſem Hauſſe: aber die Stadt hatte einen ungemeinen Abſcheu vor dieſem Mann. Er hat auch auf eine unbillige Art einen erſtaunlichen Reichthum zuſammen geſcharret.

Hanns.

Was ſagſt du, Hardenberg? Den mein Herr, als den frömmſten Mann der Welt rühmet? Das kan nicht ſeyn! Der alte Raſmus Oldmann hat mit dem Ochſenhandel in Jütland vieles gewonnen, und es dem Herrn Magnus hinterlaſſen. Aber dieſer nahm gleich, faſt in ganzem Norwegen, den Holzhandel nach Holland in Verpachtung. Er vermehrte ſein Vermögen, leihet Gelder aus zu zwanzig und dreyßig Verzinnſung auf Hundert, nachdem er ſieht, daß iemand deſſen mehr, oder weniger bedarf. Er gewinnet dabey unglaublich viel. Denn er drückt den armen Leuten das Verpfändete um ein Spott ab. Er bringt dadurch unzählige Menſchen an den Bettelſtab. Dennoch iſt er ein frommer, ia man kan ſagen, vielleicht der einzige fromme Mann im ganzen Lande!

Chriſtoph.

So kann er nicht fromm ſeyn, denn er iſt, wie Hardenberg war!

Hanns.

Euer Hardenberg war nicht ſchlimm. Herr Magnus iſt ia eben ſo.

Chriſtoph.

Jedermann aber hies ihn bey uns den gottloſen Wucherer.

Hanns.

Man flucht wol auch faſt im ganzen Lande auf meinen Herrn!

Chriſtoph.

Christoph.

Wie werden die Kinder nach ihm gerathen? Wie sind sie erzogen? Vermuthlich auch zu dieser Frömmigkeit?

Hanns.

Sohn und Tochter werden zu Hause sehr enge gehalten, auch nicht viel zu den Nachbarn gelassen; auf daß sie nicht verderbet werden: sie müssen also wol gut bleiben.

Christoph.

Unsere gehen hin, wo sie wollen. Sie sehen andere Leute, und lernen, was ihnen zustehet: sie hören das bessere, und werden vermuthlich, gegen die Aufführung ihres schändlichen Vaters einen Abscheu bekommen, weil sie denselben überall schimpfen hören.

Hanns.

Sie gehen also aus? Wie können sie dennoch nicht schlimm seyn?

Christoph.

Eure jungen Leute kommen nirgends hin? Wie können sie also gut seyn?

Hanns.

Eure Kinder werden nie so gut werden, als Hardenberg war!

Christoph.

Die Unsrigen werden weit schlimmer werden, als ihre Eltern.

Hanns.

Wahrhaftig, ich glaube immer: euer Haus ist nicht so fromm, wie sichs mein Herr einbildet. Und euer Volk ist noch ärger, als das unsrige.

Christoph.

Euer Herr ist noch weit schlimmer, als Hardenberg; und euer Vaterland ist nicht mehr verdorben, als das unsrige.

Hanns.

Digitized by Google

Hanns.

Dies möchte ich doch nicht ſagen. Unſere Herren waren gute Freunde. Und die zwey Häuſer, werden es noch mehr werden.

Chriſtoph.

Ich will auch ſagen: daß gute, und böſe ſey alles, was ſie wollen. Es koſtet mich nichts, und ich habe keine ſchlimmen Tage dabey.

Hanns.

Ich will es allzeit glauben, daß es ſo iſt, wie es mein Herr ſagt. Es geht mir gut bey ihm, und er hat auch recht. Er iſt der geſcheiteſte. Ich würde es auch bey keinem ſo gut haben. Dies iſt gewiß.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Zweyter Auftritt.

Lucie und die Vorigen.

Lucie.

Gehe Chriſtoph zu meinem Bruder. Ich glaube, er wird bey unſerm Nachbarn, dem Rathsherrn Kolbenfeld, ſeyn. Sage ihm: er ſolle wegen etwas Nothwendigen zu mir herüber kommen.

(Hanns und Chriſtoph gehen ab.)

Dieſe Schlauigkeit hätte ich nimmermehr hinter ihr geſucht: ich weiß nicht, wo ſie zu dieſen Einfällen gekommen iſt. Zu reden weis ſie ſonſt von nichts: doch hat ſie Verſtand. Ich komme doch immer in die Welt: aber ſolche Erfindungen würden mir niemals eingefallen ſeyn; ich würde auch die Kühnheit nicht haben, ſolche anzufangen, vielweniger auszuführen. Die Natur iſt zwar ſelbſt eine gute Lehrmeiſterin: aber die Liebe muß eine noch beſſere ſeyn! Wie wird ſich mein Bruder nicht verwundern, wenn

wenn er dieses alles höret? Gewiß er wird es nicht glauben. Ich kenne ihn; und ich bin recht fürwitzig, den Ausgang davon zu sehen: wenn es mir zu meiner Liebe etwas beytragen könnte, so wäre ich dabey vergnügt! Aber dazu ist noch keine Hofnung. Meine Mutter ist allzu scharf, und in dem, was sie sich in den Kopf setzt, allzu hartnäckigt. Jetzt ist noch zu meinem Unglück die Oldmännische Freundschaft dazu gekommen: da werde ich wol, wann ich mich dem vorstehenden Zwang widersetzte, eine rechtschaffene Verfolgung auszustehen haben. Doch mein lieber Stiefvater ist ein billicher Mann! Dieser thut wol alles mögliche für uns. Das beste ist noch: unsere Mutter hat uns, von diesem ihren Vorschlag der Wechselheirathen, nichts ausdrückliches gesagt, noch befohlen. Wenn sie mir schon ihre Meynung von weitem zu verstehen gegeben: kan ich doch noch allzeit die Dumme machen. Ich bin nicht schuldig, die Gedanken einzusehen.

Dritter Auftritt.

Fritzchen. Erich. Lucie.

Fritzchen.

Lucie! komme mir doch zu Hülfe! Ich weiß nicht, wo ich noch hingehen muß. Der iunge Oldmann lauft mir überall nach. Ich verstehe nicht, was ich endlich von ihm denken solle. Da, siehest du ihn: er ist schon wieder hier!

Erich.

Bleiben Sie doch stehen: ich verlange Sie ja nicht zu beleidigen. Warum fliehen sie von mir?

Fritzchen.

Ich fliehe Sie sonst nicht. Aber was wollen Sie denn?

Erich.

Digitized by Google

Erich.

Was ſoll ich wollen? Wenn Sie allzeit weggehen, kann ichs Ihnen ja nicht ſagen.

Fritzchen.

Dieſes höre ich ſchon dreymal. Und wenn ich ſtehen bleibe, haben Sie doch nichts zu ſagen.

Erich.

Ich kann ſie doch wenigſtens anſchauen.

Fritzchen.

Was haben Sie denn an mir zu ſehen? Soll ich derowegen allzeit bey Ihnen ſtehen? Mich dünkt, Sie wollen mich zum beſten haben.

Erich.

Sie glauben nicht, wie gerne ich Sie betrachte.

Fritzchen.

Und endlich! was ſoll es heiſſen?

Erich.

Daß ich wünſche, Sie allzeit bey mir zu ſehen.

Fritzchen.

Sie werden mich noch ſo ungeduldig machen, daß ich Ihnen werde ſagen müſſen: Sie ſollen ſich eine andere zu ihrem Zeitvertreibe ſuchen.

Erich.

Ich verlange aber keine andere.

Fritzchen.

Was geht mich Ihr Verlangen an!

Lucie.

Erzürne dich nicht, Fritzchen! Mir ſcheinet faſt, er drücke mit ſeiner Furcht die Liebe ſtärker aus, als es der beredteſte thun könnte. Dieſe Verwirrung ſagt mehr, als alle Schmeicheleyen. Herr Oldmann, ſeyn Sie nur kühner. Wie mir ihre Schweſter geſagt hat, ſo ſind Sie doch ſonſt nicht ſo gar furchtſam.

Fritzchen.

So! du stehest ihm bey, und setzest ihm noch solche Grillen in den Kopf, darauf er niemals gedacht hätte?

Erich.

Wenn ich alles vorzubringen wüßte, was ich denke, so würde ich mehr sprechen. Ich wolte, ich wäre mehr gewohnt zu reden; oder Sie könnten meine Gedanken selbst errathen.

Fritzchen.

Ich bin gar nicht so fürwitzig. Ich verlange auch nicht, daß Sie mir etwas sagen, durch welches Sie mich zwingen würden, Sie allzeit zu fliehen.

Erich.

Wann ich schweige, so reitzen sie mich; wann ich etwas sagen will, fliehen Sie gleichfals. Was soll ich also machen?

Fritzchen.

Ich sage es Ihnen: gehen Sie im guten. Ich mag es sonst ihrem Vater. Denn dieses Nachlaufen mag ich nicht haben. Also zum letzten mal: gehen Sie ihre Wege.

Erich.

Wenn ich denn gehen muß, so werde ich doch an Sie denken. Ach Jungfer Lucie! reden Sie doch mein Bestes.

Vierter Auftritt.

Fritzchen. Lucie.

Lucie.

Ich glaube nicht, daß ich einen verliebtern Menschen in meinem Leben gesehen habe, als diesen.

dieſen. Die Liebe macht, daß er dümmer ſcheinet, als er in der That iſt. Er fühlt etwas, das ihm unbekannt iſt; aber er weiß es nicht vorzutragen. Du biſt gewiß die erſte, die ihm gefallen hat. Dieſes iſt klar. Für ſeine Treue wolte ich gut ſprechen. Er iſt keiner Verſtellung fähig. Du biſt glücklich, wenn du es erkenneſt. Jede ſolte ſich einen ſolchen Anbether wünſchen: ſie würde alsdann vieler Verdrüßlichkeiten entübriget ſeyn. Aber ſie ſind ſelten. Du weiſt es ſelbſt, wie oft du von den flüchtigen Jünglingen biſt getäuſchet worden. Ich wüßte an ihm auch ſonſt nichts auszuſetzen, noch dir ein gröſſers Glück zu wünſchen, da du ein armes Mägdchen biſt.

Fritzchen.

Wenn du den Reichthum, die Jugend, und Geſtalt meineſt, ſo haſt du recht. Aber ſeine ganze Art und Worte zeigen, daß der Kopf leer iſt.

Lucie.

Sage dieſes nicht! Ich habe es an ſeiner Schweſter erfahren. Sie ſchien mir gleichfals ſehr einfältig; aber ſie beſitzet mehr Schlauigkeit und Vernunft, als wir alle. Sie hat noch den Vortheil vor ihrem Bruder, daß ſie in der Liebe nicht mehr neu iſt, und dieſe ſie noch weit liſtiger gemacht hat. Was ſoll aber Erich ſagen? Er weiß nicht, wie er es angreifen ſoll. Er hat niemals dergleichen weder geſehen, noch gehöret. Er drückt ſich zwar, nicht nach ietziger Lebensart, aber ſonſt doch viel deutlicher aus.

Fritzchen.

Die Unbeſtändigkeit der in der Höflichkeit geübten Jünglinge, iſt freylich zu befürchten: aber wer kan uns gut ſprechen, daß ein ſolcher nicht auch unbeſtändig werde? Jedoch ich glaube: unſer ganzes Geſpräche iſt unnütz. Du wirſt es dir nur eingebildet haben, daß er mich liebe: denn geſagt hat er es doch nicht!

Lucie.

Du hast ihn auch für das erstemal zu übel abgefertiget. Sonst hat er mehr als dieses, und nur gar zu viel erkläret. Man kan ihn aber auch, weder das zu viele, noch zu wenige, übel ausdeuten; indem ihm die Gewohnheiten der Welt gänzlich unbekannt sind.

Fritzchen.

Soll ich es etwann errathen, oder mich ihm selbst antragen? Dieses wirst du wol nicht von mir begehren! Endlich könnte ich zur Antwort bekommen: ich seye schön; er sehe gern dergleichen Gesichter; zu lieben aber hätte er nicht gedacht; ich hätte mich hierinnen geirret. Da würde ich mir was schönes zugezogen haben! Du erzehltest es deinem Eraste. Dieser deinem Bruder, und iener wieder weiter. Die iungen Leute hätten gewißlich Gelegenheit, in ihren gewöhnlichen Scherzen ein ganzes Jahr hindurch meiner ingedenk zu seyn.

Lucie.

Wenn sich aber dein neuer Liebhaber so glücklich erklärte, daß seine Gedanken dir selbst nicht mehr zweifelhaft seyn dürfen; wie wolltest du ihm auf diesen Fall begegnen?

Fritzchen.

Dieses weiß ich nicht. Ich müßte mich nach den Umständen richten. Was für einen guten Ausgang hätte ich wol zu hoffen? Sein Vater würde es nicht zugeben. Ich bin ein armes Mägdchen, und mit einer Winkelheirath bis nach dem Tode des Vaters ist mir nicht gedienet. Also ist nichts bessers zu thun, als ihn bey Zeiten abzuweisen, und ihm dadurch alle Hoffnung seiner gähen Liebe zu benehmen.

Lucie.

Wenn die Eltern einmal sehen, daß aus ihrem Vor-

Vorſchlag nichts werden kan, ſo werden ſie ſich auch nicht mehr dawider ſetzen. Nun erforſche dich, ob du ihn ſonſt lieben könneſt?

Fritzchen.

Dieſes iſt eine wunderliche Frage, ob ich kann? Jetzt liebe ich ihn nicht. Dieſes wäre etwas zu geſchwind.

Lucie.

Iſt er dir aber ſo ſehr zuwider, daß du ihn gar haſſeſt?

Fritzchen.

Warum ſolte er mir ſo verhaßt ſeyn? Ich kenne ihn ia nicht genug. Er hat mich auch niemals beleidiget.

Lucie.

Wenn du nur nicht etwann dieß als eine Beleidigung anſieheſt, daß er ſuchet, dir ſein Herz zu erkennen zu geben.

Fritzchen.

Ich mag das beſtändige Nachlaufen nicht. Es wird in dem ganzen Hauſe bekannt, und ein Lermen darüber werden. Deine Mutter und ſein Vater werden ſich hierüber erzürnen, und ich die gröſte Verfolgung auszuſtehen haben. Mein Herr Vetter wird mich nicht ſchützen können; und die Alten würden mich wol gar aus dem Hauſe iagen.

Lucie.

Wenn man aber dagegen etwas fände, würdeſt du dich alsdann nicht entſchlüſſen können?

Fritzchen.

Daran iſt gar nicht zu gedenken. Wo nichts als Unmöglichkeiten ſind, läſt ſich nichts erfinden. (Sie gehet ab.)

Lucie.

Wenn ich ſie anders recht kenne, ſo iſt es ihr

gar nicht zuwider, daß sie ihm gefällt; und sie wird schon noch zu bewegen seyn!

* *

Fünfter Auftritt.

Lucie. Gerhard.

Gerhard.

Eraste wird mit Klitandern gleich nachkommen. Denn mir allein hast du doch nichts besonders zu sagen.

Lucie.

Ich habe dich auch nicht meinet wegen holen lassen.

Gerhard.

Dieses habe ich mir wol eingebildet. Etwann wegen der klugen Juthe?

Lucie.

Du spottest? Es ist aber wirklich ihretwegen. Sie verlanget deiner.

Gerhard.

Sie verlanget meiner? Dieses ist fürwahr ein grosses Unglück. Dann ich verlange ihrer nicht. Sage ihr, daß ich krank sey: vielleicht stirbt sie aus Herzenleid; Dadurch könnte ich mich dennoch bewegen, daß ich sie liebte, und ihr ein schönes Leichengedicht verfertigen liese. Aber im Leben wird nichts daraus. Bist du ihre gute Freundin, so gieb ihr diesen Rath.

Lucie.

Du weist ja nicht, was sie dir sagen will. Komm nur mit mir hinein!

Gerhard.

Lasse mich gehen. Was soll ich bey ihr machen? wann du an unsern Vorältern ein Belieben trägst,

so

ſo nimm ſtatt Eraſten den Erich zu deinem Liebhaber. Ziehe mit ihm in ſein Land. Ich will dich alſobald als meine Urgroßmutter verehren: aber laſſe mich in Ruhe.

Lucie.

Sie verlanget mit dir zu reden. Du muſt doch nicht ſo unhöflich ſeyn.

Gerhard.

Du haſt Recht. Es iſt unhöflich, den Leuten in das Geſicht zu lachen. Aber ich könnte es nicht laſſen! Darum will ich zeigen, daß ich geſitteter bin. Ich will ihr ausweichen: dies iſt doch beym Henker höflich genug! Hinterrücks lachen, hat nichts zu ſagen. Es beleidiget niemand, mich wenigſtens nicht. Ja ich weiß, wenn ich mich ſelbſt ſo dumm ſehen ſolte, wie dieſe Leute ſind: ich würde über mich ſelbſt lachen und euch dazu ruffen.

Lucie.

Komme nur. Du wirſt nichts zu lachen finden.

Gerhard.

Nichts zu lachen? So müſte ich ein Narr ſeyn, wenn ich zu ihr gienge. Wird ſie mir vielleicht etwas klagen, und ich ſoll dabey weinen? Da wird nichts daraus. Doch laſſe mir ein Bette hinein tragen, alsdann kan ſie reden, und ich werde ſchlaffen. Vielleicht wenn ich traume, ſo bekommt ſie eine Antwort, die ſo geſcheid ſeyn wird, als ihr Vortrag.

Lucie.

Du kenneſt ſie ia nicht, und urtheileſt nach ihrer Kleidung, die ſie tragen muß. Wer hat dir denn geſaget, daß ſie dumm ſey? Du wirſt ſie ganz anders finden.

Gerhard.

Sie iſt alſo witzig? Das iſt ſchön! Wie doch die Weibsbilder ſich zu verſtellen wiſſen! Ich weiß

gewiß: du würdest nicht im Stande seyn, deinen Verstand so tief zu verbergen, daß man nicht die mindeste Spur davon merken solte.

Lucie.

Du glaubst es nicht, aber du wirst es erfahren!

Gerhard.

Was soll ich denn bey ihr machen? Soll ich ihr einige Erklärungen aus dem Lohenstein, oder Hofmannswaldau, vorsagen? Sie wird es glauben. Mir ist es nicht Ernst. Was wird daraus werden? Auch sie zu betrügen, ist keine Freude, weil es keine Kunst ist.

Lucie.

Sey doch nur ein wenig vernünftig.

Gerhard.

Nun wohl, Schwester! Ich will vernünftig seyn. Ich möchte etwann so vielen Verstand an ihr antreffen, daß ich mich der Liebe nicht erwehren könnte. Heirathen will ich noch nicht. Die Liebe soll eine grosse Pein seyn; und ich glaub es auch. Denn ich habe schon manche von deinem Geschlechte verrückt gemacht. Ich will mich dieser Gefahr nicht aussetzen. Ich mag sie weder hören, noch sehen. Bring ihr diese meine Furcht als eine Erklärung: sie wird sie nicht allein nicht übel aufnehmen, sondern sich noch drüber erfreuen und damit groß machen.

Lucie.

Vernünftig, oder nicht vernünftig! Du must dennoch mit ihr sprechen.

Gerhard.

Ich werde sehen, ob ich dazu genugsamen Zeug in meinem Kopf finde. Heute ist schönes Wetter. Gestern war auch dergleichen. Sie werden in unserm Hause schlecht bedienet werden. Wir haben schon lang keine neue Käse aus Holland bekommen. Was trinken Sie für Bier am liebsten?

Was

Was für Unterhaltung werde ich Ihnen machen können? Spinnen Sie gerne, oder blöcklen ſie lieber? Ich wolte gerne Geſellſchaft leiſten, aber es iſt mir leid, ich kan keines von beyden. Ich will ihnen die Mägde herein ruffen, welche meine Stelle nur allzuwohl erſetzen werden. - - Alsdann gehe ich fort, wann ich es alſo mache. Iſt es nicht gut? Biſt du mit mir zufrieden? Kein Magiſter wird mir was daran ausſtellen.

Sechſter Auftritt.

Juthe, und die Vorigen.

Juthe.

Haſt du um deinen Bruder noch nicht geſchickt? Doch ia! Er iſt ſchon hier.

Gerhard.

(Auf die Seite) Kan ich nicht aus, ſo muß ich ſie zum Beſten haben. (Laut.) Wie iſt mein Glücke ſo unausſprechlich! Wie habe ich dieſen ausſerordentlichen Vorzug verdienet? Ich erkenne, daß ich deſſen nicht würdig bin: aber dennoch werde ich darüber ſtolz. Wie durchdringend ſind ihre Blicke, und ihr Verſtand? Daß Sie in meinem Herzen, was ich gegen Sie gefühlet, erkennen müßten; ſo ſehr ich es auch zu verbergen geſuchet!

Juthe.

Ich weiß nicht, von was Vorzug Sie ſprechen, noch was ich hätte, bey Ihnen einzuſehen, verlangen können; wenn es nicht dieſes iſt: daß ich ſo viel Vertrauen zu Ihnen habe, daß Sie mir eine Gefälligkeit nicht abſchlagen werden. Da Sie bereits mit Ihrer Schweſter geredet, ſo wird Sie Ihnen den Bericht davon gegeben haben.

Gerhard.

(Auf die Seite.) Diese wird sich bald selbst antragen.

Lucie.

Mein Bruder ist erst gekommen. Ich hatte noch nicht Zeit, es zu thun.

Gerhard.

Es bedarf auch des Berichts von meiner Schwester nicht. Ich erwarte mein Glück nur aus Ihrem Munde. Wenn es auch nur durch einen andern angezeiget würde, so könnte es mich doch nicht vergnügen. Meine Liebe würde stets an der Grösse ihres Sieges zweifeln.

Juthe.

Wenn Sie solche Gedanken haben, so haben Sie alles Recht zu zweifeln. Ich weis gar wohl das Absehen unserer Eltern: aber ich habe den ersten Augenblick den Unterschied unserer Erziehung eingesehen. Ich glaube selbst, wenn es auch beyderseits unser Ernst wäre, daß zwo so verschiedene Personen, wie wir sind, sich nie zusammen schicken würden. Aber auch ausser diesem steht noch ganz was anders im Wege. Sie kommen zu spät, und ich bin beständig. Es ist mir leid, daß ich sie habe ruffen lassen. Es war zu einem andern Endzweck; darum habe ich Ihnen nun nichts zu sagen.

Lucie.

(Lacht.) Nun hast du deinen Theil! Aber es geschieht dir recht. Lerne vorhero deine Leute kennen. Jetzt kanst du deiner Wege gehen.

Gerhard.

Sie strafen mich, schöne Juthe! Ich war zu kühn. Ich bitte um Vergebung. Warum vertreiben Sie mich? Wer ist mein glücklicher Mitbuhler? Hören sie mich doch an!

Juthe.

Juthe.

Anhören, ſoviel Sie wollen: ich werde aber nicht mehr antworten. Doch wenn es mir zu lange würde, ſo müßte ich Ihnen Platz machen, und mit Ihrer Schweſter in mein Zimmer gehen.

Gerhard.

Wie bin ich auf einmal ſo unglücklich geworden? Sie haben doch nach mir geſchickt und wolten mir etwas ſagen.

Juthe.

Vielleicht habe ich es damals gewollt: nun aber habe ich mich anders entſchloſſen.

Gerhard.

Hatten Sie mir etwas zu eröfnen; in was verdiene ich nun auf einmal ihr Mißvergnügen?

Juthe.

Ob Sie es verdienen, werden Sie ſelbſt wiſſen.

Gerhard.

Sie beleidigen mich unverſchuldet. Iſt es auch ein Geheimniß, ſo haben Sie wenigſtens ſchon das Vertrauen zu mir gefaßt? Es iſt mir alſo ein Schimpf, für welchen Sie mir die Genugthuung durch die Eröfnung ihres Befehls geben müſſen.

Juthe.

Dies iſt wunderlich. Ich verlange Sie nicht zu beſchimpfen. Doch ſteht mir frey: ich eröfne mich, wenn ich will, oder auch gar nicht.

Gerhard.

Ihr Geheimniß war mir gewidmet. Es iſt bereits mein. Ich begehre es als ein Eigenthum.

Juthe.

Ich habe Ihnen mit meiner erſten guten Meynung, Sie mir aber durch ihren Vortrag unrecht gethan. Wir haben uns aber beyde nicht gekennet. Hiemit iſt es leichtlich zu entſchuldigen. Wir müſſen nun-

nunmehro es beyderseits verbessern. Sie mir nichts von der Liebe sagen: und ich ihnen nichts vertrauen. Hiemit hat die Sache ein Ende. Lucie komme mit mir! Wir müssen uns auf andere Art berathschlagen.

Lucie.

Bleibe nur hier. Ich muß den Frieden stifften. Viele iunge Mägdchen hiesigen Landes sind gewohnet, dergleichen anzuhören. Wenn die Jünglinge ihnen nichts solches vorsagen, so werden Sie von ihnen nicht für artig, noch höflich gehalten. Er kannte dich nicht: sonst versichere ich dich, daß mein Bruder nichts weniger, als verliebt, wol aber ein Spötter ist, der überall zu scherzen pflegt. Im Gegentheil: wo er iemanden, der zu ihm sein Vertrauen faßt, einige Gefälligkeit erweisen kan; zeigt er sich gern, auch mit seiner eigenen Gefahr. Du hast demnach gar nicht nöthig, ein Mißtrauen in ihn zu setzen: ich versichere dich seiner Redlichkeit.

Juthe.

Also hat dieses nur eine Höflichkeit seyn sollen? Es kann seyn, daß es hier zu Land gewöhnlich ist. In meinem Vaterlande, kenne ich zwar auch keinen grossen Umgang. Ich habe dergleichen nur einmal, und im Ernste gehöret. Wenn sie solche Reden vorzubringen, und nichts dabey zu gedenken, im Stande sind: so habe ich an ihnen meinen Mann gefunden, und werde ich sie um die Gefälligkeit ersuchen, daß sie, wenn wir drey hier unter uns sind, davon schweigen, dagegen, wenn meine oder ihre Eltern, oder auch Fremde dabey sind, sie auf diese Art fortfahren.

Gerhard.

Was Henker ist dieses? Weil man mir die Larve vom Gesicht gerissen, so muß ich auch sagen, was ich gedenke. Meine Schwester hat es mit Ihnen abgeredet, und Ihr beyde wollet mich nun zum besten haben. Aber was soll daraus werden?

Lucie.

Lucie.

(Lacht.) Warum denn ich?

Gerhard.

Lache, wie du wilst. Es kömmt doch alles von dir! Ich weis nur nicht, wo es hinaus will. Gieb aber acht: ich stelle dir auch mit deinem Eraste einen Streich dafür an. Ich hetze dir deinen Liebhaber auf den Hals, daß du nicht so leicht von ihm loßkommen sollest.

Juthe.

Ich bitte, erzürnen Sie sich nicht auf Ihre Schwester! An dem, was ich mit Ihnen sprechen wolte, hatte sie keinen Antheil, als in soweit sie mich versicherte: daß Sie meinem Begehren nicht entgegen seyn würden. Wenn ich aber wüßte, daß es Ihnen von mir mißfällig wäre; so würde ich mich um einen andern guten Freund bewerben müssen.

Gerhard.

Halten Sie mich für so unhöflich, daß ich nicht alles in der Welt, für ein artiges Frauenzimmer thun solte?

Juthe.

Von Höflichkeit weiß ich nicht zu urtheilen. Sie sehen es selbst; und ich verlange es nicht zu läugnen, daß ich hierinnen ganz neu bin. Einen Gefallen, eine Freundschaft, eine Hilfe, erkennet man ohne viel gelernt zu haben. Jedermann bedarf selbiger. Und dieß ist es, was ich von Ihnen verlange.

Gerhard.

Vergeben Sie mir also, artige Juthe, daß ich mit Ihnen auf solche Art gescherzet habe. Befehlen Sie frey mit mir. Ich werde suchen, durch meine Bereitwilligkeit und Gehorsam den üblen Eindruck zu verbessern, den ich Ihnen von meiner Gemüthsart gemacht habe.

Lucie.

Lucie.

Vertraue dich ihm nur ohne Scheu: mit ihm laufest du in keine Gefahr.

Juthe.

Ihre Schwester hat mir gesaget: Sie seyen ein guter Freund Klitanders.

Gerhard.

Dieses bin ich gewiß. Aber um Vergebung: woher kennen Sie ihn? Er ist ein artiger und vernünftiger Mann.

Juthe.

Es freuet mich, daß Sie meinen Geschmack gut heissen. Wir haben einander bereits vor einigen Jahren in Coppenhagen bey einer meiner Base kennen gelernet. Ich weis nicht, wie ich das unverdiente Glück hatte, ihm zu gefallen.

Gerhard.

(Lacht) Ich kan Ihnen versichern: hier gefällt ihm keine.

Juthe.

Dieses ist mir lieb zu vernehmen. Er begehrte mich von meinem Vater dort gleich zur Ehe. Er war ihm aber allzujung, und flüchtig gekleidet. Zum Ueberfluß hat er auch gefunden, daß er viel in fremden Ländern gereiset sey. Er wurde demnach völlig abgewiesen. Wir giengen nach Norwegen zurück. Mein Vater aber hatte nicht den mindesten Argwohn, daß ich ihn so sehr liebe, als er mich. Wir wechseln durch unsere Base seithero beständig Briefe miteinander, und gaben uns dadurch die Versicherung unserer Treue. Hätte mein Vater vorhergesehen, daß Klitander sich hier aufhalte, so würde er schwerlich den Weg durch diese Stadt genommen haben. Nun kömmt noch der Vorschlag darzu, den unsere Eltern sich von einer Wechselheirath ihrer Kinder gemachet haben. Das beste aber ist, daß wir alle vier hierinnen

nen wieder gleich gesinnet sind und keines einigen Lust dazu bezeiget. Auf einmal wird sich zwar mein Vater nicht überreden lassen; vielmehr wird er, statt sich einige Wochen aufzuhalten, gähe fort eilen, und mich mit sich nehmen. Dieses geschieht gewiß, sobald er sieht, daß wir eines da, das andre dort hinaus stimmen. Wir müssen daher trachten, meinen Vater mit Vergnügung dahier aufzuhalten. Sie sollen mir demnach die Gefälligkeit erzeigen, und mir darzu behilflich seyn. Sie werden viel um mich bleiben müssen, auf daß mein Vater noch einige Hoffnung habe. Solte er aber dennoch mit der Reise zu sehr eilen, oder wir, wenn die Zeit zu dem Bade herankömmt, noch nichts tüchtiges ausfindig gemacht haben: so würde ich mich krank anstellen, und zwar also, daß er mich wird zurück zu lassen gezwungen seyn. Noch eins aber habe ich sie zu bitten. Die Magd, welche mir sonst die Briefe bestellen hilft, ist nicht mit uns. Ich weis nicht, wie ich Klitandern ein und anders wissen lasse, welcher auch auf sie einen Argwohn fassen könnte. Sie werden es also auch auf sich nehmen müssen, und ihn das nöthige bald mündlich, bald schriftlich überbringen.

Gerhard.

(schauet sie eine Weile an, ohne zu reden) Beym Element! Wo haben Sie studirt? Ich gebe um alle Magisters nichts in der Welt. Ihr Mädchen seyd gelehrter, als wir alle. Ich dachte: wir Jünglinge machten Euch schlau durch unsern Umgang. Aber ich sehe: ihr wisset weit mehr als wir. In ihren Jahren, meine Schöne, habe ich fürwahr auf keine Schelmerey gedacht. Und nun da ich doch schon einige kleine geheime Feldzüge gemacht, so wüßte ich mir doch nicht auf einmal so viele List zu erfinden. Seyn Sie versichert: Sie hätten mir in der Welt nichts angenehmers auftragen können, als dieses. Sie können sich auf mich gänzlich verlassen.

lassen. Klitander soll auch des Nöthigen bald berichtet werden.

Juthe.

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen dafür genugsam danken werde.

Gerhard.

Sie sind mir nun gar nichts verbunden. Vielmehr bin ich es Ihnen. Denn ich erlange einmal die Gelegenheit, einer nur durch die Natur und die Liebe klug gemachten Schönen dienen zu können, welches Glück ich niemals gehabt, ja es kaum für möglich gehalten hatte.

Lucie.

Weis dein Bruder von deiner und Klitanders Liebe? Ohne Zweifel. Denn mich dunket: daß ihr mit einander sehr offenherzig lebet.

Juthe.

Es ist wahr. Er ist gegen mich in gar nichts hinterhalten. Er ist aber auch nicht im Stande, sich sonst gegen iemanden zu verbergen. Sonst mag er wol auch zu nichts dergleichen einige Ursach gehabt haben. Wie er künftighin hierinnen gegen mich seyn wird, stehet zu gewarten. Ich wenigstens wüßte nicht: warum ich iemanden etwas eröffnen solte. Ich würde es auch gegen Sie, mein Herr, nicht gethan haben, wenn ihre Schwester bey mir für ihre Redlichkeit nicht Bürge geworden wäre. Ueber dieses, ist auch uns allen gleich viel daran gelegen. Wir müssen uns einander als gute Freunde helfen, um nicht auf andere Art, als wir verlangen, wider Willen verbunden zu werden. Bishero aber kan uns mein Bruder nichts darzu beytragen.

Gerhard.

Ich habe in der Welt schon ziemlich viel erfahren; Sie dagegen, wie Sie selbst gestehen, gar nichts:

nichts: ſo viele Uberlegung hätte ich aber hier vielleicht nicht gewieſen. Sie können wahrlich meine Lehrmeiſterin ſeyn: Ich will bey ihnen einen fleißigen Schüler abgeben.

Lucie.

Du ſageſt: Eraſte würde bald kommen?

Gerhard.

Ich verwundere mich, warum er nicht ſchon hier iſt.

Lucie.

Wenn dieſes iſt, gehe mit Jungfer Juthe in das andere Zimmer, damit du den annoch nöthigen Unterricht erlangeſt. Ich werde alhier verbleiben, damit Eraſte euch durch ſeine Ankunft nicht ſtöhren möge. Er iſt zwar mein Liebhaber: doch beſorge dich nicht, daß ich ihm deine Geheimniſſe anvertrauen werde. (Juthe und Gerhard gehen ab.)

Lucie.

Nichts freut mich mehr, als daß mein Bruder, der gebohrne Spötter unſers Geſchlechts, ſeine Dumheit gegen iene bekennen muß, die er ſelbſt für die Einfältigſte unter uns hielt. Er iſt vortreflich ausgezahlet worden. So lang das Spiel dauret, und man noch ſeiner nöthig hat, will ich nichts ſagen, um ihn nicht ungeduldig zu machen. Aber hernach ſoll er mir deſto mehr leiden. Es iſt doch gewiß wahr: wenn wir Mädchen wollen, können wir allen Männern zu rathen aufgeben.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Siebender Auftritt.

Lucie. Erich.

Erich.

Ach! Jungfer Lucie! Ich ſahe zuvor; daß Sie es mit mir gut meinen. Helfen Sie mir doch!

Lucie.

Sie sind vermuthlich bey unserer Base diese Zeit hindurch gewesen: was hat Sie Ihnen gesagt? Und wo haben Sie dieselbe gelassen?

Erich.

Ich habe sie nicht mehr gesuchet. Sie wissen ia: daß sie mich weggeschaft hat. Meine Gegenwart würde Sie noch mehr erzürnen. Darum will ich ihr ausweichen. Ich war auf der andern Seite bey unsern Eltern. Sie kam hinein, und ich machte mich davon.

Lucie.

Dieses hätten Sie nicht thun sollen. Sie müssen ihr vielmehr aufwarten, und sich ihr gefällig machen.

Erich.

Sie ist mir feind, und würde es mir dadurch noch mehr werden. Sie ist so haickel, man darf Sie weder anschauen, noch mit ihr sprechen.

Lucie.

Sie haben aber auch zu wenig Herz, und sagen ihr fast nichts. Sie zürnet nicht, daß sie ihr zu viel, wohl aber, daß Sie ihr zu wenig gesagt haben.

Erich.

Dieß kann ia nicht seyn. Dann Sie sahen ia selbst mit an, wie sie mir begegnete.

Lucie.

Ich sehe wohl: Sie kennen das Frauenzimmer noch sehr wenig. Keine ist, die sich nicht gern loben höre; noch weniger aber, welche verlange, nicht gesehen zu werden. Jeder gefällt es, wenn Sie eine Liebe in den Mannsbildern erwecken kan. Wir verbieten den Jünglingen, davon zu reden: doch wir grämen uns oft, wenn sie davon schweigen. Der

Zorn,

Zorn, den wir zeigen, iſt verſtellt: iener aber, welchen wir verbergen, iſt würklich. Ich wolte wetten, daß es meiner Baſe mehr ſchmerzet, als Ihnen ſelbſt, wenn Sie von ihr ablaſſen.

Erich.

Solches hätte ich mir nimmermehr eingebildet.

Lucie.

Lieben Sie dieſelbe aber auch würklich?

Erich.

Ich habe oft die Liebe nennen gehört. Was ſie aber ſey, weis ich nicht. Ich will Ihnen berichten, wie es mir iſt; villeicht werden Sie erkennen, ob ich liebe oder nicht. Ach! wenn ich nur im Stande wäre, es Ihnen recht zu erklären. Sie ſind ſchön. Jungfer Fritzchen iſt auch ſchön. Dieſes erkenne ich an beyden. Beyde gefallen mir auch. Aber dieſe möchte ich gern allzeit ſehen. Und wenn ich ſie nicht vor mir habe, wird es mir bange. Ihre Geſtalt fällt mir ein; ich gedenke auf ſie, und dieſes ergötzet mich wieder. Wenn ich mich bey ihr befinde, ſo wünſchte ich, ihr es zu erkennen zu geben. Ich fühle etwas, ich kann aber keine Worte finden. Gegen Sie, meine Jungfer, getraue ich mich alles vorzubringen, was mir einfällt: ich ſcheue mich nicht. Bey ihrer Baſe im Gegentheil fürchte ich allzeit, daß ich ſie nicht beleidige. Ich möchte gern meine Reden alſo einrichten, daß Sie wüßte, wie mir iſt; doch aber auch, daß es ihr nicht misfalle. So lang, als ich nicht das letztere weis, bin ich nicht vergnügt. Ja ich ängſtige mich noch dabey. Alles, was ſie mir dagegen antwortet, geht mir ganz beſonders zu Herzen. Ihr Zorn iſt mir ſchmerzlicher, als aller andern Menſchen.

Lucie.

Mein Herr Oldmann! Sie ſind verliebt, und zwar ſo heftig, daß Sie ſchwerlich darinnen ihres

gleichen haben werden. Nun müssen Sie es auch Ihrer Schönen auf eine ehrerbietige, doch freye, Art eröfnen, und nichts von allen dem zurücklassen, so zur Bekräftigung Ihrer Empfindung dienen kann.

Erich.

Ach das geht nicht an. Sie wird auffahren, und ich werde vieles von ihrer Gähheit zu ertragen haben.

Lucie.

Dieses wird sie freylich thun: aber Sie müssen darum nicht nachlassen.

Erich.

Wenn ich ihr aber nicht zuwider wäre, warum würde sie es thun?

Lucie.

Sie sind auch gar zu neu in der Welt. Würde es sich denn geziemen, daß sie sich Ihnen gleich auf dem ersten Antrag ergebe? Der Gebrauch ist so eingeführet: man mus etwas spröde thun, und es dem Liebhaber ein wenig sauer werden lassen. Sie selbst würden ihr es einmal verdenken, wo nicht gar entgelten lassen, wenn ihr Herz dem Ihrigen so geringen Widerstand gethan hätte.

Erich.

Nein. Ich würde ihr vielmehr dafür verbunden seyn, daß Sie mir so vielen Zweifel und Angst ersparet hätte.

Lucie.

Es kan seyn: aber andere denken doch nicht so. Sie urtheilen, daß dem Mädchen jeder recht gewesen.

Erich.

Wenn sie aber jeden also mit gleicher Härtigkeit abfertiget, und mich auch: wie soll ich mir eine bessere Hoffnung machen, als andere?

Lucie.

Lucie.

Wann aber mehrere Jünglinge, die es doch nicht ernſtlich meinen, ihr eben das, ia noch ein mehrers, von der Liebe vorſagen, als Sie; oder wenn auch Herr Oldmann ſelbſt gegen mehrere gleiche Erklärung machte, wie gegen Fritzchen: wie ſoll ſie nun gleich die Wahrheit, von dem Falſchen unterſcheiden?

Erich.

Dieß wäre wol boßhaft! Wer wird dergleichen thun? Ich bin nicht im Stande anders zu reden, als zu denken: ja ich wünſchte auch nur ſo vieles ſagen zu können, als ich denke.

Lucie.

Dieſes iſt gut. Doch hierinnen ſind Sie abermal allein. Die Jünglinge denken wol ſelten, was ſie reden. Da iſt nun kein anders Mittel, als die Beſtändigkeit, welche am ſicherſten überzeugen kan. So müſſen Sie in Ihren Aufwartungen und Erklärungen anhalten. Dadurch werden Sie erſt ſehen, ob dieſe Grauſamkeit verſtellet ſey, oder nicht? Oder ob Sie auch nicht zu überwinden ſey. Sieht ſie, daß Sie ſich durch nichts abſchrecken laſſen: ſo wird ſie Ihren Worten Gauben beymeſſen, und Ihnen bald gewogen werden.

Erich.

Wenn ich nur wüßte, daß ich etwas zu hoffen hätte! Vermeinen Sie alſo, daß ich ſie dadurch erzürne, wenn ich ihr ausweiche? Aber wenn ich ihr nachgehe, zürnet ſie auch. Was iſt denn zu thun?

Lucie.

Ueber Ihr Ausweichen wird ſie erzürnen; weil Sie ſelbige verlaſſen, oder weil Sie nicht bald genug zurück kehren.

Erich.

Sie kennen die Welt, ich nicht. Nun fällt

mir etwas ein, wodurch ich mit Gewißheit erfahren könnte, wie Sie gegen mich gesinnet sey. Sie hat mich weggeschaft: ich will demnach aus Gehorsam von ihr bleiben. Ja! wenn Sie es für gut befinden, will ich noch darzu um sie, meine Jungfer, mich aufhalten. Helfen Sie mir alsdann in Acht nehmen: ob es Jungfer Fritzchen verdrüßt, oder nicht. Denn Sie kennen die Leute auch besser, als ich. War es ihr Ernst, mich wegzuschaffen; so wird sie auch gleichgültig seyn, wo sie nicht dessen gar froh ist. Solte sie aber darüber ein Mißfallen blicken lassen, da ich ihr doch gehorsamet: so kan sie keine andere Ursach dazu haben, als iene, die meine Jungfer gesagt hat. Ich werde alsdann, ohne dergleichen zu thun, als ob wir es bemerket hätten, wiederum zu ihr zuruck kehren: Weiln ich nicht länger es über mein Herz bringen könnte, ohne ihr zu verbleiben.

Lucie.

Ich sehe: Ich habe warlich einen guten Schüler an ihnen gefunden. Es kommt iemand herein. Wir wollen in unser Zimmer hinüber gehen!

Achter Auftritt.

Fritzchen alleine.

Wir wollen in unser Zimmer hinüber gehen! sagt sie zu dem iungen Oldmann! da steckt etwas darunter verborgen. Wie sie doch falsch ist? Sie wollte mich also nur versuchen, ob ich ihr zuwider seyn würde. Indessen zieht sie ihn selbst an sich. Er ist iung, reich, wohlgestalt, und hat ein gutes aufrichtiges Gemüthe: diesen kan sie leichter betrügen, oder regieren, als Erasten. Mir ist zum Glück nicht

viel

viel daran gelegen. Ich liebe ihn nicht; ſonſt wolte ich ihr es bald verderben. Sie bekommt ihn doch nur, weil ich ihn nicht verlange. Denn warlich von ihren ſchönen Wangen hätte ich nichts zu befürchten. Ich bin nicht ſtoltz: aber ſoviel werth zu ſeyn, als Sie, kann ich mir wol allzeit einbilden! Ohne ihre prächtige Kleider, wem würde ſie gefallen? Darinnen kann es ihr ein armes Mädchen nicht nachthun. Die Reichen ſind ſo neidiſch, und verderben allen ihr Glück. Sie können es auch leicht thun! Die Alten gehen ohnedem nur auf das Geld; und die Jungen laſſen ſich endlich überreden. Es iſt doch ſchändlich. Sie bedürfen deſſen nicht, vergönnen aber gleichwol auch einer Armen nichts. Reich muß reich heirathen, auf daß Arme, arm verbleiben. Sie liebet ihn nicht, ſondern nur den Geldſack ſeines Vaters. Da wird ſie erſt Staat machen, und uns alle, in unſeren Lumpen dagegen, als ſchlechte Dirnen, über die Achſel anſchauen können! Zwar ſie lobte ihn auch gegen mich. Wie wäre es alſo, wenn er ihr gar gefiele? Es kann wohl ſeyn. Doch daran iſt mir nichts gelegen. Der unſchuldige Menſch entgehet dem Falſtrick nicht, von einem ſo verſchlagenen Mädchen verführt zu werden. Er iſt gefangen, ehe er es merket, daß man ihm nachſtellt. Ich bin ihr nicht entgegen, wenn es ſein Glück iſt. Er wird ſie aber alzuſpät kennen lernen, und ſeine Unbeſtändigkeit bedauren. Wegen meiner achte ich es nicht; ungeachtet es auch für mich ein Schimpf iſt. Aber arme Mädchen müſſem von ihren Freunden alles ertragen! Sie verkaufen uns doch ihre Wohlthaten ſehr theuer. Man ſetzt ſein Vergnügen dabey zu. Gegen Eraſten iſt es doch ſchändlich gehandelt! Dieſer hätte ein anders um ſie verdienet. Aber der junge Oldmann iſt der letzte, und reicher als jener! Die Eltern willigen auch ein. Wenn er es nicht zeitlich verſtöhret, verliehrt er ſeine Liebſte. Mich dauret er!

Neunter Auftritt.

Klitander. Eraste. Fritzchen.

Klitander.

Wie so allein, Jungfer Fritzchen? Ich hoffte, Sie in guter Gesellschaft zu finden.

Fritzchen.

Wer wolte bey mir bleiben? Jedes hat schon seine Gesellschaft. Lucie den iungen Oldmann, und dessen Schwester Herrn Gerharden. Für mich bleibt nichts übrig. Ich würde eine stumme Zuschauerin abgeben, und den andern beschwerlich fallen.

Eraste.

Wenn die Fremden also beschaffen sind, wie mir sie Gerhard beschrieben hat; so wird es eine angenehme Unterhaltung abgeben. Wenigstens werden dabey keine grossen Zärtlichkeiten vorgehen.

Fritzchen.

Wer weis? Ich will ihnen nicht gut dafür stehen.

Eraste.

Soll ich mich etwann um meine Lucie zu fürchten haben? Ich höre der iunge Herr ist sehr beredt, zärtlich, artig und lebhaft. Er dürfte mir sie wol gar entführen!

Fritzchen.

Es würde keines Entführens brauchen; denn die Eltern verlangen diese Verbindung selbst.

Klitander.

Siehest du wol? Sie kan dir leichtlich untreu werden.

Eraste.

Ach nein; von dem Gemüth meiner Geliebten bin ich zu sehr versichert. Ueber dieses ists auch noch

mein

mein Glück, daß mein Mitbuhler ſo ungeſchickt ſeyn ſoll.

Fritzchen.

Von Lucien will ich nichts ſagen; ſie iſt meine Baſe. Sie werden wiſſen, woher Sie ihrer Treue verſichert ſeyn. Mir würde es ſelbſt leid thun, wenn Sie auf dieſelbe einen Verdacht faßten. Erich aber, ungeachtet er ſich in der Kleidung, nach des Vaters Befehl, auf auſſerordentliche Weiſe tragen muß, iſt ſehr wohlgebildet. Er redet wenig vor den Leuten. Sonſt aber mag er ſchlau ſeyn. Dieſes weiß ich aber nicht gewiß; doch daß er ſehr verliebt ſey, und zärtlich thun könne, iſt gar kein Zweifel.

Eraſte.

Sie wollen mit mir ſcherzen! Klitander iſt ja in ihrem Lande geweſen. Er kennt vielleicht die Oldmanniſchen. Gleichwol glaube ich nicht, daß er ſie als ſo gefährliche Leute beſchreiben wird.

Klitander.

Den Sohn habe ich niemals geſehen; die Tochter auch nur kurze Zeit in Coppenhagen. Gekleidet war ſie gleichfals mehr, als altväteriſch. Sonſt aber iſt ſie ungemein ſchön, von ſtillem Weſen, und ſcheint recht viel Verſtand zu haben. Den Reichthum und alles übrige, habe ich vom Hören Sagen. Mehr weis ich nicht. Das beſte iſt: wir gehen zu ihnen hinein, und lernen aus eigener Erfahrung, wie ſie beſchaffen ſind, alsdann können wir mit mehrerem Rechte urtheilen.

Eraſte.

Kommen Sie mit uns, Jungfer Fritzchen! Die Gefahr in meiner Liebe macht mich furwitzig.

Fritzchen.

Ich habe in dem Hauſe noch etwas zu verrichten. (Eraſte und Klitander gehen ab.) Wenn ich

ietzo dahin gienge, würde ich mich gewiß nicht enthalten können, über die Untreue der falschen Lucie meinen Verdruß blicken zu lassen. Eraste wird wol das Seinige ohne mich thun. Solte es ihm aber ia mißlingen, so muß ich ihr doch den Erich aus den Händen spielen! Sie hat ihn mir nicht gegönnet; darum soll sie ihn auch nicht erlangen.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Klugsinn. Magnus.

Klugsinn.

Es ist mir leid, mein lieber Oldmann, daß Ihnen der Umgang meines Hauses mit Klitandern mißfällt. Ich wuste nicht, daß dergleichen iemals mit Euch beeden vorgegangen war. Doch versichere ich Sie, daß er Ihnen nichts in den Weg legen wird. Sie sahen ia selbst, daß Er, als Sie ihn wieder antrafen, nicht dergleichen that, als ob er Sie oder Ihre Tochter, iemals gekennt hätte. Er ist ein sehr vernünftiger Mann, sittsam und gelehrt. Die Aeltesten von der Regierung bedienen sich seines Raths, und seiner Person, in inn- und auswärtigen Geschäften. Es thut mir leid, daß Sie ihn nicht vertragen können, und daß Ihnen seine Gegenwart so sehr beschwerlich fällt. Ich stehe übrigens gut für ihn, daß er so bescheiden sey, und Ihnen diese Zeit über nicht viel unter die Augen kommen, und keinen Verdruß erregen wird.

Magnus.

Bisher, wie ich vernehme, sind ihre Kinder zwar noch gut: ich besorge aber, wenn dieser Mensch

mit

mit ihnen länger Umgang hätte; daß er ſie endlich in die allgemeine Verderbniß ziehen würde. Ich kann Ihnen auch nicht bergen, wie ſehr ich mich freue: daß Ihr Sohn ſich zu meiner Tochter, und meine hinwiederum zu den Ihrigen ſich hält. Der Himmel erfüllet meinen Wunſch durch ihre eigene Neigung. Ihre Frau hat mir von der Ihrigen auch ſchon durch ein Paar Worte, etwas zu verſtehen gegeben. Nun muß ich Ihnen es offenherzig bekennen: die Haubtursache meiner Durchreiſe war, mein Geſchlecht mit des ehrlichen Hardenbergs ſeinem zu verbinden. Ich habe die Kinder in der Unſchuld erzogen, und ſie von allen Gewohnheiten der verderbten Welt entfernet gehalten. Sie kennen nicht einmal die Nahmen der Laſter. Sie ſind alſo von aller Boßheit, Verſtellung und zweydeutiger Frömmigkeit derer, die annoch die beſten ſind, rein verblieben. Es müßte mich demnach ungemein ſchmerzen: wenn auch mein Geſchlecht, welches noch villeicht ſammt den Ihrigen, allein redlich iſt, meiner guten Erziehung ungeachtet, die Zahl der Laſterhaften vermehren ſollte. Ich hätte in der That kein Hauß für ſicherer gehalten, als dieſes. Den alten Hardenberg würde es noch unter der Erde ſchmerzen, wenn ſeine Kinder verdorben würden! Ich erinnere mich noch ganz wohl, wie der gute Alte ſich ſo ſehr, als ich immermehr, über die Welt ärgerte, ja mit ſeinen frommen Schmähungen mich ſelbſt übertraf! Wenn wir manchmal allein des Abends beyſammen waren, hätten Sie gewiß eine Freude haben ſollen, uns zuzuhören. Er fand in dieſer That ein Laſter, ich in iener Handlung noch ein gröſſeres. Wir erkannten die Boßheit der ganzen Welt. Wir eiferten für die Tugend, und erzürneten uns um die Wette. Nichts blieb frey, auch nicht einmal die Prediger. Wir traueten auch ſolchen nicht mehr. Wir warneten einander vor den Neuigkeiten, die wir in

ihrer Lehre fanden, und hiesen sie in unserer aufrichtigen alten Sprache, kurz und lang, wie es uns einfiel.

Klugsinn.

Ich bin Ihnen für die gute Meynung verbunden, welche Sie von unserm Hause haben. Wenn es der Himmel also beschlossen hat und alle damit vergnügt sind, so bin ich auch zufrieden.

Zweyter Auftritt.

Magdelone, und die Vorigen.

Magnus.

Mit Erlaubniß! Wo sind Sie so lang gewesen?

Magdelone.

Ich war bey unsern Kindern. Ich traf Erasten, und Klitandern alldort an. Sie sangen eben alle einige neue sittliche Lieder.

Magnus.

(auf die Seite.) Dieß gefällt mir wohl. (laut.) Deutsche?

Magdelone.

Meine Kinder können keine andere Sprache! Hernach giengen diese zween weg.

Klugsinn.

Und wo hast du unsere Jugend gelassen?

Magdelone.

Erich sitzt bey meiner Tochter, und Gerhard bey seiner Juthe. Dieses ist fürwahr eine Schickung des Himmels. Andere Eltern müssen ihre Kinder zu dieser oder jener Wahl zwingen; und sie erleben darüber viele Verdrüßlichkeiten. Die Unserigen dagegen verfallen durch ihre gute Erziehung selbst auf

unsere

unſere Gedanken. Dieſes iſt gewiß ein auſſerordentliches Glück!

Klugſinn.

(auf der Seite.) Dieſe Fügung ſolte mich wundern!

Magdelone.

Was mich darinnen beſtättiget, iſt, daß mir vergangene Nacht träumte, als hätte ich in meinem Hauſe einige Brautleute geſehen. Dieſe können wol keine andern ſeyn, als meine Kinder. Den Tag darauf kam unvermuthet Herr Magnus, und bringt die ſeinigen mit. Wir beyde verfallen auf einerley Gedanken. Sie verliebten ſich, wie ich merke, in einander, und nun fällt mir dieſer Traum wieder ein. Wie ſich alles ſo wunderbarlich zuträgt!

Klugſinn.

Träume müſſen Träume bleiben!

Magdelone.

Ich glaube ſonſt an keine Träume. Wenn ſie aber ſchon wahr geworden, kan man hernach wohl glauben, daß ſie eingetroffen haben.

Magnus.

Aber, ob meine Juthe nicht zu iung iſt?

Klugſinn.

Wie alt iſt ſie denn?

Magnus.

Sie wird itzo ſiebzehn Jahre werden.

Klugſinn.

Meine Frau wird auch, als ſie das erſtemal geheirathet, nicht viel älter geweſen ſeyn: denn ſie hat, wie ſie mir erzehlet, biß acht Jahre keine Kinder aufgebracht. Gerhard iſt nun fünf und zwanzig, und ſie hat gleichwol nicht mehr, als vier und funfzig Jahre.

Magdelone.

Warum nicht achtzig? Was fällt dir ein? Woher

her soll mein Sohn fünf und zwanzig haben? Kaum achtzehn ist er alt. Freylich hatte ich acht Jahre keine Kinder. Denn ich ward mit neun Jahren von meinen Eltern verlobt, und habe acht Jahre hernach erst geheirathet. So habe ich es verstanden.

Klugsinn.

Ja, ja: du bist noch jung. Wilst du es haben, so sage ich: du bist izo noch nicht vierzehen Jahr alt?

Magdelone.

Dieses verlange ich nicht. Dennoch bin ich näher dabey, als bey vier und funfzigen.

Klugsinn.

(Lacht.) Mein lieber Oldmann, verwundern sie sich nicht, wie jung meine Frau geworden ist! Als Sie selbige vor diesem gesehen, hätten Sie Ihnen solches eingebildet? Ein Stillstand gienge noch an; aber zurück gehen, ist noch künstlicher.

Magdelone.

Bist du nicht ein unverschämter Mann? Daß du deine Frau in Gegenwart anderer zu Schanden macheſt? Sagen Sie aber, Herr Oldmann, wie alt war ich damals?

Magnus.

Dieses weis ich nicht; aber Sie sahen mir bereits damals aus, als ob Sie so viele Jahre zählten, als ietzo.

Magdelone.

Dieses sagt mir auch iedermann. Ich habe mich seit meinem Zwanzigsten nicht sonderlich verändert. Schön war ich zwar niemals. Dieses begehre ich eben nicht zu behaubten: denn dazu gehöret gar viel. Wenige sind es, und über ein Paar Jahre, verbleiben sie es nicht; hernach aber werden sie weit häßlicher. Aber die mittelmäßigen Gestalten erhal-

ten

ten ſich mehrentheils. Ich kan GOtt für die Meinige danken, und allerdings damit zufrieden ſeyn.

Klugſinn.

Wie lange iſt es, daß Sie meine Frau geſehen haben?

Magdelone.

Was gehet es dich an?

Klugſinn.

Nichts, aber doch, weil wir eben darauf verfallen, und - -

Magdelone.

Ach ſagen Sie es ihm nicht! Er ſoll es nicht wiſſen!

Magnus.

Es iſt ia kein Geheimniß. Zehn Jahre ſeit Altona. Da hielt ich Sie dem Anſehen nach, wenigſtens für funfzig.

Klugſinn.

Lacht.

Magdelone.

Sie mögen mich anſehen, für wie viel Sie wollen; es iſt mir wenig daran gelegen. Ich habe nicht verlangt, Ihnen zu gefallen: verſtehen Sie mich? Zehn Jahre ſind es? Wie können Sie dieſes ſagen? Nicht fünfe. Es war kurz vor meines Mannes Tode.

Magnus.

Wir hatten von Jahr zu Jahr einige Sachen, die Handelſchaft betreffend, mit einander zu berechnen. Ich habe alles genau aufgeſchrieben. Herr Klugſinn wird es auch in ſeinen Büchern finden. Es kan gleich nachgeſchlagen werden.

Magdelone.

Was gehen mich eure Bücher an? Wer weiß, was ihr hineinſchreibet? Ihr ſeyd wahrlich boßhafte Leute!

Leute! Man könnte sich darüber zu tod ärgern. Aber wer wird euren Mährchen glauben? Jeder Vernünftiger muß doch sehen und erkennen, wie alt man beyläufig ist, und zumal an mir!

Klugsinn.

(Lacht.) Darinnen hat sie recht.

Magnus.

Vergeben Sie mir, Ich dachte niemals, daß Sie so wunderlich wären. Ihrem ersten Mann hielt ich es für übel; daß er Ihnen einsmals wegen eines Widerspruchs zu Altona in meiner Gegenwart eine Ohrfeige gab. Itzo sehe ich aber, der alte Hardenberg hat Sie gekennet. Er wußte, daß Sie nicht anders zu zähmen sind. Ich bedaure ihren ietzigen; der was rechtes wird haben ausstehen müssen, bis er Ihren seltsamen Kopf kennen gelernet.

Magdelone.

Was? Sie kommen nur, um Eheleute, die einander lieben, an einander zu hetzen? Sie sind ein boßhafter Mann! Daß mich Hardenberg einsmals geschlagen; das ist wahr. Es that mir weh genug, daß der Kerl ein Narr war, der Niemanden Ruhe geben konnte, der allzeit unrecht hatte, und alles mit Hartnäckigkeit behaubten wollte.

Magnus.

Wie sagen Sie? Ich hetze Sie auf? Ich! der selbst die Einigkeit über alles liebet, und mit meiner Gemahlin in stetem Frieden gelebet habe.

Magdelone.

Einigkeit! Eine schöne Einigkeit! Ihre gute Frau hätte nicht müssen so viele tausend Prügel bekommen, als sie ihr, während ihres so glücklichen Ehestandes, geschenket haben; davon Sie die blauen Merkmahle noch mit sich in das Grab genommen hat.

Magnus.

Wer hat Ihnen dieß gesaget?

Magdelone.

Magdelone.

Ich bin es nicht ſchuldig anzuzeigen. Gnug, daß ich es damals ſchon wußte.

Klugſinn.

Auf welche Geſpräche kommet ihr beyde? Sie dienen nichts zur Sache; ia ſie geziemen ſich nicht. Laſſet alles dieſes bey Seite. Wir wollen von etwas anders reden.

Magdelone.

Aber was geht ihm meine Ohrfeige an? Warum erzehlet er dir davon?

Klugſinn.

Ich bekümmere mich darum nicht; denn ich verlange dir keine zu geben.

Magdelone.

Doch ſoll er mich auch nicht achtzig Jahre alt ausſchreyen.

Magnus.

Dieß habe ich nicht geſagt. Wieviel aber noch daran mangle, kann ich nicht wiſſen.

Klugſinn.

Du ſieheſt: es war ia nicht ſein Ernſt, daß du ſo alt ſeyſt. Er hat es nur im Scherze vorgebracht. Es ſieht manche mit dreyſig Jahren ſchon ſo übel aus, als du. Und zu vierzehn Jahren biſt du doch zu alt. Für ſo iung kanſt du dich nicht ausgeben!

Magdelone.

Dieſes habe ich auch nicht begehrt. Aber dreyſig, dreyſig, dieſes iſt die rechte Maſſe!

Klugſinn.

Bey dreyſig wilſt du alſo verbleiben. Gut, daß wir es nur wiſſen. Ich will dich nicht älter nennen. Herr Magnus wird mir dieſes auch verſprechen.

Magnus.

Daß mir aber die Frau vorwirft: als ob ich nicht in der besten Einigkeit mit meinem Weibe gelebet hätte, das muß mich gleichwol schmerzen.

Klugsinn.

Etwas Zanken schadet der Ruhe nicht viel, wenn man nur nicht schimpft. Wenn man sich wiederum versöhnet; so wird die Liebe nur dadurch mehr angefeuert. Eine kleine Zwistigkeit giebt der Einigkeit nur einen angenehmern Werth. Sonst würde das menschliche Leben allzu einförmig und abgeschmackt werden müssen.

Magnus.

Das ist wahr: Sie haben wol recht. Ich vergliche mich mit meiner Frauen alsogleich wieder; und wir lebten wie die Kinder.

Magdelone.

Ach ia! Ich, und mein Hardenberg, wir liebten uns auch sehr zärtlich. Wenn man auch zehnmal des Tages, sich mit dem Manne zu zerkriegen scheint; so hat es doch nichts zu sagen. Wenn man nur wieder gut wird!

Klugsinn.

Also sehet! Ihr habt beyde einig gelebt.

Magdelone.

Dieses will ich dem Herrn Oldmann auf solche Art auch glauben.

Klugsinn.

Und er dir gleichfals dein Alter. Er wird dir nicht mehr nachzurechnen verlangen.

Magnus.

Vergeben Sie mir! Ich hätte nicht gedacht, daß Sie es verdrüssen solte.

Magdelone.

Sie haben sich nur geirret, und es nicht übel gemey-

gemeynet. Ich aber war etwas zu gähe. Ich bitte um Vergebung.

Magnus.

Ganz gerne. Denn ich ſehe: Sie haben fürwahr ein gutes Gemüthe.

Magdelone.

Dieſes erkannte auch mein erſter Mann allzeit an mir.

Klugſinn.

Und davon kann ich auch einen Zeugen abgeben. Es freuet mich, daß ihr Euch wiederum verſöhnet habt. Es iſt auch billig. Gute Freunde müſſen von einander nicht alles gleich ſo übel aufnehmen.

Dritter Auftritt.

Fritzchen, und die Vorigen.

Klugſinn.

Wie geheſt du ſo alleine herum? Du ſieheſt mir ganz traurig aus! Ich dächte, du könnteſt wol der jungen Oldmännin auch Geſellſchaft leiſten?

Fritzchen.

Ich habe immer in der Wirthſchaft genug zu thun. Wenn aber dieſes auch nicht wäre; bedürfen die zwo Jungfern gleichwol meiner nicht. Was ſollte ich dabey machen? Jede ſitzt mit dem Ihrigen in einem Winkel. Kömme ich auch zu ihnen hinein; ſo reden ſie ſtill mit einander. Ich kann ihre Unterredung nicht vermehren.

Magnus.

Dem Himmel ſey Dank! welch wunderbahre Fügung! Die Vorſehung giebt dennoch den guten Seelen dieſe Belohnung noch auf der Welt, daß ihre Wünſche an den Kindern erfüllet werden.

Klugsinn.

(Auf die Seite.) Ich glaube nichts davon.

Magdelone.

Ich kan sagen: Ich habe eine rechte kindische Freude hierüber. Es ist dennoch nichts, was Eltern mehr erfreuen kan, als das Glück ihrer Kinder!

Fritzchen.

Ich gönne ihnen wol von Herzen alles gute; wenn nur eine allzu gähe Liebe allzeit wohl geriethe und länger dauerte.

Magdelone.

Was willst du sagen? Meine Kinder sind nicht so unvernünftig erzogen. Herrn Magnus seine auch nicht. Was glaubest du von ihnen?

Fritzchen.

Ich glaube alles gute, und hoffe es auch. Ich meyne aber nur, daß man es auch oft gehoffet, der Ausschlag aber es anders gewiesen hatte.

Magnus.

Hier kan es nicht anders ausschlagen. Sie sind, als ob sie für einander geschaffen wären.

Fritzchen.

Dieses ist wahr: denn sie sind alle reich.

Magnus.

Und auch gleichen Alters.

Fritzchen.

Ich bin zu iung, hievon viel zu verstehen.

Magnus.

Sorgen Sie sich nicht. Ihr Antheil muß Ihnen werden; er kan Ihnen nicht entgehen. Ich halte hierinnen sehr vieles auf die Vorsehung, absonderlich bey frommen Seelen. Ich habe das Beyspiel an mir selbst. Wer hätte glauben sollen, daß zwey Leute aus so entfernten Landen, wie ich und meine

meine Frau waren, ein Paar werden ſollten? Aber es ſchickte ſich unvermuthet, und gerieth gut.

Fritzchen.

Frau Baſe! vergeben Sie mir. Ich habe Ihnen etwas, die Wirthſchaft betreffendes, zu ſagen.

Magnus.

Es kömmt die Stunde, da ich gewohnet bin, ein Pfeifchen zu ſchmauchen. Ich werde bald wiederum bey euch ſeyn.

* *

Vierter Auftritt.

Klugſinn alleine.

Ich denke hin und her, aber der Handel gefällt mir allzeit weniger. Ich mag ihnen nicht gleich widerſprechen. Denn ſie haben ſich dieſe Heirathen allzu tief in die Köpfe geſetzet; und es ſind einmal ihre Kinder, nicht meine. Ich kenne aber unſern Gerhard und Lucien allzuwohl. Mir ſcheinet es nicht möglich. Er iſt der heiklichſte Kerl, der nur ſeyn kan. Er wird nicht leichtlich eine finden, die ihm recht iſt. Seine Schweſter kann auch ihrer Neigung nach unmöglich auf den iungen dummen Erich gedenken. Mir iſt nur leid: daß wenn nichts daraus wird; es gewiß eine unverſöhnliche Feindſchaft abſetzet. Doch unſere iungen Leute ſcherzen, und denken nicht weiter: aber hier ſehe ich meinen Stiefſohn. Es iſt mir eben lieb. Gerhard, komme her!

Fünfter Auftritt.

Gerhard. Klugſinn.

Gerhard.

Was befehlen Sie, Herr Papa?

Klugsinn.

Wo geheſt du hin?

Gerhard.

Ich gieng Eraſten nach, dem ich noch ein Paar Worte zu ſagen hatte: iezt aber kehre ich wieder zu den Oldmänniſchen, um ſie zu unterhalten.

Klugsinn.

Dieß wäre wol gut. Aber du biſt ein loſer Vogel! Ich kenne dich, und du haſt wol auch deine Urſachen darunter. Du biſt für die Mädchen gewiß ſehr gefährlich.

Gerhard.

Warum, Papa? Was meinen Sie? Ich bin iung; aber ehrlichen Gemüths. Verführen werde ich keine, wenn ſie es nicht ſelbſt thun.

Klugsinn.

Da haben wirs. Dies iſt die Sprache aller einbilderiſchen Stutzer; welche, nachdeme ſie ſich alle Mühe gegeben, um einem Mädchen thörichte Gedanken beyzubringen, ſich dennoch entſchuldigen. Alsdann treibet ihr noch die ſchändlichſten Scherze über ſie, und bringet die guten Jungfern in üblen Ruf. In ſo weit habt ihr Recht, ſie Närrinnen zu heiſſen; daß ſie jungen Burſchen, geſetzt wie du biſt, ein Wort iemalen gelaubet haben: ſie ſolten vielmehr gleich aus euren Geberden, und der flüchtigen Redens-Art, euren Leichtſinn und Boßheit abnehmen. Aber eine ſolche verdient doch alles Mitleiden. Euch allein ſollte man beſtraffen. Sie iſt unſchuldig: Ihr allein dagegen ſeyd in allem Betrug ſchon geübet. Euer Abſehen iſt niemals gut, wie ihr ſelbſt. Sie aber hoffen ihre Verſorgung zu finden, und waren nur allzu ehrlich.

Gerhard.

Ich bin gänzlich hierinnen von des Herrn Vaters

ters Meynung. Ich lache und ſcherze zwar ſelbſt gerne über dergleichen Hiſtörchen: doch ich verlange keiner etwas in den Kopf zu ſetzen, das ſie nicht ſchon hatte. Sonſt bin ich etwas frey im Reden, aber nicht im Thun; auch dieſes niemals anderſt, als um die Geſellſchaft zu erluſtigen. Weil mir aber der Herr Vater anietzo über den Leichtſinn prediget, ſo ſollte ich faſt vermuthen, Sie hätten etwann im Sinne, mich irgends zu verheirathen? Doch meine Zeit iſt noch nicht gekommen. Ich verſichere Ihnen, ich bin für einen Ehemann noch nicht reif genug. Ich ſollte einem Weibe auf dem Halſe ſitzen? Einige Täge gienge es noch an, oder ſo lang, bis ich ſie hätte. Aber nach dieſem entweder einen Wächter abgeben, oder bewachet werden, wäre kein Handwerk für mich. Nimm ich eine Alte, ſo lacht man mich aus. Mit einer Jungen komme ich in die groſſe Brüderſchaft; und ich kan mich darüber auch nicht beklagen: denn ich verdiene dieſe Wiedervergeltung. Liebe ich ſie nicht, ſo wird ein wunderlicher Eheſtand herauskommen: liebe ich ſie auch anfänglich, wie lange wird es währen? Wenn ſie allezeit wiederum jung würde, oder ein neues Geſicht bekäme, ſo lieſſe ſich noch etwas hoffen; denn ich könnte vom Neuen verliebt werden: aber einige Jahre hindurch immer einerley vor ſich zu ſehen, muß abgeſchmackt werden!

Klugſinn.

Wenn du weiſt, daß du ein ſolcher Narr biſt, ſo thuſt du ſehr wohl, wenn du nicht heirathеſt. Du muſt aber auch keiner eine leere Hofnung dazu machen. Wenn du älter wirſt, ſo kommt die Erkenntniß von ſelbſten. Vernünftige Leute verlangen in dem Eheſtand mehr eine zärtliche und daurhafte Freundſchaft, als ein auſſerordentliches Liebesfeuer.

Gerhard.

Von der Freundſchaft halte ich auch viel: aber

ich glaube, um sie dauerhafter zu machen, mus man seine Freundin nicht heirathen.

Klugsinn.

Dawider will ich eben nicht viel einwenden. Es verlanget dich auch niemand zu zwingen. Was ist aber also dein Absehen mit unserer fremden Jungfer?

Gerhard.

Mit wem? mit Juthe? Warum fragen Sie mich, Papa?

Klugsinn.

Gestehe mir aufrichtig: ob du in sie verliebt bist? Wenn dein Absehen ehrlich ist, so werde ich dir es nicht verwehren.

Gerhard.

Herr Vater! Sie werden hier weder etwas zu verwehren, noch zu erlauben finden. Juthe ist allzu vernünftig; und ich bin allzu sehr ihr guter Freund. Sie würde sich auch nicht betrügen lassen. Da ist keinerseits etwas zu befürchten. Unser Umgang ist ganz unschuldig. Keines ist in das andere verliebt; wir werden auch einander niemals heirathen. Ich bin nicht gescheid, und sie nicht närrisch genug hierzu.

Klugsinn.

Und wie steht Erich mit Lucien?

Gerhard.

Erich brauchet Aufmunterung und Umgang: darum ist es sehr gut für ihn, daß er unter uns ist.

Klugsinn.

Ja! auf daß ihr etwas zu spotten habet.

Gerhard.

Anfänglich wol, itzt aber nicht mehr. Wir sind seiner bereits gewohnt. Ich habe Mitleiden mit ihm: es ist nicht seine Schuld. Er ist auch nicht so gar dumm, als er scheint; sonst aber ein recht guter aufrichtiger Mensch.

Klug-

Digitized by Google

Klugſinn.

Dieſes iſt mir alles ſehr lieb zu hören. Holdmann und meine Frau dagegen bilden ſich eure Heirath ſchon ſoviel, als geſchloſſen ein.

Gerhard.

Dafür kan ich in der That nichts; aber ſie werden endlich von ſelbſten ſehen, daß nichts daraus werden kan. Derowegen kan man ja doch gut Freund bleiben.

Klugſinn.

Ich muß trachten, deiner Mutter es nach und nach aus dem Kopfe zu bringen.

Gerhard.

Ich bitte, Herr Vater, thun Sie wenigſtens nicht, als ob es von mir käme. Sonſt würden ſie mir ein übles Spiel zurichten.

Klugſinn.

Nein! Ich werde ihr nur vorſtellen: daß ich die Verbindung zwiſchen Leuten von ſo verſchiedener Erziehung nicht für thunlich halte. Doch muß ich es allzeit klug anſtellen: denn der alte Magnus iſt in ſeiner Einbildung noch hartnäckiger. Ich muß demnach wohl acht haben, daß es mit ſelbigem keinen Verdruß abſetze; welches mir doch in der That nicht lieb wäre.

Sechſter Auftritt.

Gerhard. Fritzchen.

Gerhard.

Sie werden täglich ſtolzer, ſchönes Fritzchen!

Fritzchen.

Ich wüßte nicht, woher ich die Urſache dazu neh-

nehmen solte. Ich bin ein armes Mädchen, ich kenne mich allzuwohl!

Gerhard.

So weit kenne ich Sie nicht. Ich zehle nicht das Vermögen; aber ich sehe ein iung und schönes Gesicht, einen Witz voll Lebhaftigkeit, und eine Art, die etwas Bezauberndes an sich hat. Ihr Spiegel wird Ihnen wol das nehmliche bekräftigen. Er wird schwerlich so unhöflich seyn, Sie eines anderen zu überreden.

Fritzchen.

Im Ernst sagen es die iungen Leute ietziger Zeit nur denen, von welchen sie einen Vortheil zu hoffen haben: denn für die anderen haben sie keine Augen, noch Zeit, sie zu betrachten.

Gerhard.

Was wahr ist, sagt man allzeit im Ernst, etwas mehr, oder weniger. Doch ich bin, wenn mich die Sittsamkeit ankömmt, so haicklich, einem Frauenzimmer die Wahrheit zu sagen, daß ich mich oft selbst darüber schäme. Sehen sie, ich bin aufrichtiger, als Sie! Sie glaubten, daß sie schön sind, noch ehe ich es Ihnen gesaget habe; und Sie gestehen doch nicht, daß sie es selbst glauben.

Fritzchen.

Sagen Sie mir dagegen: wie oft Sie ihre Lobsprüche und Schmeicheleyen des Tages hindurch widerhohlen?

Gerhard.

So oft ich ein Mädchen sehe, welches so viel verdienet, gelobt zu werden, als Sie. Soll ich etwann sagen: niemals? Dieses brächte mir Schimpf: man würde denken, ich wüste nicht zu leben. Solte ich aber dagegen antworten: Ihre Augen allein, und keine andere in der Welt könnten solches verdienen; so müste ich Sie eines sehr neidischen Gemüths zu

seyn.

ſeyn glauben. Auf dergleichen Art will ich ſie nicht beleidigen. Ich werde Ihnen vielmehr die Erklärung machen: alle die ſchön ſind, gefallen mir, und Fritzchen auch. Betrachten Sie ſich alsdann in ihrem Spiegel: Sie werden ſelbſt bald ausmachen, die wievielſte ſie ſind. Ja ich zweifle nicht, Sie werden mir bald recht geben, und nahe die erſte ſeyn.

Fritzchen.

Sie mögen nun ſcherzen, oder im Ernſte reden, ſo werde ich es ihrer Juthe berichten. Sie wird ſo wenig ein Belieben daran tragen, wenn Sie ſo leichtſinnig ſprechen, als ich. Kan ſie es aber dulden, ſo wünſche ich ihr Glück dazu: ich beneide ſie keinesweges.

Gerhard.

Juthe iſt zu vernünftig, ſowol zu einem, als dem andern.

Fritzchen.

Nun ſehe ich ſie wahrlich das erſtemahl verliebt! Ich erfreue mich auch über die Vernunft ihrer Juthe. Ha Ha! Ihre Schweſter wird wol ſolche gleichfals an Erichen zu rühmen finden?

Gerhard.

Dieſes weis ich nicht. Ich habe den jungen Oldmann nicht zu unterſuchen!

Fritzchen.

Aber was ſagt Eraſte dazu? kan er es ſo geduldig anſehen? und ſchämt ſich ihre Schweſter nicht vor ihm?

Gerhard.

Warum? Ich verſtehe Sie nicht.

Fritzchen.

Soll ſich ein Mädchen der Untreue nicht ſchämen? Und iſt ein Jüngling verbunden ſie zu dulten?

Gerhard.

Meine Schweſter? Was meinen Sie darunter?

Was

Was geht es Erasten an? Er ist viel zu vernünftig, als daß er nicht einsehen sollte, daß es ihm nicht gebühre, sich in anderer Häuser Geschäfte zu mengen. Und wenn Sie einander so gar heirathen wolten, davon ich doch nichts weiß; was könnte er einwenden? Hat er Sie zuvor geliebet, so mus er doch wol von ihr abstehen. Will sie nach dem Ehstand, mit dem ersten Liebhaber ein neues geheimes Verständniß aufrichten; das ich doch nicht verhoffe: so würde sie fehlen, doch nichts mehrers begehren, als ihr alle zu thun pfleget. Dieses ist mir auch nichts neues! Aber ich wette, daß weder Erich noch meine Schwester bishero daran gedacht haben. Zwar könnte es seyn, ohne daß man mir etwas davon eröfnet. Mich bekümmert es auch sehr wenig. Ob endlich dieser, oder iener mein Schwager werde, ist mir ganz gleichgültig. Sie kan hierinnen machen, was sie will. Niemand wird es ihr verwehren!

Fritzchen.

Da haben Sie recht: reichen Leuten bringet nichts Schande; sie dörfen thun, was sie wollen! Unser einer aber, würde etwas solches nicht wagen dürfen.

Siebender Auftritt.

Erich, und die vorigen.

Fritzchen.

(Auf die Seite.) Der Bruder hält auch schon mit. Es ist nur allzugewiß!

Erich.

Vergeben sie mir, Jungfer Fritzchen! Ich wußte nicht, daß sie hier sind. Ich wolte nur ein Paar Worte mit Gerharden sprechen.

Fritzchen.

Digitized by Google

Fritzchen.

Was vergeben? Sie beleidigen mich nicht! Ich werde Ihnen gleich Platz machen!

Erich.

Verbleiben Sie immer! Denn ſobald ich weiß, daß ich Sie mit meiner Gegenwart vertreibe; werde ich mich mit meinem Willen, an keinem Orte einfinden, wo ich ſie antreffen könnte.

Fritzchen.

Das iſt eine ſonderliche Art von Höflichkeit! Ich denke, man hat wol niemals einem Mädchen dergleichen in das Geſicht geſaget.

Gerhard.

Ich weiß ſchon, Erich, was du mir zu berichten hatteſt. Ich gehe indeſſen zu meiner Schweſter hinüber, und werde dort deiner warten. (Er gehet ab.)

Erich.

Sie weichen mir ia beſtändig aus: meine Gegenwart folglich beleidiget ſie. So viel habe ich auch gehört, daß ein Jüngling dem Frauenzimmer nichts zuwider thun dürfe, vielmehr ihnen zu gehorſamen ſchuldig ſey. (Er will fortgehen.)

Fritzchen.

Wo gehen ſie hin? Unfehlbar zu der ſchönen Lucie. Die Gegenwart eines Mannsbilds wird ſelbige ohne Zweifel nicht beleidigen.

Erich.

Ich glaube auch nicht. Wenigſtens hat ſie mir ſolches niemals geſagt; noch iſt ſie vor mir geflohen.

Fritzchen.

Ein anders iſt die Gegenwart: dieſe beleidiget niemand. Man muß ſie von jedem dulten. Sie müſſen endlich denken, daß ich verſtehe, wie man in der Welt leben ſoll. Aber das beſtändige Nachren-

nen

nen konnte ich nicht leiden. Dawider habe ich nur damals geredet. Es bringt ein Mädchen ohne Ursach in den Ruf. Schont Lucie ihren guten Nahmen weniger, so ist es mir gleichgültig. Mich schmerzt es nur alsdann, daß sie meine Base ist. Sie ist zwar reich, und sie darf daher nach der ganzen Welt nichts fragen. Ein Mädchen aber, wie ich, hat dagegen nichts als ihre Ehre und den guten Nahmen. Niemand darf es mir also übel nehmen, wenn ich mich aus dieser Ursache hierinnen in etwas unterscheide.

Erich.

Sie haben ganz recht. Ich weiß auch nichts dagegen einzuwenden: ich werde also gleich hinüber gehen.

Fritzchen.

Sie haben allhier keine bleibende Stelle. Erlauben Sie mir die Freude, Sie hinüber zu begleiten, und Ihre Sehnsucht stillen zu helfen.

Erich.

Wohin meinen Sie?

Fritzchen.

Sie stellen ihre Sache nicht so geheim an, daß man ihre Liebe nicht bemerken solte. Wenn sie es aber also schaffen; so will ich auch nicht dergleichen thun, und sagen, sie gehen zu ihrer Schwester.

Erich.

Ich werde zwar hinkommen. Anietzo aber gehe ich zu niemanden, als zu meinem Vater.

Fritzchen.

(Auf die Seite.) Ist es schon soweit gekommen? (laut.) Ich will es Ihnen glauben! Machen Sie dort ihre Sachen gut. Ihr Glück kan ihnen nicht fehlen!

Erich.

Ach ich wünsche es! (gehet ab.) Frit-

Fritzchen.

Nun iſt faſt kein Mittel mehr dawider, der Handel kommt zu ſeiner Richtigkeit. Wenn ich nur vorher die Gelegenheit hätte, mit ſeinem Vater allein zu ſprechen; damit der gute Alte ſammt dem Sohn nicht betrogen würden. Alle beyde kennen die Schlauigkeit dieſes Hauſes nicht. Sie denken: wer weis was ſie für gute fromme Kinder hier angetroffen haben! Aber! wie leicht iſt es der Welt, den Leichtſinn und Stolz einige Täge zu verbergen; wenn ſie ſich daraus gröſſern Nutzen verſprechen kann!

Achter Auftritt.

Juthe. Lucie. Fritzchen. Gerhard.

Juthe.

Wiſſen Sie nicht, wo mein Bruder iſt?

Fritzchen.

Nein: ich dächte, er ſolte hier ſeyn!

Gerhard.

Ich habe ihn bey unſerer Baſe gelaſſen.

Lucie.

Dort wird er nicht lang verblieben ſeyn. Denn dieſe zwey können nicht ein Wort, ohne zu zanken, miteinander ſprechen.

Juthe.

Dies iſt mir ſehr leid zu vernehmen. Ich wolte nicht gern, daß mein Bruder iemanden, vielweniger aber Ihnen, einen Unwillen verurſachte.

Fritzchen.

Jungfer Juthe, glauben Sie es der Lucie nicht, Sie ſcherzet; oder mag ſonſten auch ihre Urſachen dabey haben. Ich verſichere Ihnen das Gegentheil.

Ich

Ich trage nicht den geringsten Wiederwillen gegen Ihn. Er hat mich auch niemals beleidiget; und ich hoffe, er werde dieses gleichfalls von mir sagen können.

Lucie.

Jungfer Fritzchen gesteht es nicht: denn Sie hat zuviele Lebensart. Sie will auch in deiner Gegenwart nicht unhöflich seyn. Sie hat aber recht; und ich weis es doch besser.

Juthe.

Dieses ist wol möglich. Wir sind in den Regeln des Umgangs gar nicht unterrichtet. Wir bedürfen es zwar nicht zu sagen: denn sie sehen es selbst besser, als wir. Mein Bruder kan also wol einen, auch mehrere Fehler begangen haben. Ich bitte Sie derohalben statt seiner um Vergebung. Wenigstens hat er es gewißlich nicht übel gemeinet. Ich will ihn aber warnen; daß er, um Sie nicht von Neuen zu beleidigen, alle Gelegenheit vermeide, ja ihrer Gegenwart selbst ausweiche.

Fritzchen.

Er thut es ohnehin: aber daran ist niemand Schuld, als meine Base. Er hat zwar recht: Jedermann hat seine Gesichter, die er nicht vertragen kan. Daß meines hierunter begriffen sey, will ich ihme gerne glauben. Doch ich kan ja nicht dafür.

Juthe.

Nun verstehe ich es: mein Bruder wird vielleicht Ihnen auf solche Art zuwider seyn; und Sie wollen es nur aus Höflichkeit nicht melden? Es ist aber auch wahr: ich erkenne es selbst. Er hat etwas sehr unangenehmes an sich. Ich zwar, als seine Schwester, bin dessen schon gewohnet.

Fritzchen.

Dir, Lucie, schien er wol nicht also?

Lucie.

Lucie.

Ich habe allzeit, und auch dir es geſaget; daß ich an ſeiner Geſtalt nichts auszuſetzen weis. Doch ieder Sinn hat auch hierüber ſeine beſondere Empfindung.

Fritzchen.

Glücklich iſt dahero eine Perſon, die mehreren gefällt; welche alsdann ſich verändern darf, um den erſten, oder den letztern zu wählen.

Gerhard.

Heute iſt unſere Baſe mit Sittenlehren geſchmücket, wie ein Schulmeiſter. Hat ſie vielleicht gar einen Gelehrten zum Aufwärter?

Fritzchen.

Ich ſehe wohl, ſie begehren mich alle aufzuziehen. Ich bedarf ihres Spottes gar nicht, Herr Gerhard! Ich kann ſchon gehen! Ich bin hier ohnehin überflüßig. (Sie gehet ab.)

Lucie.

Habe ich es nicht geſagt, daß es noch ſo gehen wird? Ihre Eiferſucht, und Unruhe verräth ſie. Sobald als nun dein Bruder kommt, müſſen wir uns berathſchlagen; wie er am beſten ſich wiederum zu ihr wenden kan.

Juthe.

Mich deucht, er ſolte es noch nicht thun. Sie würde wieder ſo ſtolz ſeyn, wie vorher.

Gerhard.

Jungfer Juthe rathet vernünftig. Man muß ſie beſſer demüthigen. Sie wird noch ſo mit der Sprache herausrücken, daß ſie nicht mehr zurück wird können. Der man nachgehet, die weicht; die man aber fliehet, kommt ſelber.

Lucie.

Du machſt uns eine ſchöne Erklärung. Jung-

fer Juthe wird dir für diese höfliche Abschilderung unseres Geschlechts gewiß recht sehr verbunden seyn!

Gerhard.

Wäre die Jungfer Oldmännin unter Euch allen aufgewachsen, so würde sie nicht besser seyn, als du. Doch auch dich bitte ich um Vergebung. Du hast dein Herz dem Eraste gar bald geschenket. Du hast eine gar zu mitleidige Seele!

Neunter Auftritt.

Magnus, Erich, und die Vorigen.

Magnus.

Finde ich euch beysammen, ihr guten Kinder? Dieses ist mir wol eine nicht geringe Freude. Eure Eltern sind gute Freunde, ohne Falschheit: also habt ihr dieses Erbtheil auch in dem Geblüte bekommen! Die Aufrichtigkeit ist eine sehr seltene Tugend bey der gottlosen neuen Welt. Jedoch für meinen Sohn und Tochter kan ich gut stehen. Trauet ihnen kecklich! Ihre Worte sind ächt, und rein wie Gold.

Gerhard.

Und ich stehe für mich selbst gut. Wider Willen beleidige ich niemand, und von ungefehr habe ich niemand betrogen. Ist es nicht wahr? Dieses ist zwar viel gesagt, aber ich halte auch viel! Denn ich habe mein Lebtag nichts versprochen! Wenn ich mit hundert Jahren noch so bin, wie iezt: so sterb ich gewißlich als ein ehrlicher Kerl.

Magnus.

Lasset euch, meine lieben Kinder, nichts hindern! Fahret in euren Gesprächen und Unterhaltungen fort. Ich höre sie gerne, und dem ehrlichen Absehen der Jugend trette ich durch meine Gutheissung allzeit bey.

Gerhard.

Gerhard.

Das Frauenvolk thut allzeit ein wenig ſpröde, oder ſcheuet ſich vor andern. Dazu werden ſie es nicht bringen, daß dieſe Jungfern ſich freyer anſtellen, und in ihrer Gegenwart, aufrichtig gegen Jünglinge reden ſollten. Dieß iſt ein Ueberbleibſel der Zucht und Ehrbarkeit unſerer Aeltervåter.

Magnus.

Ach wie löblich! In unſerem Vaterland ſieht man nichts dergleichen mehr. Die Ausgelaſſenheit ſteigt dort täglich höher. Sie ſchåmen ſich nicht allein der billigen Liebe nicht; denn dieſe lieſſe ſich noch wohl entſchuldigen. Sie machen ſich wol gar aus allen Laſtern eine Ehre.

Gerhard.

Dieſes würden ſie an mir nicht erleben! Wenn ich deren auch hundert begehen ſolte; ſo wolte ich Ihnen keines erzählen.

Magnus.

Mein Sohn hat mich berichtet: Ihr bringet eure Zeit mit Singen ſchöner deutſcher Lieder zu. Wider eine ſolche Unterhaltung habe ich nichts: ich mag wol ſelbſt öfters dergleichen hören und mit machen. Aber vor dem ietzigen Zeug, welches die junge Leute ausſtreuen, müſſet ihr euch hüten! Sie bringen es aus der Fremde, und verderben dadurch die liebe Unſchuld in Grund und Boden.

Lucie.

Ach nein. Wir ſingen keine ſolche. Dieß haben Sie von uns nicht zu beſorgen. Unſere vorigen Lieder, welche der Herr Sohn mit angehört, hat uns der Herr Craſte gelehret. Er iſt ein feiner ehrbarer Menſch; iedes unter uns hat ſich auch ein, oder ein Paar Geſetzchen gemerket.

Erich.

Es war auch gewiß ſehr ſchön!

Magnus.

Ach gebet mir den Trost; daß ich einmal von solcher ehrbarer Jugend, wie ihr seyd, dergleichen selbst mit anhören möge!

Lucie.

Ich glaube, ihre Jungfer Tochter, wird den Anfang noch können!

Jurhe singt.

Wer im Neuen Neues liebt;
Altes, weil es Alt, verlachet,
Nur dem Wort, das er gemachet,
Nicht dem Wunsch den Vorzug giebt.
Gutes bleibet immer gut!
Böses mus man böse nennen:
Doch wird man es leicht erkennen;
Wenn der Wahn den Ausspruch thut!

Magnus.

Dieß ist wahr. Die Narren verfallen freylich auf alles Neue, ungeachtet es nicht allein nicht gut, sondern auch zum Ueberfluß böse ist. Kannst du es nicht weiter?

Jurhe.

Nein, ich habe mir nur dieses daraus behalten.

Gerhard.

Ich weiß auch noch eines aus einem andern.

(Er singt.)

Junge lieben nie, was alt;
Und sind gegen sich Betrüger:
Werden auch nicht eher klüger,
Als bis ihre Hitz erkalt.
Fällt man in dem ersten Sprung,
Wird man zeitlich wie die Alten
Seine Sachen klug verwalten.
Sonsten bleibt man länger iung!

Lucie

Lucie ſingt.

Wer ſchon als ein Greiß gedacht,
Eh er noch iſt aufgeſchoſſen;
Wird durch neu geſehne Poſſen,
Oefters kindiſch erſt gemacht.
Doch liebt er was gut daran,
Und wählt nichts in ſchneller Eile,
So geht er in kurzer Weile,
Auf der Alten klugen Bahn!

Erich ſingt.

Wer nach ſchöner Kleidung ſieht,
Nur die neuen Trachten liebet,
Wird bis in den Tod betrübet,
Wenn die Liebſte ſie abzieht:
Aber den ſonſt nichts erfreut,
Als der Blick der ihn entzündet,
Alte Wunden nur empfindet.
Schön, bleibt ſchön zu aller Zeit.

Magnus.

Ach mein Sohn! wie haſt du ſo recht? Du haſt das beſte daraus gefaſſet. Bey ietziger Zeit liebt man wahrlich nicht die Perſon, ſondern nur die Kleider! Du ſchauteſt gewißlich eben die Augen der ſchönen Lucie an? Derohalben hatten dieſe Reime bey dir den meiſten Eindruck.

Lucie.

Dieſer Ausſpruch iſt für mich allzugütig. Ich weiß auch wohl, daß in meinen Blicken ſich keine ſolche Macht befinde. Dazu gehören weit lebhaftere Strahlen, als die Meinigen ſind! Gegenwärtige ihre ſchöne Jungfer Tochter dürfte ſich deſſen mit mehrerem Recht rühmen!

Magnus.

So ſchön, und noch ſo demüthig dabey! bey ietziger Zeit! Allwo der Stolz der Weibsbilder auf das Höchſte geſtiegen iſt! Was iſt dieſes nicht

für eine bewundernswürdige Tugend? Selbst die garstigste bildet sich sonst ein, sie habe in der Schönheit nicht ihres gleichen. Ich kann ihnen versichern, Sie gleichen hierinnen vollkommen meiner verstorbenen Frauen, welche auch in den Augen etwas besonders hatte. Ich habe auch unter allen Stücken des Gesichts und der Schönheit allzeit vornehmlich auf die Augen gesehen. Mein Sohn ist billig hierinnen von meinem Geschmack. Der Himmel leitet ihn selbst. Es muß ihm wohl gehen!

Lucie.

Wie ich sage; ich nehme weder ihre, noch ihres Herrn Sohns Deutung auf mich. Dazu gehört eine ganz andere Lebhaftigkeit, als die Meinige. Haben Sie es aber bemerket? Nicht leichtlich wird sich in so grossem Alter, noch ein heiterer und angenehmerer Blick finden lassen, als bey meiner Mama!

Magnus.

Bey wem?

Lucie.

Bey meiner Mama. Betrachten Sie selbige nur einmal mit Fleiß. Sie werden mir gewißlich recht geben.

Gerhard.

Unser Stiefpapa ist wol auch ein schöner Mann, aber auch viel jünger!

Magnus.

Itzo habt ihr euch zu erkennen gegeben! (Er lauft fort.)

Zehender Auftritt.

Lucie. Gerhard. Juthe. Erich.

Lucie.

Mich dünkt, Euer Herr Vater ist erzürnet.

Juthe.

Juthe.

Mich auch; doch kann ich die Urſache nicht errathen.

Gerhard.

Vielleicht durch das Lied. Ihr hättet es nicht ſingen ſollen! Warum muſte ihm auch Erich davon ſagen?

Erich.

Ach nein. Dieſes lobte er ja vielmehr!

Gerhard.

Villeicht nur um uns zu verſuchen.

Juthe.

Er lobt gewißlich nichts aus Verſtellung. Er fährt nur allzugeſchwind auf, wann ihm etwas mißfällt. Es muß ganz etwas anders ſeyn!

Gerhard.

Auf ſolche Art werde ich es auch nicht errathen. Wer weiß aber, ob er auch verdrüßlich iſt? Er hat doch nichts ausdrückliches gezeiget.

Lucie.

Sein Paar Worte laſſen ſich gut, oder übel auslegen. Ich glaube vielmehr, daß, da er vermeynet, uns alle nach ſeinem Begehren gefunden zu haben, er geloffen ſey, es unſerer Frau Mutter zu berichten. Sie werden mit Schlüſſung der Heirath eilen wollen; und wir können uns annoch eine beyderſeitige Verfolgung zugezogen haben. Wenn die Ueberredung nichts verfangen will, ſo wird man den Zwang zu Hülfe nehmen müſſen.

Gerhard.

Dieſes haben wir nicht zu befürchten. Unſer Stiefvater liebt uns allzuſehr, als daß er etwas wider unſern Willen zugeben ſolte. Ich habe ihm unſer Geheimniß zwar nicht völlig eröfnet; doch iſt es ſchon genug, daß er wiſſe, unſere Neigungen ſeyen

anders wohin gerichtet. Er ist auf diese Verbindungen gar nicht verlegen.

Eilfter Auftritt.

Hanns. Die Vorigen.

Hanns.

Ich bitte um Vergebung. Mein Herr hat mir befohlen, ich soll Herrn Erich und Jungfer Juthe gleich hinüber hohlen.

Juthe.

Weißt du nicht, was er haben will?

Hanns.

Er sagte mir nur dieses beym Eintritt in sein Zimmer; und daß ich gleich einpacken sollte.

Juthe.

Ach Gerhard! Was wird daraus werden? Lassen Sie es doch dort, wo es nöthig ist, wissen!

Lucie.

Und ich werde bey meiner Frau Mutter wol erfahren, was es sey?

Gerhard.

Bleibe du vielmehr hier, und lasse mich unseren Stiefvater aufsuchen! Ich werde dir bald die Antwort bringen. Jungfer Juthe, sorgen Sie nicht, es soll nichts versäumet werden.

Vierter

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Magnus. Erich. Hanns.

Magnus.

Hanns! Haſt du unſern Hausherrn bereits geholt?

Hanns.

Ich hab es dem Chriſtoph geſagt, welcher auch alſobald um beyde gegangen iſt. Denn ich weiß die Gelegenheit in der Stadt noch nicht.

Magnus.

Iſt aber auch die Krankheit von meiner Tochter gewiß, oder hat ſie ſich nur alſo geſtellet, weil ſie ihren Gerhard, in den ſie ſchon zu ſehr verliebet iſt, nicht mehr verlaſſen will?

Hanns.

Ich weiß nicht, wie Ihnen ſolches einfällt. Sie lief mit uns alſobald fort, als ich ihres Herrn Vaters Befehl, in dem Zimmer der Jungfer Lucie, ausrichtete; und iſt alsdann in der Eile auf den Staffeln des finſtern Ganges gefallen. Sie hat ſich nicht allein das Knie verenket, ſondern auch Bäulen in den Kopf geſchlagen. Wir mußten ſie aufheben, und weil ſie keinen Schritt ſelbſt mehr gehen konnte, trug ſie Herr Erich mit mir bis in ihr Bette. Die Magd iſt bey ihr, und als ich hinweggienge, verließ ich ſie annoch in Ohnmächten.

Magnus.

Ich glaube auch nicht, daß ſie einer ſolchen Verſtellung fähig ſey: ſie wäre auch allzu fromm darzu: Ich beſorge nur: ob ihr nicht Gerhard, mit ſeiner Liebe, dergleichen Künſte beygebracht hat?

Wenn ich dieses nicht zu befürchten habe; so kann ich mich wohl trösten: denn ich hoffe, sie wird mir ohne Zwang, sowol als mein Sohn, gehorsamen.

Erich.

Mein Herr Vater! dessen wird es gar nicht bedürfen: sie liebt ihn so wenig, als ich die Lucie.

Magnus.

Also wird es sie auch um so weniger schmerzen, daß sie ihn verlassen muß.

Erich.

Ich habe dem Herrn Vater versprochen, auf die Tochter vom Hause nicht mehr zu gedenken. Sie kann dieses eben so wohl thun.

Magnus.

Es solte mich doch sehr wundern! Ihr stacket dennoch beständig bey ihnen.

Erich.

Wir konnten wol nicht anders. Sie sind ja vom Hause. Vornehmlich aber war es auch der Befehl des Herrn Vaters.

Magnus.

Dem Himmel sey es gedanket, daß ich so wohlgerathene Kinder an Euch sehe! Sie hätten aus Gehorsam einander geheirathet, auch wol gar alsdann geliebet. Sie lassen aber auch wieder von einander ab, wenn ich es von ihnen begehre! Von Euch hoffte ich zwar solches allzeit. Ich hatte nur zu besorgen; daß die Schlauigkeit dieser bereits verderbten Jugend euch nicht etwan schon allzuweit in ihre Liebe verstriket hätte. Doch dieses ist noch ein Glück, und nicht ein kleines. Ihr würdet mir freylich gleichwol haben folgen müssen: doch würde es euch sehr hart angekommen seyn; welches mir leid gethan hätte, weil ich euch selbst Anlaß dazu gegeben habe, nun aber es zu eurem eignen Besten nicht mehr zulassen kan. Ich

werde

werde indeſſen zu deiner Schweſter hinüber gehen, und ſehen, wie es um ſie ſtehet. Alsdann muß ich ſie, wenn ſie auch noch nicht gehen kan, in das Wirthshaus übertragen laſſen, damit wir nur bald aus dieſem verderbten Hauſe kommen! Hanns gehe, die Träger zu hohlen, welche dir helfen, die Reiſtruhen, und das übrige Geräthe bald hinüberzuſchleppen. Wenn ſich auch die Alten mit mir überwerfen ſolten; ſo iſt mir nicht viel daran gelegen. Denn es kan an ihnen auch nicht viel Gutes ſeyn. (Magnus, und Hanns gehen ab.)

Erich.

Ja, meine Schweſter hat es leicht! Sie liebet nicht. Ich aber ſoll mein Fritzchen hier laſſen! Wenn ſie nur wenigſtens vorhero wüſte, daß ich ſie, und nicht die Lucie, geliebet habe!

Zweyter Auftritt.

Fritzchen. Erich.

Fritzchen.

Sie verreiſen ganz gähe, Herr Oldmann!

Erich.

Leider will es mein Vater alſo haben. Ich bin wol recht unglücklich.

Fritzchen.

Ich kan mir die Gröſſe Ihres Schmerzens leichtlich einbilden. Sie werden ſich aber doch tröſten müſſen!

Erich.

Wie kan ich mich ſelbſt tröſten? Wenn Sie mich bedauren; ſo ſolten Sie es thun. Sie könnten es auch alleine, ſonſt niemand!

Fritzchen.

Fritzchen.

Sie irren sich. Ihr Schmerz machet sie blind! Sie gedenken, mit Lucien zu reden; und sehen nicht, daß Sie Fritzchen vor sich haben!

Erich.

Der Trost aus dem Munde ihrer Jungfer Base ist für mich nicht genug; er muß aus dem Ihrigen kommen. Sie machte mir längst Hoffnung: ich würde Dero Haß durch das erste Nachgeben, und meinen Gehorsam lindern können. Ich wich Ihnen aus, um Sie nicht noch mehr auf mich zu erzürnen. Nun aber, da ich sie vielleicht heute das letzte mal sehen werde; so erlauben Sie, daß ich Ihnen sagen darf: Schönes Fritzchen, ich liebe Sie!

Fritzchen.

Schaut, wie artig! Dieß hätte ich mir nicht von Ihnen eingebildet! So lang als Sie dachten, hier zu verbleiben, haben Sie dieses meiner Base vorgesagt. Da Sie aber zu verreisen Willens sind, suchen Sie zum Abschied meiner Einfalt zu schmeicheln. Doch nein, Sie verliehren alle Mühe. Fritzchen ist nicht so leichtglaubig.

Erich.

Wann Sie es hätten hören wollen; so würde ich es Ihnen eher gesagt haben. Keiner anderen aber iemals! Dieses ist das erstemal! Ich wuste nicht, was Liebe sey! Ja ich liebte Sie von dem ersten Augenblick an. Ich finde aber auch ietzt, daß ich Sie wieder erzürne!

Fritzchen.

Ich weiß doch, daß Sie Lucien geliebt haben.

Erich.

Niemal so, wie Sie! Ich werde aber ihr und Erasten beständig danken: weil sie mir versprochen, meiner Liebe an die Hand zu gehen. Sie würden auch dieses geleistet haben. Wer konnte aber unsere Abreise so bald vermuthen?

Fritz-

Digitized by Google

Fritzchen.

Aber warum kömmt auch dieſer Sturm ſo gähe? Was iſt davon die Urſache?

Erich.

Ich weiß es nicht! Mein Vater iſt voller Zorn. Er hat noch nicht Zeit gehabt, uns den Urſprung davon zu ſagen. Meine Schweſter liegt krank zu Bette. Er iſt zu ihr hinüber gegangen.

Fritzchen.

Ihre Schweſter iſt krank? Ich muß gleich zu ihr gehen!

Erich.

Ach bleiben Sie! Erleichtern Sie meinen Schmerz! Haſſen Sie mich doch nicht ſo ſehr!

Fritzchen.

Wer hat ihnen denn geſagt, daß ich Sie haſſe?

Erich.

Dörfte ich mich deſſen nicht befürchten, ſo wäre ich ſchon halb getröſtet! Aber ich wünſchte .... dieſes darf ich wol nicht ſagen! Sie möchten ſich wieder erzürnen, und mich alsdann erſt haſſen!

Fritzchen.

Was wünſchten Sie? Ich ſehe es nicht ein! Von mir wüßte ich nicht, was es ſeyn könnte! Zu allen bin ich bereit, was eine gute Freundin für Sie thun kan!

Erich.

Aber verheiſſen Sie mir auch, daß Sie ſich nicht erzürnen werden?

Fritzchen.

Halten Sie mich nicht für ſo unhöflich! Schaffen Sie nur. Ich werde ſuchen in allem, was möglich iſt, Ihnen gefällig zu ſeyn!

Erich.

Ich bin nicht ſo kühn es zu ſagen. Ich wünſchte, daß Sie mich auch liebten!

Fritzchen.

Fritzchen.

Es kan nicht Ihr Ernst seyn! Was würde es Ihnen helfen? Sie verreisen. Wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben: so würde ich Ihnen nur mehr Schmerzen dadurch verursachen. Und, wenn es auch nicht wäre, so könnte ich es Ihnen doch leicht sagen: denn wer weiß, ob wir einander auch iemals wiederum sehen? Niemand hört es, und ich hätte keinen Vorwurf zu befürchten. Ich bin aber allzusehr Ihre gute Freundin. Ich mag Sie durch dergleichen unnützen Trost nicht kränken.

Erich.

Ich mache mir noch allzeit Hofnung! Die Krankheit meiner Schwester könnte uns eine Weile allhier aufhalten.

Fritzchen.

Wenn auch dieses wäre; was für einen Vortheil würde es Ihnen bringen? Söhnen sich die Eltern aus, welche vielleicht etwas mit einander hatten, so werden Sie müssen meine Base heirathen. Dagegen ist alsdann kein Mittel mehr.

Erich.

Dieses haben wir nicht mehr zu befürchten! Mein Vater hat mir verbotten, iemals auf selbige zu gedenken; und ich versicherte ihm, daß ich sie gar nicht liebe.

Fritzchen.

Was gähe kommt, ändert sich leicht; und man verfällt wiederum auf die vorigen Gedanken. Und meynen Sie, wenn auch die vorgeschlagene Heirath mit Lucien nicht im Wege stünde, daß ihr Herr Vater für ein armes Mädchen, wie ich bin, seinen Willen geben würde?

Erich.

Mein Vater sieht hierinn nicht auf Reichthum.

Er

Er liebt die alten Gebräuche, und haſſet dagegen alle neue. Er hoffte, in Hardenbergs Hauſe es ſo zu finden, wie er es verlangte. Er wird aber doch einige Dinge geſehen haben, die Ihm mißfallen. Ich weiß wohl, wir tragen uns in der Kleidung anderſt, als man hier, und auch bey uns zu thun, gewohnt iſt. Ich wünſchte mir nunmehr freylich zu ſeyn, wie ſie. Aber ſo lang mein Vater lebt, darf ich nicht darauf gedenken. Wenn er an Ihnen ſähe, daß Ihnen alle Neuigkeiten misfielen und er hoffen könnte, daß Sie ſich ihm gleichförmig machen wolten; ſo iſt ſeine Einwilligung ganz leicht zu erhalten. Er begehrt nichts anders. So Sie mich liebten, würde es Ihnen nicht ſchwer fallen. Es kömmt nur auf eine Unterredung an, die Sie mit ihm haben, in welcher Sie ſeiner Meynung beyſtimmen. Er wird gewiß bald eine Neigung zu Ihnen faſſen.

Fritzchen.

Ich bin nicht gewohnt, mich zu verſtellen! Aber die vielen Veränderungen, welche ich täglich in Kleidern, und anderen Sachen ſehe, gefallen mir eben ſo wenig, als Ihrem Herrn Vater. Es iſt mir verdrüßlich genug; daß ich wider meine Neigung es mit dieſen Thorheiten halten muß.

Erich.

Werden Sie mich alſo lieben?

Fritzchen.

Wir dörfen uns nicht übereilen; damit es weder Sie, noch mich einmal gereue! (ſie gehet ab.)

Erich.

Sie verläßt mich! Ich weiß nicht, habe ich etwas zu hoffen, oder nicht? Wenigſtens für dießmal ward Sie nicht böſe!

Drit-

Dritter Auftritt.

Magnus. Erich.

Magnus.

Heute kan ich sie noch unmöglich wegtragen lassen! Sie hat den Kopf, und ein Auge verbunden, und darf noch nicht in das Licht schauen. Sie muß sich entsetzlich zugerichtet haben! Keine Ohnmächten hatte sie zwar nicht mehr. Sie versprach mir auch eben so, wie du, daß sie Gerharden nicht verlange. Ich hätte ihr nach diesem zwar gern noch mehr gesagt; aber ich besorgte, sie möchte sich durch vieles Reden zu sehr schwächen.

Erich.

Sie that fürwahr einen starken Fall!

Magnus.

Ich verwundre mich gar nicht drüber! Es ist auch ein verdammtes Gebäude! Der ganze Gang biß zu meinem Zimmer ist stockfinster. Man muß eine Stufe hinauf, die andere hinab. Itzt habe ich dort die hintere Hausstiege gesehen. Da kan einer dem andern gar in die Augen greifen, ohne daß man sich kennt. Die Leute, welche also gebauet haben, müssen Narren gewesen seyn, und die darinnen wohnen, sind noch grössere!

Erich.

Ich glaube, es ist doch sehr alt. In unserm Landhof ist es ja eben so!

Magnus.

Du hast recht. Es ist auch gut. Die Alten haben standhafter und vester gebauet. Die ietzigen Häuser werden auch niemals so lang dauren. Die vielen grossen Fenster hinten und vorne schwächen auch viel die Gebäude. Die Alten thaten klug daran: die heut zu tage leben, verstehen es aber nicht.

Sie

Sie ſollten es machen, wie wir zu Hauſe; und an ſolchen Orten allzeit eine Lampe angezündet halten, welche auch am Tage brennen muß. In ſolchen Dingen ſparen ſie, und an andern Orten geht es tauſendfach auf!

Erich.

Aber Herr Vater! Sie ſchienen mir heute, bis kaum vor einer halben Stunde, mit den jungen Leuten dieſes Hauſes ganz vergnügt zu ſeyn: haben ſelbige, oder ihre Eltern Sie beleidiget?

Magnus.

Sie ſind alle verderbte Leute, und allzuſehr nach dem neuen Gebrauch erzogen.

Erich.

Ich ſah es auch erſt, daß ſie nicht, wie wir gekleidet, nnd auch anders geſittet ſind.

Magnus.

Der Unterſchied des Landes könnte daran Urſach ſeyn; und ſie dennoch ihre Tracht ſowol von ihren Voreltern beybehalten haben, als wir von den unſrigen. Derowegen dürften ſie eben nicht die Veränderungen lieben. Ich war für Hardenbergen eingenommen. Ich glaubte, ſeine Kinder müßten ihm nachgerathen. Wenn er am Leben wäre; ſo zweifle ich billig, ob ſie auch wären verführet worden. Aber mit ihm iſt wol hier alles Gute abgeſtorben. Ach, daß es nur nicht auch unſerm Vaterlande alſo ergehet! Ich habe noch beſtändig wider die Verderbniß geſtritten. Könnte ich dich nach meinen Lehren verheirathet ſehen; ſo wolte ich hoffen, daß du meinen Fußſtapfen hierinnen nachfolgeſt, und noch die geringen Ueberbleibſel der Tugend erhielteſt! Für deine Schweſter weis ich aber keinen Rath. Mit einem verderbten Mann würde ſie auch verderbt werden. Schade um ihre Frömmigkeit! Da auch dieſes Haus ſchon hin iſt; ſo wird ſich gewiß keiner finden, der für ſie taugt.

Erich.

Aber an was bemerkte der Herr Vatter am ersten die Verderbniß?

Vierter Auftritt.

Magdelone, und die Vorigen.

Magdelone.

Man hat mich und meinen Mann nach Hause geholt. Dieser aber ist bey dem Bürgermeister, und kan noch nicht kommen. Wie ich in das Haus trette, begegnete mir ihr Diener, der ihre Sachen aus dem Hause trägt, und er sagte mir, Sie würden verreisen. Was soll dieses bedeuten? Ich hoffe doch nicht, daß Ihnen in meinem Hause einige Unhöflichkeiten wiederfahren seyen?

Magnus.

Du, Erich, geh indessen zu deiner Schwester! (Erich geht ab.) Sie wissen das Absehen, welches mich in ihr Haus führte. Ich habe aber gefunden: es läst sich nicht thun. Ich bin aufrichtig, und meine Kinder sind ehrlich und fromm auferzogen. Diese iungen Leute sind nicht für einander. Also, vergeben Sie mir, müssen wir bey Zeiten Abschied nehmen; ehe sie sich noch in einander verlieb n. Daraus würden alsdann nur Verdrüßlichkeiten entstehen. Wir waren vorhero gute Freunde, wir können es auch noch verbleiben!

Magdelone.

Haben sie sich vielleicht untereinander zerkriegt? Dieß wird wol nicht viel auf sich haben! Verliebte zanken sich oft; sind aber auch bald versöhnt. Etwas solches läst sich ia noch vermitteln.

Magnus.

Magnus.

Nichts weniger, als dieſes. Aber ich gebe es nicht zu. Ich will meine Kinder nicht unglücklich machen.

Magdelone.

Was? Unglücklich machen? Wie meynen ſie dieſes? Wenn es Ihr Glück nicht iſt; das unſrige wird es fürwahr auch nicht ſeyn! Was haben ſie an der Ehrlichkeit, oder Aufrichtigkeit meiner Kinder auszuſetzen? Und endlich der Vortheil, welchen wir dadurch erlangen, wie groß iſt er denn?

Magnus.

Deſto beſſer! Es wird Ihnen alſo auch nicht leid um uns ſeyn.

Magdelone.

Um was ſolte mir dann leid ſeyn? Etwann darum, daß man mir wenigere Unhöflichkeiten in das Geſicht ſagen wird, als ſie bereits gethan haben? Wiſſen ſie? Wir ſind deſſen hier nicht gewohnet!

Magnus.

Ich wünſche ihnen alſo Glück zu meiner Abreiſe!

Magdelone.

Wer hat Sie denn darum gebethen, daß Sie kommen ſollen? Wer hat den erſten Antrag auf dieſe Heirathen gemacht, als Sie? Und nun, ohne zu wiſſen warum, thun ſie, als ob es uns noch eine Gnade ſeyn ſolte. Ich werde meine Tochter ohne ihren Sohn verheirathen; und mein Gerhard wird auch noch allzeit ein Weib bekommen.

Magnus.

Laſterhafte, ungeſittete Leute werden Sie genug finden; aber keine Kinder wie meine ſind. Sie hätten ſich verbeſſern, die Meinigen aber ſich nur verſchlimmern können.

Magdelone.

Kan man aber gleichwol nicht aus Vorwitz die Urſach dieſer Veränderung erfahren?

Magnus.

Ich müßte mich besorgen, ich bekäme allzuhöfliche Kinder, die mich auch mit der Zeit Großpapa, oder wer weis, was neu aufgekommenes, heissen möchten.

Magdelone.

Sie wollen demnach nicht Großpapa heissen? So fürchten Sie sich vielleicht, wenn Sie Kindskinder hätten, würde man Sie für zu alt ansehen? Ich glaube, Sie sind verrückt, oder wollen selbst heirathen! Sie sagten doch vorher nicht, daß Sie so iung wären! Sobald mein Mann nach Hause kommt, werde ich es ihm erzählen. Wenn sie auch die Heirathen noch haben wolten; so würde ich sie nicht mehr zulassen. Sie sollen schon erfahren, wer Magdelone ist! Dieser Schimpf muß mir gerochen werden! (Magdelone gehet ab.)

Magnus.

Mit dieser hab ich es überstanden. Doch sie ist nur ein Weib. Sie kan allzeit rasen. Ich frage nichts darnach. Auf den Klugsinn aber fürchte ich mich mehr, wie es mit ihm ablaufen wird. Er ist ein Mann. Von ihm werde ich mir nicht viel sagen lassen.

* *

Fünfter Auftritt.

Fritzchen. Magnus.

Fritzchen.

Ich komme von ihrer Jungfer Tochter. Sie hatte abermal eine kleine Schwachheit; ich brachte sie zu sich. Nun aber ist sie eingeschlaffen: nach diesem dürfte sie sich wol erhohlen! Doch, wenn es nicht besser würde, müßte man gleichwol nach einem Arzte schicken.

Magnus.

Magnus.

Ich bin Ihnen für ihre Sorgfalt verbunden. Die hiesigen Aerzte aber möchten ihr nur schaden. Sie würden ihr ohne Zweifel eine Menge der neuen Getränke und Pillen eingeben. Diese Neulinge reden von nichts, als von Chin China, Bezoar, und andern Teufelssachen, von welchen unsere Voreltern nichts wußten. Doch wurden sie viel hundert Jahre alt, weil sie dieses Zeug nicht in sich fraſſen, welches das Leben der ietzigen Welt um so viele Jahre verkürzet. Dieses ist gewiß, iede solche Arzeney schneidet zehn Jahre von unserer Dauer ab: derowegen sterben auch heut zu Tage die Söhne vor den Vätern.

Fritzchen.

Sie haben recht, mein Herr Oldmann! Ich bin auch ihrer Meynung, und nehme von diesen Aerzten nichts ein. Die andern mögen sagen, was sie wollen: ich bleibe bey meinem Arzte, der auf keiner hohen Schule gewesen, und nichts anders giebt, als lauter Kräuter, die er auf dem Lande sammlet, und welche hier herum wachsen. Er hilft auch fast allen: bey sehr wenigen kan es ihm fehlen. Die Krankheiten dauren selten lang, und kosten auch nicht soviel, wie bey den andern.

Magnus.

Dieses glaube ich gerne. Unsere Alten verstunden solches auch. Ihnen starb keiner. Sie kannten alle Krankheiten, und diese waren ihnen einerley; sie vertrieben selbige gleich. Man hatte derer aber auch nicht so viele, als bey uns: denn sie machten durch die Arzeney keine neue.

Fritzchen.

Wenn sie es also für gut befinden; so will ich, im Fall Jungfer Juthe kränker würde, selbigen rufen lassen.

Magnus.

Ich werde Ihnen wol sehr dafür verbunden seyn. Sie meynen es recht treulich mit mir!

Fritzchen.

Ich weiß nicht: ich hab für ihre Jungfer Tochter eine so ausserordentliche Liebe, als ich noch für keine hatte. Sie ist auch wirklich ein sehr sittsames und aufrichtiges Mädchen; ia sie ist eine, der man bey ietziger Welt wenig mehr findet!

Magnus.

Ja wohl wenige! Aber wo kömmt es her? Von nichts, als von den Fremden und den Neuigkeiten; welche wir aus andern Ländern annehmen. Wo findet man mehr die Leute, die man vor diesem gefunden hat? Sie waren Riesen gegen uns; und dauret es so fort, in hundert Jahren, werden nichts als Zwerge mehr auf der Welt seyn. Sie lebten prächtiger, als wir; und waren alle reich. Jetzt sind alle Bettler; und sie leben doch schlecht dabey. Es erkleckt nichts. Es ist, als ob sich das Geld in die Erde verkrochen hätte. Der Teufel allein ist noch reich. Die Gelder werden übel erworben, und fallen ihm zu. Er verbirgt sie in den Abgrund. Dort ist er Herr darüber; diß ist sein Reich, da hat er die Gewalt. Wir müssen lange warten, bis er, um uns zu narren, ein Paar alte Deutsche in die Höhe schäumen, oder ein Feuer brennen läst! Da fällt man darauf; hebt das Geld in die Höhe, zeigt es; und läst es wiederum in die Hölle versinken! Bekämen es aber die Menschen; was würde es ihnen nutzen? Wie lang könnte es dauren? Die Neuigkeiten fressen alles auf!

Fritzchen.

Ich erzürne mich oft hierüber: aber ein armes Mädchen darf nicht leben, wie es will. Es muß anziehen, was man ihr giebt. Die Mädchen dünken sich weit schöner, wenn sie etwas Neues zeigen können:

nen: ſolte man ihnen aber ſagen, ſie ſeyen vor einem halben Jahre häßlicher geweſen, da ſie ſich doch zu ſelbiger Zeit ganz anders getragen hatten, als nach dieſem; da würde man gewiß übel ankommen. Ich verſtehe gar nicht, zu was dieſes alles ſeyn ſolle? Es finden ſich unter uns junge Leute, die Tag und Nacht grübeln, um etwas an der Tracht hinzu zu ſetzen, oder abzunehmen; und machen ſich alsdann eine groſſe Ehre daraus, daß ſie es vor andern haben. Sie brüſten ſich damit, und beſchauen ſich ſelbſt, wie die Pfauen. Kan es ihnen eine aus Armuth nicht nachthun; ſo ſchaut ſie niemand an: will aber eine klügere nicht jeder ihren Thorheiten nachfolgen, und ihr gemächliches Kleid ablegen, um dafür ein anderes anzunehmen, ſo oft weder für die Hitze, noch Kälte tauget; da wird ſie erſt recht verſpottet. Jeder ihr neuer oder fremder Einfall, wird ein Geſetze. Manchmal wollen ſie dünne und lange Leiber haben: da preſſen ſie ſich, und erdulden gerne alle Schmerzen. Gleich darauf heiſſen die kürzern und dickern ſchöner: da laſſen ſie alles aus einander hängen; oder ſtopfen ſich, wenn ſie zu mager ſind, gar aus. Man muß ſich ärgern: aber wenn man nichts im Vermögen hat; ſo iſt man gezwungen, nicht allein ſtill zu ſchweigen, ſondern noch alles gut zu heiſſen, und ſich dafür zu bedanken, wenn ſie einem nur etwas geben. Ich weiß mich gleichwol nicht allzeit ſo wohl zu zwingen, daß mir nicht manchmal etwas heraus fahre, und ich meinen Widerwillen blicken ließ. Doch muß ich alsdann auch Vorwürfe genug anhören. Ich trage nichts als Schande und Spott darvon. Es iſt mir keines recht hold in dem ganzen Hauſe. Von den jungen Leuten aber habe ich mir ſchon alles, was in der ganzen Stadt iſt, zu Feinden gemacht.

Magnus.

(Auf die Seite.) Dieſes iſt ein Mädchen, ſo noch ziemlich gut ſcheint! (laut.) Es iſt ſehr viel, daß

Sie sich durch das Beyspiel der andern nicht verführen lassen, und endlich selbst anfangen, an den Thorheiten derer, die um Sie sind, gleichfals eine Freude zu finden?

Fritzchen.

Wie ist es möglich, solche daran zu finden? Wenn man nur ein wenig nachdenken will! Es ist auch bey den mehresten unserer Jugend mehr Stolz, Eitelkeit und Prahlerey, als wirkliches Vergnügen. Jede will etwas vor ihren Gespielinnen haben: kan sie es nicht, oder thut es ihr eine andere hierinnen bevor; so macht der Neid, daß sie sich durch andre Wege zu rächen suchet.

Magnus.

Ja wohl! Es ist auf dieser Welt nichts mehr als Eitelkeit, Stolz, Neid, Zorn und Rache zu sehen. An allem diesem sind die verdammten Neuigkeiten allein Schuld. Vor diesem war es nicht so. Ich verwundre mich nur, daß Hardenbergs Kinder auch darein verfallen sind! Sind sie denn auch so schlimm, wie die übrigen?

Fritzchen.

Wer hat Ihnen denn gesagt, daß sie böse sind? Nichts weniger als dieses. Sie sind freylich nicht in allem, wie sie seyn sollten. Aber wer ist es mehr bey ietziger Welt? Es wäre auch fast unmöglich! Sie würden fürwahr noch gut genug seyn, wenn die Gesellschaft anderer sie also liesse, wie sie sonst von Natur wären. Sie müßten nur mit der Zeit erst verderbet werden. Gewisse Gebräuche müssen sie mitmachen; sie sind noch nicht ihr eigen: und wer weis, ob sie es auch besser verstehen? Was kan unser eine wissen? Es steht oft lang an, bis man selbst fähig wird, das Gute und Böse zu unterscheiden, besonders in Dingen, die man mit allen gemein hat.

Magnus.

Magnus.

Wahrlich, meine Jungfer, Sie reden ungemein vernünftig!

Fritzchen.

Sie ſcherzen, Herr Oldmann! dieſes iſt für mich noch allzu frühe! Ich weiß, daß ich noch viel zu iung bin, daß man etwas ſolches von mir nur hoffen, geſchweige, glauben ſollte.

Magnus.

Nein, Nein. Ich habe Mitleiden mit Ihnen, daß Sie in ſo übler Geſellſchaft ihre Jahre zubringen müſſen!

Fritzchen.

Was wollen Sie ſagen, üble Geſellſchaft? Wo bringe ich denn meine Zeit durch, als in dieſem Hauſe? Komme ich denn viel aus? Oft das ganze Jahr kaum ein paarmal! Sonſt habe ich wol im Hauſe genug zu thun. Ich bedarf keines Zeitvertreibs: die Weile kan mir den ganzen Tag hindurch nicht zu lange werden. Herr Klugſinn iſt mein Vetter. Und weil es ihm bewuſt iſt, daß ich von meinen Eltern nichts zu gewarten habe; ſo nahm er mich zu ſich, die Wirtſchaft zu verſehen.

Magnus.

Ich habe es nicht auf ſolche Art gemeynet. Eben die Leute vom Hauſe ſind es, welche ich üble Geſellſchaft nenne. Weil ſie Ihnen, nach ihrer vernünftigen Art zu gedenken, nicht allein beſchwerlich, ſondern wol gar ärgerlich ſeyn muß.

Fritzchen.

Sie beleidigen mich nicht; ſie legen mir auch ſelten etwas in den Weg: und ich empfange doch viel gutes. Ich kan ſchon etwas ertragen.

Magnus.

Sie ſind gewiß ſehr geduldig!

Fritzchen.

Für den, welchem das Befehlen nicht zukömmt, ist es eine Schuldigkeit!

Sechster Auftritt.

Erich, und die Vorigen.

Erich.

Meine Schwester hat geschlaffen bis ietzo. Sie ist aber nichts besser, sondern hat noch rasende Kopfschmerzen.

Magnus.

Wir müssen warten, wie es ihr bis Morgen seyn wird, alsdann, oder auch noch eher, nach dem Arzt schicken.

Erich.

Jungfer Lucie war einen Augenblick bey ihr; aber ihre Frau Mutter, welche mir sehr erzürnet schien, rufte sie ab.

Fritzchen.

Es ist doch nicht gut, daß man eine Kranke viel allein läßt. Wenn sie es verstatten, so will ich bey ihr bleiben. Ich versichere Ihnen: wenn ich dort bin, soll nicht leicht etwas versäumt werden. Und wegen des Arztes kan ich auch am besten sehen, so ferne man dessen bedürfte.

Magnus.

Ach Jungfer Fritzchen, Sie sind die Sorgfalt selbst! Wie sehr bin ich Ihnen verbunden? Ich wünschte im Stande zu seyn, es verschulden zu können, wie ich gerne möchte!

Fritzchen.

Dessen hat es gar nicht von Nöthen. Ich thue es gerne. Und Jungfer Juthe verdient alles in der

Welt

Welt. Es wird ihr auch nichts iemals fehlen. Der Himmel muß für ſie ſorgen! Sie iſt ein allzu tugendhaftes Mädchen!

Magnus.

Sieh, mein Sohn! So hätte Lucie ſeyn ſollen!

Fritzchen.

Ja wie Ihre Jungfer Tochter? Da haben Sie recht! Doch die iſt auch noch ziemlich gut; wenn ſie ſo verbleibt.

Magnus.

Nein, Nein! wie Sie meine Jungfer, wolte ich ſagen.

Fritzchen.

Was haben Sie an meiner lieben Juthe auszuſetzen, über dieſe werden Sie ſich wol in nichts zu beſchwehren haben? Ich wüſte nicht, wie Sie ſich ſelbige beſſer wünſchen könnten?

Magnus.

Dawider ſage ich nichts. Ich werde aber wol nicht meinem Sohn ſeine eigene Schweſter vorſtellen. Dieſe wird er ia nicht heirathen!

Fritzchen.

Lucie ſollte er nehmen. Der Handel wird wol nicht ſo verdorben ſeyn, daß man ihn nicht wieder zu recht bringen könnte. Ich hoffe, die Zwiſtigkeiten ſollen nicht ſo lange dauren. Es wird alles wiederum gut werden. Wenn es vorgeſehen iſt, daß ihr Herr Sohn hier heirathen ſolle: ſo kommt er auch gewißlich nicht ſo frey hinweg!

Magnus.

Wenn es mit Ihnen wäre, würde ich gleich meine Einwilligung dazu geben!

Fritzchen.

(Lacht.) Ha Ha Ha! Auf dieſe Gefahr, wollte

ich

es doch nicht wagen, Ihr Wort im Ernst aufzunehmen. Ich würde gewiß die Betrogene seyn! Sie dürfen sprechen, was sie wollen: ich verstehe Scherz. Ich brauche noch keinen Mann.

Magnus.

Ja, mein Sohn! Könntest du das Herz dieser Jungfer gewinnen; so gebe ich hiemit meine Einwilligung dazu. Diese wäre eine Frau für dich! An ihr würde ich mich nicht betrügen, wie an Lucien. Sie wird sich gänzlich nach unsern Gebräuchen richten; welches von der andern niemals zu glauben ist.

Erich.

Wer weiß, ob ich auch von Jungfer Fritzchen etwas zu hoffen hätte? Ich zweifle sehr daran.

Magnus.

Suche ihr Herz dir durch deinen Vortrag und steifes Anhalten zu verdienen. Ich will dir selbst in allem beystehen.

Fritzchen.

Mein Herr Oldmann, vergeben sie mir! Es ist wol nicht schön von einem Vater, den Sohn selbst anzuweisen, daß er die jungen Mädchen bey der Nase herum führe.

Magnus.

Ich schwöhre, daß ich nichts, als nach meines Herzens Meynung, und im redlichen Ernste sage.

Fritzchen.

Dieser Scherz scheint zu übertrieben. Ich würde endlich nicht wissen, wie ich ihn verstehen, noch wie ich ihn beantworten sollte. Ich gehe zu Jungfer Juthen. Dort könnte man meiner eher, als hier, nöthig haben.

Sieben-

Siebender Auftritt.

Magnus. Erich.

Magnus.

Es wird die Mutter zwar noch mehr verdrüssen; aber du kanst wirklich nichts bessers thun, als dich an Fritzchen machen. Die gutgesinnten Mädchen sind itzt selten, man muß sie nicht auslassen.

Erich.

Es scheint nicht, daß es so leichtlich gehen wird.

Magnus.

So leicht nicht, wie bey Lucien. Dagegen verdient sie auch, daß man sich um sie mehr Mühe gibt!

Erich.

Sie ist doch auch nicht ganz nach unseren Sitten; ob sich nicht alsdann der nehmliche Anstand finden möchte?

Magnus.

Sie scheint zwar dem Aeusserlichen nach mit den andern gleich zu seyn. Aber in ihrem Gemüthe und Willen ist sie ganz verschieden. Sie machte mir gar kein Geheimniß davon; daß sie alles nur aus Zwang thun muß. Wie auch, daß sie mehr Belieben an den alten Trachten und Gebräuchen habe, als an den ihrigen. Sie erkennt die Thorheit der letzteren; dahero sie ihr auch beschwerlich sind. Sie ärgert sich darüber, wie wir. Sie wird derowegen von ihnen angefeindet, und kan es doch nicht bergen. Was solte man mehreres begehren? Wo wirst du bey ietziger Welt noch so viel Gutes beysammen finden?

Erich.

Wie der Herr Vater befiehlt!

Magnus.

Ja, Ja! ich sehe es gerne! Sie wird auch froh seyn,

seyn, daß sie bey uns diesen thörichten Zwang ablegen kan.

Erich.

Ich will gerne hierinnen gehorsamen.

Magnus.

Aber du liebest sie nicht.

Erich.

Sie gefiel mir doch von erster Stunde an besser, als Lucie.

Magnus.

Dieses ist mir lieb! Es schicket sich alles von selbsten. Sie wird sich auch bald geben. Darum sey gutes Muths. Von mir ist sie schon versichert. Nach diesem ist man auch um so gewisser, daß, wenn du sie nur einmal hast, sie unsere Lebensart annehmen müsse, wenn sie auch nicht gänzlich dazu geneigt wäre. Auf was wollte sie stolz oder hartnäckigt seyn? Sie hat weder Reichthum, noch Stütze, wie Lucie. Diese muß sich wol zu allen Sitten bequemen, die du ihr vorschreiben wirst. Folglich ist da Hoffnung, daß wir auch Kinder nach unserm Schlage sehen werden. Wenn du sie dann erzieheſt, wie ich mit dir gethan, so wird unser Geschlecht gewiß ehrlich und gut verbleiben. Hast du also einen Lust dazu, so mache bald, damit ich mich, wenn deine Schwester genesen ist, nicht über die Zeit hier aufhalten dürfe.

Erich.

Ich werde an mir nichts ermanglen lassen.

Magnus.

Gehe also, und treibe deine Sache!

Erich.

Ich wolte: wir könnten sie gleich mit uns fortnehmen.

Magnus.

Ich weiß keineswegs daran. Sie wird auch nicht

nicht gleich einen Mann finden, wie du biſt. Für ſie könnte kein beſſerer ſeyn. Mit einem Weltmann würde ihr eben ſo wenig gedient ſeyn, als dir mit einem ſolchen Weibe.

Achter Auftritt.

Magnus, alleine.

Da ſieht man den Unterſchied von einer Erziehung! Ich möchte ihm vorſchlagen, welche ich immer will; er würde ſie auf mein Wort lieben! Und wenn er auch ſchon eine geliebet hätte, ſo würde er ſie gleich vergeſſen; ſobald als ich es befehle. Es iſt auch billig: denn die Jugend vermag noch nicht, ihr Glück, oder Unglück ſo wohl einzuſehen, als ihre Eltern. Die Welt iſt ſchlau, boßhaft und verſtellet ſich oft. Dieſes bemerken nur reife und alte Männer, welche leider, nur gar zu viele Beyſpiele davon in ihren Leben haben ſehen, und hören müſſen! Gut erzogene Kinder werden alsdann auch mit Ehren alt und kommen zu ihrem Verſtand viel eher, als andere, welche auf alles Blendwerk hingaffen, und ſich wie die Narren, ohne Ueberlegung verlieben. Dagegen bin ich mit den Meinigen wohl geſichert. Nachdem ſie den Fallſtricken dieſes Hauſes entgangen ſind; ſo habe ich mich keines Unfalls mehr zu beſorgen.

Neunter Auftritt.

Magnus. Klugſinn.

Magnus.

(Auf die Seite.) Nun werde ich abermal was auszuſtehen haben! Wenn ich nur von ihm mit guter Art abkäme!

Klugſinn.

Klugsinn.

Ich vernehme von meiner Frauen, daß sie mit Ihnen gezanket habe, weil Sie der Verbindung unserer Kinder entgegen sind. Ich bitte ihrentwegen um Vergebung! Sie hatte unrecht. Aber das Weibsvolk ist gäh, und denkt nicht nach. Wenn Sie glauben, daß sie einander nicht glücklich machen würden; so handeln sie ganz vernünftig, daß Sie es zeitlich unterbrechen. Ich gestehe es, ich dachte eben so. Ihr waret aber beyde von eurem Vorschlag allzusehr eingenommen. Ich, als Stiefvater, wolte Euch damals nicht widersprechen. Doch ihren Gemüthern nach gefiel mir euer Absehen gar nicht.

Magnus.

Wie froh bin ich, daß Sie es so gelassen aufnehmen!

Klugsinn.

Warum solte ich es nicht thun? Sie handeln, wie Sie es für Ihre Kinder am vortheilhaftesten zu seyn glauben. Daran thut ieder Vater wohl. Derowegen werden wir gleichwol gute Freunde verbleiben. Ich hoffe auch nicht, daß Sie unser Haus sobald verlassen werden: denn dieses allein würde mich dabey schmerzen.

Magnus.

Sobald meine Tochter wird können ohne Gefahr übergetragen werden, muß ich mich wegmachen.

Klugsinn.

Ich verstehe nichts von dieser Eile. Es muß etwas anders dahinter seyn.

Magnus.

Es ist fürwahr nur allzu nöthig. Meine Kinder sind mit grosser Sorgfalt von allen Veränderungen der neuen Welt entfernet gehalten worden; die Eurige dagegen nicht. Ich habe allzu sichere Anzeigen davon. Meine Kinder darf ich dieser Gefahr nicht aussetzen.

Klugsinn.

Klugsinn.

Meine Frau wußte mirs nicht zu erklären, in was die Anzeigen unserer Verderbniß bestehen. Ihrem Betragen nach muß ich denken: es sey noch nicht lang, daß Sie solche bemerket haben. Oder hat Ihnen vielleicht iemand einen falschen Bericht von uns gegeben? Denn triftige Ursachen müssen es ohne Zweifel seyn: sonst würden Sie sich nicht so gäh verändert haben.

Magnus.

Freylich wichtige Ursachen! Sie würden auch nicht leicht grösser seyn können. Jenes, welches uns nach dem Schöpfer das vornehmste seyn soll, verächtlich bey Seite zu setzen, ist wol eine grosse Bosheit!

Klugsinn.

Sie haben recht, Meine Kinder werden doch nichts dergleichen gethan haben? Ich hoffe es wenigstens nicht.

Magnus.

Mich dünkt, es ist euch wol wenig daran gelegen; ob sie alle Gesetze übertreten, ob sie Kinder des Himmels, oder der Höllen werden. Vielleicht ist es euch noch lieber, wenn sie nichts halten, achten, noch glauben, weil es itzt der Gebrauch so ist.

Klugsinn.

Sie reden wunderlich, und es müssen meine Kinder etwas erstaunliches begangen haben. Doch es mag seyn, was es will: Mit unserer Gutheissung ist es gewiß nicht geschehen. Vielmehr möchte ich von Ihnen die Ursach erfahren, damit ich sie bestrafen, und dergleichen auch künftig verhindern könne.

Magnus.

Wenn Sie nicht blind sind, so werden Sie es bald selbst gestehen. Nach GOtt für wen hatten unsere Voreltern, von Anfang der Welt an, mehrere

Ehrerbietung, als für ihre Eltern? Selbige zu beleidigen war wol das gröste Laster. Die Namen, Vater und Mutter, waren ihnen, und solten uns auch noch heilig seyn.

Klugsinn.

So viel ich weiß, haben diese Kinder sich gegen uns niemals vergangen. Ich bin nur ihr Stiefvater: Doch könnte ich von ihnen unmöglich mehr Hochachtung fordern, als sie mir bezeigen.

Magnus.

Also müssen sie noch überdiß die Bosheit haben, daß sie sich gegen Euch in das Angesicht zu verstellen wissen. Ich bedaure Euch! Wenn ihr es nicht wisset; so will ich Euch auch den Schmerzen nicht machen, es zu berichten. Was hilft es Euch? Für mich war es gut, daß ich zeitlich dahinter gekommen bin: sonst wären meine Kinder auch verführet worden, und ich hätte in meinen alten Tagen ein solches Herzeleid erleben müssen.

Klugsinn.

Sie machen mir recht bange. Ich weiß fast nicht, was ich davon denken soll? Aber wenn Sie einige Freundschaft für mich haben; so seyn Sie mir behülflich, daß dergleichen künftighin vermieden werde!

Magnus.

Ihr Gemüth ist schon zu sehr verdorben: itzt hilft gewiß nichts mehr. Sie haben keinen Vater, noch Mutter mehr.

Klugsinn.

Was sagen Sie? Keinen Vater, noch Mutter? Ich verstehe Sie nicht!

Magnus.

Ich meyne: sie erkennen Euch nicht dafür. So gar diese Nahmen sind schon ihrer Bosheit verhaßt. Sie geben euch neue. Wann sie von Euch reden, nennen

nennen ſie Euch (ich ſchäme mich faſt ſelbſt, es nur nachzuſagen) Papa, und Mama.

Klugſinn.

Iſt dieſes alles? Alle junge Leute, welche zärtlich thun wollen, ſagen alſo zu ihren Eltern.

Magnus.

Was? dieſes iſt eine Erfindung des Teufels, der ein Vater aller Argliſt war, der mit dem väterlichen Namen auch die Liebe und den Gehorſam gegen die Eltern den gottloſen Kindern aus den Herzen zu bringen ſucht. Ihr folget ſelbſt, wie Eure Kinder, den boshaften Neuigkeiten: darum iſt es auch kein Wunder, wenn ihr alsdann für Eure üble Zucht ſo vielen Verdruß und Schande an ihnen erleben müſſet. Dieſes iſt eine billige Straffe des Himmels. Unſere Voreltern ſagten, Vater: ſie lebten auch lange, und glückſeelig.

Klugſinn.

Wer weis, ob auch Papa ein ſo fremdes Wort iſt, und ob es nicht etwann gar älter ſeye, als Vater?

Magnus.

Was? auch Sie verläugnen ſchon ihre ehrliche Mutterſprache? Nun verwundere ich mich nicht mehr, wenn die Kinder ſo ſchlecht gerathen.

Klugſinn.

Erzürnen Sie ſich nicht, mein lieber Oldmann? Haben Sie denn dieſes Wort in ihrem Vaterland niemals gehöret?

Magnus.

Ach ia, leider nur allzu oft! Ich habe Ihnen auch ſchon geſagt: daß auſſer meinem Geſchlechte alle andere bereits in den Abgrund der Laſter verfallen ſind. Zu Ihrem Hauſe aber hätte ich ein beſſeres Vertrauen gefaſſet. Aber ihr ſeyd alle verlohren; für euch iſt kein Mittel mehr übrig.

Klugsinn.

Ich bitte Sie, antworten Sie mir nur auf eine einzige Frage! Was ist älter, die Natur, oder unsere Sprache?

Magnus.

Das ist leicht. Die Natur. Aber was wollen Sie damit behaubten?

Klugsinn.

Die Sprachen, die wir reden, sind also neuer; und erst eine aus der anderen entstanden.

Magnus.

Ja; aber darunter sind doch die Dänische, und die Deutsche die ältesten: denn diese waren vor der Sündflut. Die andern sind alle neuer, und sie hat der Teufel erfunden, um die ersten, die GOtt selbst dem Menschen gelehret hat, zu unterdrücken.

Klugsinn.

Wenn aber das Wort, um welches wir streiten, älter als diese zwo Sprachen wäre?

Magnus.

Das ist unmöglich.

Klugsinn.

Die Sylbe Pa, folglich auch das Wort, so aus deren Wiederholung bestehet, können die Kinder am ersten aussprechen; ia sie bringen selbiges gleichsam mit sich auf die Welt. Spät hernach lehret man ihnen erst das Wort: Vater. Jene vielmehr, die dieses angenommen haben, sind von der Sprache, die ihnen angebohren war, abgewichen, und haben durch die Neuerung übel gethan.

Magnus.

Was höre ich? In was für einem Irrthum war ich nicht selbst? Ich muß gleich zu ihrer Frau gehen, und Sie um Vergebung bitten!

Zehen-

Zehender Auftritt.

Klugſinn alleine.

Dieſes war der Mühe wehrt! Ich habe ihn mit einem treflichen Mährchen geſtillet. Mit Leuten ſeines gleichen iſt durch Vernunft nichts auszurichten. Wenn man ihm nur ſagt, daß eine Sache alt, und nicht fremd iſt; ſo iſt auch alles gut. Mir iſt es dennoch ſehr lieb, daß aus dieſer Kleinigkeit der Zwiſt mit meiner Frauen entſtanden iſt. Sonſt hätte ich mich wirklich der Verbindung ſo ungleicher Leute widerſetzen müſſen. Und damit hätte ich mir beyderſeits viele Verdrüßlichkeit auf den Hals gezogen.

Eilfter Auftritt.

Klugſinn. Magdelone.

Klugſinn.

Hat dich der alte Oldmann nicht angetroffen? Denn er gieng erſt ietzt weg, dich um Vergebung zu bitten.

Magdelone.

Ich hätte viel von ſeinem Abbitten! Nachdeme er mir alle mögliche Unbilligkeiten angethan hat, will er bitten, und ich ſoll gleich wieder gut werden! Itzt gebe ich die Heirathen, die er ſo muthwillig umgeſtoſſen hat, nimmermehr zu! Meine Kinder ſind nicht für ihn erzogen. Ich komme von meiner Tochter, von der ich gehöret, daß Juthe ſehr ſchlecht ſeyn ſolle. Fritzchen ſagte mir auch: Daß Oldmann keinen von unſeren Aerzten haben will; er mag alſo auch machen, was er will.

Klugsinn.

Du thust wohl hieran! Es ist besser, daß man sich darum nicht annimmt: denn wenn es übel ausschlägt, so hat man auch keine Schuld noch Vorwürfe zu befürchten. Wenn er aber zu dir kömmt, um sich zu entschuldigen: so must du ihm doch vergeben!

Magdelone.

Ich bin nicht so gäh, wie andere Weiber: also bin ich auch nicht sobald wiederum gut. Fromme Weiber werden nicht so leichtlich aufgebracht: Weil sie aber allzeit recht haben, so geben sie auch nicht nach. Nur diese müssen solches thun, welche über alles zu zanken gewohnt sind.

Klugsinn.

Verzeihen bleibt dennoch eine Schuldigkeit.

Magdelone.

Verzeihen ia, aber auch merken bis zu seiner Zeit. Es kömmt schon wieder ein zahlender Tag, wenn es auch noch so lange ansteht.

Zwölfter Auftritt.

Eraste, und die Vorigen.

Eraste.

Vergeben Sie mir, wenn ich Sie vielleicht belästige. Ich finde aber seit ein Paar Stunden, da ich letztlich in dem Hause gewesen, alles verändert. Es ist, als ob alle Menschen ausgestorben wären. Gerhard ist nicht zu Hause; Lucie sitzt alleine, und Klitandern kan ich gar nicht finden. Juthe ist, wie ich höre, krank; und ihr Bruder vielleicht bey ihr. Fritzchen, die sonst überall herumläuft, begegnet mir auch nicht; und auch Ihnen bin ich etwann beschwerlich.

Klugsinn.

Digitized by Google

Klugſinn.

Ganz und gar nicht. Sie wiſſen ja, daß wir ſie allzeit gerne ſehen.

Magdelone.

Der grobe Oldmann iſt an allem dieſen Unweſen ſchuld. Er hat die Handlungen, die er ſelbſt angefangen, auf allzeit zertrennet.

Klugſinn.

Schweige! Es iſt vorbey! Gut, daß es ſo abgelaufen iſt, und denke: es hat nicht ſeyn ſollen.

Eraſte.

Ich weis nicht: ob ich mir dieſen Augenblick nicht ſolte zu Nutzen machen, und Ihnen eine Sache entdecken, welche ich bereits geraume Zeit in mir verborgen, die ich aber vorzutragen niemals das Herz hatte.

Klugſinn.

Nach der Zeit, welche Sie ſich darzu nehmen, ſolte ich ſie leicht errathen können. Sie verlangen in Erichs Stelle einzutretten?

Eraſte.

In ſeine Liebe nicht! Denn ich verehre Ihre Jungfer Tochter weit länger, als er; ich war auch ſchon willens, mich Ihnen zu eröfnen: Des Oldmanns gähe Ankunft aber, und ſein Vortrag kam mir zuvor. Nun aber dieſer mir nicht mehr in dem Wege ſtehet: ſo kan ich mich nicht länger enthalten, Ihnen dieſe meine Geſinnung zu erkennen zu geben.

Magdelone.

Ja, ja, Herr Eraſte! Ich finde an Ihnen ganz und gar nichts auszuſetzen. Ich weis aber nicht, was meine Tochter dazu ſagen wird?

Eraſte.

Daß ſelbige mir nicht ungeneigt ſeyn werde, kan ich gewiß hoffen. Sie vertrug Erichen wider ihre

Neigung nur aus Gehorsam und Klugheit: gegen mich aber wird sie nicht so strenge seyn.

Magdelone.

Gut: so werden Sie bey uns auch keinen Anstand finden!

Klugsinn.

Ich glaube Herrn Eraste alle Worte, ich bin Ihm auch nicht zuwider, für Erichen aber niemals eingenommen gewesen. Dennoch müssen wir unsere Tochter befragen, ehe wir Ihm das gänzliche Jawort geben.

Magdelone.

Komm, das wollen wir gleich vernehmen! Denn ich möchte selbst gern, daß es sich bald schlösse: Damit der alte Ohmann noch sehe, daß Lucie ganz einen andern Bräutigam bekomme, als sein Erich ist. (Magdelone und Klugsinn gehen ab.)

Eraste.

Lucie hat mir eine glückliche Stunde angegeben. Es würde niemals so leicht gegangen seyn. Nun wird es mir gewiß nicht mehr fehlen! Die andern mögen machen was sie wollen. Ich gehe, Klitandern mein Glücke zu erzehlen!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gerhard. Fritzchen. Erich.

Gerhard.

Seyd ihr einmal eurer Sache einig geworden? Ich bildete mir es wol ein! Endlich läuft es mit dem Mädchen doch allzeit dahin aus.

Was

Was will er? Ich mag ihn nicht! Er iſt mir zuwider, wie das Fieber! Gehe er fort! Iſt er weg? zu wem? zu dieſer? zu iener? die iſt die rechte! dieß gienge mir ab! kömmt er nicht wieder zurück? hat er mich ſobald vergeſſen? und um eine ſolche braune, gelbe, ſchwarze, pockennarbichte, oder wie man ſie nennt? Dieß ſolte mich verdrüſſen. Komme er nur wiederum zu mir. Ich habe es nicht ſo übel gemeint. Wo will er wieder hin? Bleibe er doch? aber nicht von der Liebe! Ach ia! Ach nein! So endlich könnte es ſeyn. Vielleicht! Iſt es ſein Ernſt? Meiner war es nicht. Nun wohl! Mache er nur bald. Dann ſind ſie einig, und heirathen.

Fritzchen.

Sie geben meinem künftigen Mann eine wunderliche Abbildung von ſeiner Braut! Was wird er denken?

Gerhard.

Was kan er denken? Ich verlangte ſie; und ſie war deſſen froh. Iſt es etwann nicht alſo?

Fritzchen.

Es fügte ſich gählings und unvermuthet. Aber ſein Vater hat mehr Antheil daran, als wir beyde. Er befahl ihm ſelbſt, mich zu lieben.

Erich.

Ich hätte ſonſt vielleicht nicht ſoviel Herz gehabt.

Gerhard.

Daher kömmt es, daß ich auch ſo furchtſam bin, und nicht heirathe; weil mir es mein Vater noch nicht befohlen hat.

Erich.

Ich liebte zwar vorhero; es würde mir aber wenig geholfen haben.

Gerhard.

Darum denke ich auch nicht auf den Eheſtand.

Zu der Liebe aber, oder vielmehr zu dem Scherz und dem Zeitvertreib, brauche ich die Eltern nicht. Sie sind nur den iungen Leuten in dem Wege, und werden uns oft dadurch verdrüßlich. Ist es nicht wahr, meine Jungfer?

Fritzchen.

Was solte ich hievon wissen?

Gerhard.

Das ist doch wunderlich. Eine Braut vergißt gleich ihren eigenen Lebens-Lauf! Aber eben darum müssen andere ihrem Gedächtniß zu Hülffe kommen, und ihre Geschichtschreiber werden. Wenn Sie befehlen, so will ichs seyn. Sorgen Sie nicht, daß ich etwas vergessen werde!

Fritzchen.

Sie würden auch viel von mir zu sagen wissen!

Gerhard.

Keine Frage! Ich habe schon eine Menge der artigsten Begebenheiten von Ihnen aufgezeichnet; In meinem Buche sind aller iungen Mädchen sonderbahre Begebenheiten sorgfältig und mit grosser Liebe des Nächsten eingetragen. Ich habe auch einen so glücklichen Ausdruck erfunden, daß der Leser mehr daraus zu errathen pflegt, als ich wirklich sage.

Erich.

Ich möchte gerne etwas davon hören.

Gerhard.

Das kan nicht seyn. Solche schöne Sachen sind nicht für Bräutigame und Ehmänner geschrieben!

Erich.

Warum nicht?

Gerhard.

Weil es nicht der Gebrauch ist. Es hat seine gewissen Ursachen. Dagegen weis ich den Neuverheira-

Digitized by Google

heiratheten andere gute und nützliche Werkchen anzurathen; als nehmlich: den Hahn mit hangendem Kopfe in der Hünersteige; Mittel wider die Kopfschmerzen von dem Rücken der Frau genommen; Die verlohrne Brillen des Manns, von der Hausfrau verstecket und von einem Fremden gefunden; und dergleichen.

Fritzchen.

Was hören Sie ihm zu? Gerhard wird Ihnen dennoch nichts, als Possen, sagen. Lassen Sie uns zu Ihrer Jungfer Schwester hinüber gehen! (Fritzchen und Erich gehen ab.)

Gerhard.

Gehen Sie nur, meine Jungfer! Es ist geschehen! Wie es aber dem guten Erich gehen werde, weiß ich nicht.

* *

Zweyter Auftritt.

Eraste. Gerhard.

Eraste.

Nun bin ich auch richtig. Ich darf dich bereits meinen Schwager nennen.

Gerhard.

Hast du mit meinen Eltern gesprochen?

Eraste.

Nicht allein dieses, sondern sie gaben mir auch ihre Einwilligung unter der Bedingnis, daß deine Schwester damit zufrieden sey.

Gerhard.

Da haben sie wohlgethan! Du weist wol schon ihre Antwort voraus?

Eraste.

Eraste.

Ich vermuthete sie wol allzeit, wie ich sie wünschte; ietzt gleich aber habe ich ihr wirckliches Wort erlanget.

Gerhard.

Es würde dir eine Schande seyn, wenn du langsamer in deiner Liebe gewesen wärest, als Erich.

Eraste.

Wie so Erich?

Gerhard.

Ihr verliebten seyd fürwahr nicht gescheid! Ihr seyd niemals vergnügt. Befürchtest du nicht etwann um Lucien zu kommen?

Eraste.

Welche solte es sonsten seyn? Sie waren wol auf die Oldmannischen erzürnet; doch ist es möglich! Deine Eltern wolten zu Lucien gehen. Auf dem Wege begegnete ihnen Magnus, und sie blieben bey ihm stehen. Herr Klugsinn kam nur allein zu deiner Schwester, und befragte sie meinet wegen. Sie erklärte sich, wie ich vorgesehen. Er gab ihr seine Gutheissung; und wie er weggieng, verfügte ich mich zu ihr, und erlangte ihre gänzliche Einwilligung.

Gerhard.

Dieses ist ia alles gut! was hast du denn noch zu besorgen?

Eraste.

Wer weis, ob deine Frau Mutter sich nicht mit Oldmannen verglichen hat?

Gerhard.

Gezanket, willst du sagen! Du kennest sie ia beyde! Sie ist sehr heftig, und er nicht weniger grob! Daß du dir nur, als ein so vernünftiger Mann, dergleichen Dinge in den Kopf setzen magst.

Eraste.

Eraſte.

Sie könnte ſich aber leicht wieder verändern. Sie war auch noch nicht bey deiner Schweſter. Mir ahndet nichts gutes davon. Erich wird mir noch Mäuſe machen.

Gerhard.

Erich? welcher Lucien nie begehrte, und ſein Fritzchen mit Einwilligung des Vaters bereits erlanget hat?

Eraſte.

Dieſe Nachricht ſetzet mich völlig in Ruhe.

Gerhard.

Erich iſt noch ärger verliebt, als du. Aber es war eine ſtumme Hitze.

Eraſte.

Wiſſen deine Eltern bereits davon?

Gerhard.

Ich zweifle: denn ſie reden noch nicht viel mit den Oldmänniſchen. Mein Stiefvater wird gewiß froh ſeyn, daß er ſeine Baſe mit ſchöner Manier an den Mann bringt.

Eraſte.

Deine Frau Mutter wird wol auch nichts dawider haben, indeme ſie ohnehin ihre Kinder mit demſelben nicht mehr zu verbinden verlanget.

Gerhard.

Sie iſt gut verſorgt, und wird dereinſt gewiß eine reiche Frau werden.

Eraſte.

Sie iſt noch weniger für Erichen, als Lucie. Ich verwundere mich, wie nur der alte Magnus auf ſie verfallen iſt?

Gerhard.

Sie that ſo altväteriſch, als er; denn ſie kan

ſich

sich unvergleichlich verstellen. Dieses können zwar alle Mädchen; und ich glaube, es ist keine viel besser, als die andere.

Eraste.

Du bist der alte bekannte Spötter des schönen Geschlechts. Aber mit Erichen wird es in seinem Hauswesen gewiß eine unglückliche Wirthschaft absetzen. Ich verlange mir keinen Theil an seinem Vergnügen. (Eraste gehet ab.)

Gerhard.

Ich bin doch fürwahr noch der vernünftigste unter ihnen allen! Die Verliebten sind einer immer närrischer als der andere. Ich wolte, es wäre schon alles vorbey. Diese Possen erlustigen Anfangs, werden aber endlich verdrüßlich, wenn sie zu lang dauren. Nun sind diese auch soviel als richtig: aber das härteste ist noch übrig. Klitander macht mir Sorgen. Ich gestehe es, ich sehe noch kein Anzeigen eines guten Ausschlags für ihn.

Dritter Auftritt.

Gerhard. Christoph.

Gerhard.

Was wilst du, Christoph?

Christoph.

Mein Herr! Ich habe etwas Neues angetroffen.

Gerhard.

Was? Ein hübsches Mädchen? Sie soll warten bis Morgen! heut habe ich keine Zeit, sie anzuschauen!

Christoph.

Ganz etwas anders. Wenn sie wüßten, was ich weiß!

Gerhard.

Gerhard.

Nun, was wird es ſeyn? du biſt ein Plauderer, der allzeit vieles zu ſagen hat, das endlich doch nichts iſt.

Chriſtoph.

Ich gehe lieber, und ſage es ihrem Herrn Vater, oder der Frau Mutter; dieſe ſchenken mir wol noch etwas dafür.

Gerhard.

(Auf die Seite.) Meiner Mutter! (laut.) Iſt es der Mühe werth, ſo ſollſt du von mir auch etwas bekommen.

Chriſtoph.

Nun denn: wiſſen Sie nichts? Unſere Gäſte ſtellen des Teufels ſeine Streiche an.

Gerhard.

Es wird zwar nicht viel ſeyn: aber was es auch immer iſt, ſo muſt du gleichwol meinen Eltern nichts davon ſagen. Es würde nur Verdrüßlichkeiten mit den Fremden abſetzen: ſie würden ſich ärgern, und ſich alsdann doch wiederum verſöhnen, wie heut bereits geſchehen iſt. Nach dieſem muſt du noch dazu das Bad ausgieſſen.

Chriſtoph.

Fürwahr dieſes könnte geſchehen. Wenn es ſo iſt, kan ich wol auch ſtillſchweigen. Sie werden mich aber doch nicht verrathen, daß ich etwas davon weiß. Denn es ſteckt doch hinter dieſen iungen Leuten eine erſchröckliche Bosheit!

Gerhard.

Nein; ſie ſind vielmehr einfältige gute Kinder.

Chriſtoph.

Ja, einfältig! Es gieng iemand herein und ſagte, er ſey der Arzt. Ich ſahe ihn zwar nur rückwärts. Da ich aber die aus der Stadt alle kenne; ſo

ſchien

schien er mir fremd: und von Gesichte konnte ich ihn nicht zu sehen bekommen. Ich weiß also nicht eigentlich, für wen ich ihn halten soll?

Gerhard.

(Auf die Seite.) Dieß ist noch ein Glück. (laut.) Du bildest dir ihn nur als einen Fremden ein. Man kan sich irren, wenn man iemanden unter die Augen schauet; noch vielmehr aber, wenn man nichts als den Rücken sieht. Doch könnte es auch einer aus der Nachbarschaft seyn, welche öfter in die Stadt berufen werden.

Christoph.

Wer weis, wer er ist? Aber er ist doch kein Arzt, darauf wolte ich schwören. Ich schlich ihm über die finstere Treppe und den Gang nach, und lauschte an der Thüre der Kranken. Da hörte ich die Worte: Mein Schatz, mein Engel, meine Schöne! Dieser kömmt gewiß nicht, den Puls zu fühlen.

Gerhard.

(Auf die Seite.) Wie mache ich dieß wieder gut?

Christoph.

Was meynen Sie? Ist dieser Arzt für die Kranken, oder die Gesunden?

Gerhard.

Du könntest zwar auch übel verstanden haben! Wenn es aber auch so wäre; was wolten wir machen? Sie würde es uns abläugnen: Der Arzt, oder wer er ist, wird indessen weg seyn. Du würdest in Lügen bestehen, und noch rechtschaffen dafür gezüchtiget werden. Endlich aber was gehet es uns an? Es ist ihr eigener Schade. Ich darf sie doch nicht heirathen! Die Handlung hat sich bereits zerschlagen. Die Fremden gehen fort; und wenn sie verreiset sind, können wir davon denken, was wir wollen.

Christoph.

Chriſtoph.

Sie heirathen ſie alſo nicht? O da ſchweige ich ſtill!

Gerhard.

Ich bitte dich um deines eigenen Beſtens willen: ſage ia Niemanden ein Wort davon! Du würdeſt beyden Herren und der Frauen nur Aergerniß und Verdruß machen: und es kan doch nichts mehr helfen. Geſchehen, iſt geſchehen. Wer weiß, ob wir die Fremden unſer Lebtag wieder ſehen! Sie werden uns alsdann noch danken, daß wir ihnen eine unnütze Verdrüßlichkeit erſparet haben. Hier haſt du ein Trinkgeld: aber halte das Maul; ich ſage es dir!

Chriſtoph.

Sie werden doch auch ſtill ſchweigen, und es Niemanden ſagen?

Gerhard.

(Lacht.) Um mich haſt du dich nicht zu beſorgen. Wenn du nur ſchweigen kanſt. (Gerhard geht ab.)

Chriſtoph.

Ich, nicht ſchweigen? Mir kan man alles in der Welt anvertrauen. Chriſtoph weis vieles, aber er ſagt nicht alles. Sie wiſſen nicht, was hinter ihm ſteckt.

Vierter Auftritt.

Chriſtoph. Hanns.

Chriſtoph.

Wie geht es, Hanns? Du ſchnaubeſt!

Hanns.

Ich habe auch heut keine kleine Arbeit gehabt! Vormittag so viel herein und ietzo wiederum so viel hinaus zu schleppen! Es ist, als ob unser einer ein Pferd, oder Ochs wäre! Die Herren bedenken viel, ob man es auch ausstehen kan, oder nicht.

Christoph.

Mir ist es doch lieb, daß ihr noch nicht weggereiset seyd: wir sind ja kaum gute Freunde geworden. Nun aber können wir noch vor unserm Abschied einige Kannen zum Andenken miteinander ausleeren.

Hanns.

Das muß noch heut geschehen; denn morgen weiß ich nicht, wie es seyn wird. Sobald als sich unsere Jungfer besser befindet, gehen wir fort: heute können wir nicht; denn sie ist sehr schwach.

Christoph.

Sie ist sehr schwach? (auf die Seite.) Wie dumm er ist!

Hanns.

Ja gewiß, sie hat Ohnmächten, eine nach der andern.

Christoph.

Ohnmächten? (er lacht.) Ha, Ha, Ha!

Hanns.

Noch dazu gefährliche!

Christoph.

Gefährliche? (auf die Seite.) Er merkt nichts!

Hanns.

Ich denke: du spottest! Aber ich versichere dich: sie ist sehr krank. Mein Herr hat auch schon den Arzt holen lassen; welcher sich ietzt wirklich bey ihr befindet.

Christoph.

Ja, wenn man den Arzt holen läßt, so ist man krank!

Hanns.

Hanns.

Daran iſt kein Zweifel. Warum würde man ihn denn beruffen? Wer ſolte wol begehren einzunehmen, ſo ihm nichts fehlet?

Chriſtoph.

Ja, ia, du haſt recht; es fehlt ihr was.

Hanns.

Doch hoffe ich, es wird bald beſſer werden. Der Arzt ſoll gar ein geſchickter Mann ſeyn. Er wird ihren Zuſtand gar bald erkennen, und die gehörigen Mittel anwenden.

Chriſtoph.

Dieß glaube ich auch.

Hanns.

Er ward meinem Herrn ſehr angerühmet.

Chriſtoph.

(Auf die Seite) Ich möchte berſten vor Lachen.

Hanns.

Was ſageſt du?

Chriſtoph.

Ich verwundere mich über die Geſchicklichkeit des Arztes.

Hanns.

Iſt er etwan nicht ſo geſchickt? Ihr werdet ihn wol kennen?

Chriſtoph.

Wenn ich ihn auch kennte; ſolteſt du doch nichts davon erfahren.

Hanns.

Was ſolte ich nicht erfahren?

Chriſtoph.

Was ich nicht ſagen will.

Hanns.

Was meinest du damit?

Christoph.

Daß du glaubst, er sey ein Arzt.

Hanns.

Freylich glaube ich es, er ist ein Arzt, und dazu ein rechtschaffener!

Christoph.

Wenn er aber keiner wäre?

Hanns.

Das würdest du einem andern sagen müssen! Ich kenne wol, was ein Arzt ist: ich sah es ihm schon an, als er zum Hausthor eintrat.

Christoph.

Halte ihn für was du wilst: aber er ist doch keiner!

Hanns.

Wenn er es erführe, daß du an ihm zweifelst; könnte es dir gewiß nicht gut gehen. Mit solchen Leuten ist nicht gut zu scherzen. Er würde dir ein Fieber in den Leib hinein iagen, daß du eine Weile daran zu gedenken hättest.

Christoph.

Ich sage es eben nicht, daß er keiner sey. Du möchtest sonst glauben, er sey ein Buhler, den eure Jungfer zu sich bestellet hat. Aber er ist ein Arzt. Du must es glauben.

Hanns.

Ein Buhler? Dieses würde ich noch weniger glauben.

Christoph.

Du solst es auch nicht glauben; und ich will dir auch nichts davon sagen. Wenn sie auch so miteinander sprechen, wie die Verliebten sonst zu thun pflegen,

gen, und ich es ſelbſt hörte, ſo wolte ich es dir dennoch nicht erzählen.

Hanns.

Ich verſtehe dich nicht. Ich habe Mitleiden mit dir; du redeſt mir gar zu wunderlich.

Chriſtoph.

Ich bedaure dich. Du biſt ein guter, doch einfältiger Kerl! Aber du wirſt mich ja nicht verrathen?

Fünfter Auftritt.

Magdelone. Lucie. Hanns. Chriſtoph.

Magdelone.

Ich rufte dich heraus, Tochter! denn ich habe etwas nothwendiges mit dir zu reden. Aber was habt ihr da zu thun? Bediente gehören nicht in dieſes Zimmer.

Chriſtoph.

Hanns, komm mit mir! Bey einer Kanne Bier ſolſt du das mehrere hören. (Chriſtoph und Hanns gehen ab.)

Magdelone.

Ich habe allzeit verſpüret, daß du eine gehorſame Tochter ſeyeſt; derowegen ich dich auch immer mehr als deinen Bruder geliebet habe.

Lucie.

Ich danke Ihnen, Mama, für dieſe Gütigkeit, welche ich allezeit mehr zu verdienen trachten werde.

Magdelone.

Du ſieheſt, daß ich dich auch nicht vergeſſe; da ich nunmehro bedacht bin, dich wohl zu verſorgen.

Lucie.

Daran habe ich nie gezweifelt.

Magdelone.

Derowegen trage ich dir selbst eine Heirath an; zu welcher, wie ich hoffe, du deinen Willen ohne Verweigerung geben wirst.

Lucie.

Warum solte ich mir selbige nicht gefallen lassen?

Magdelone.

Er ist ein wohlgebildeter schöner Mensch.

Lucie.

Dieses ist er gewiß!

Magdelone.

Er ist auch kein unbekannter.

Lucie.

Gewiß nicht!

Magdelone.

Also kannst du von ihm urtheilen, und er wird dir auch gefallen.

Lucie.

Er hat allzeit meine Hochachtung verdienet.

Magdelone.

Er ist für seine Jahre bereits vernünftig und sittsam.

Lucie.

Ich habe ihn auch so befunden.

Magdelone.

Er ist nicht, wie andere iunge Leute, welche nichts, als ausgelassene Schwätzer sind.

Lucie.

Ich habe niemals etwas an ihm bemerket, das der Ehrbarkeit zuwider wäre.

Magdelone.

Denn zu solchen Flüchtlingen, welche heut diese, morgen iene lieben, würde ich dir niemals rathen.

Lucie.

Lucie.

Ich bin ihnen auch allzeit ausgewichen.

Magdelone.

Daran haſt du wohl gethan! Sie ſtellen ſich, als wenn ſie voll Flammen wären; aber ihr Feuer verlodert geſchwinder, als es entſtanden iſt. Von deinem Bräutigam hingegen haſt du nichts dergleichen zu beſorgen: er wird dir gewißlich treu verbleiben!

Lucie.

Ich zweifle keines wegs an ſeiner Beſtändigkeit.

Magdelone.

Du weiſt, daß wir anfänglich im Sinne hatten, unſer Haus mit dem Oldmänniſchen durch eine Wechſelheirath zu verbinden.

Lucie.

Sie haben es mir zwar niemals ausdrücklich geſaget; aber wir erriethen es gleichwol.

Magdelone.

Ganz gut. Doch dieſer Vorſchlag hat ſich aus einem Irrthum, vor einem Paar Stunden, völlig zerſchlagen.

Lucie.

Das iſt mir bewuſt.

Magdelone.

Der Alte wolte gleich verreiſen; und beleidigte mich auf ſo unhöfliche Art, daß ich auf ihn ganz billig erzürnet ſeyn muſte: ich wolte auch weder von deiner Heirath mit Erichen, noch von Gerhard ſeiner mit Juthen, mehr etwas hören.

Lucie.

Da haben die Mama ſehr vernünftig gethan.

Magdelone.

Als aber Magnus ſeinen Fehler erkennet, und mir denſelben abgebetten, vergab ich ihm wiederum.

Du sagest nichts darzu? Wir sind alle Menschen! Ihr jungen Leute treibet gleich euren Zorn auf das äusserste. Aber wenn ihr in meine Jahre kommet, werdet ihr schon sehen, daß man etwas nachgeben muß.

Lucie.

Dieses letztere ist unläugbar.

Magdelone.

Da ich nun diesen Verdruß vom Halse habe; so bin ich gekommen, dir deinen Bräutigam vorzutragen. Denn meinen Willen habe ich schon völlig darein gegeben.

Lucie.

Eraste hat mir es bereits selbst berichtet; und der Papa hat mir auch das nehmliche gesaget.

Magdelone.

Nicht Erasten; sondern Erichen. Sobald eine Zwistigkeit aufgehoben ist, muß man thun, als ob man niemals einige gehabt hätte. Folglich sind Oldmann und ich wiederum zu unserer ersten Meynung gekehret.

Lucie.

Die Frau Mutter hat ia dem Eraste schon das Wort gegeben, und mein Herr Stiefvater war auch gegenwärtig.

Magdelone.

Ja, dieses war damals, als ich auf Herrn Oldmann erzürnet zu seyn Ursach hatte: weil wir uns aber wieder versöhnet haben, verbleibt es bey dem ersten.

Lucie.

Ich habe aber indessen, auf die Einwilligung der Frau Mutter gegründet, mich dem Eraste völlig ergeben. Da er nun solche wirklich erhalten hat; so kan ich auch mein Wort nicht mehr zurücke nehmen.

Magde-

Magdelone.

Ich habe dir aber von meiner Einwilligung noch nichts angekündiget. Denn eben, als ich es thun wolte, traf ich den Herrn Oldmann an, und verglich mich mit ihm. Nun gebe ich meine Einwilligung für Eraſten nicht mehr.

Lucie.

Und ich kan mein Verſprechen auch nicht mehr zurückziehen. Ich dächte, auch Sie nicht.

Magdelone.

Was geht dich mein Wort an? Was man im Zorn thut, gilt nicht.

Lucie.

Ich habe das meinige nicht im Zorne gegeben; folglich muß ich es halten.

Magdelone.

Du hätteſt es aber gar nicht geben ſollen; ehe ich dir es erlaubt hätte. Herr Oldmann hat gleichfals mein Wort noch vor dem Eraſte bekommen.

Lucie.

Die Frau Mutter hätte damals aber auch nicht ſo weit gehen dürfen: denn Sie konnten ja nicht wiſſen, ob Ihre Kinder auch eine Neigung für die Oldmannſchen faſſen würden?

Magdelone.

Was! Wilſt du mich zur Lügnerin machen?

Lucie.

Vielmehr würden Sie es werden, wenn Sie von Eraſten abließen.

Magdelone.

Und ſo wilſt du deiner Mutter nicht gehorſamen?

Lucie.

Sobald mir Eraſte Ihren Willen eröfnet, habe ich auch gehorſamet.

Magdelone.

Also muſt du auch ietzt wieder dieſen meinen letzten Befehl vollziehen. Gehe in dein Zimmer! Ich will von dir keine Widerrede mehr anhören! Du muſt! Ja, du ſolſt ſchon ſehen, daß ich zu befehlen habe.

Lucie.

Ich werde den Papa fragen, was ich hierinnen zu thun habe. (Lucie gehet ab.)

Magdelone.

Was! deinen Stiefvater? Biſt du ſein oder mein Kind? Er ſoll ſich darein mengen! Dieß gienge mir noch ab, ich will ihm zeigen, daß ich die Frau bin!

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Sechſter Auftritt.

Magdelone. Magnus.

Magdelone.

Wie glücklich iſt nicht der Herr Oldmann? Er hat einen Sohn, welcher liebt, und nicht liebt, wie er es ſchaft. Ich wolte, ich könnte von meiner Tochter ein gleiches ſagen! Aber leider! die allzugroſſe Güte meines Manns macht die Kinder ſtutzig. Doch es hat nichts zu bedeuten: das Mädchen iſt zu iung, und verſteht ihr Glück noch nicht. Man kan die Kinder unmöglich ihrem eigenen Willen überlaſſen. Wenn man ſie liebt, ſo muß man ſie zu ihrem Beſten zwingen. Verlaſſen Sie ſich nur auf mich; es wird ſchon gehen.

Magnus.

Gut, gut. Mein Sohn muß auch!

Magdelone.

Sie haben es leicht, denn er will ſelbſt.

Magnus.

Digitized by Google

Magnus.

Er will auch nicht mehr: er machte ſich auf meinen Befehl an Fritzchen. Und nun will er nicht mehr von ihr ablaſſen. Aber da frage ich nichts darnach! Hat er mir in dem einen gehorſamet, ſo muß er es auch in dem andern thun.

Magdelone.

Was? Sie haben es ihm ſelbſt befehlen können?

Magnus.

Ich konnte nicht wiſſen, ob wir uns wieder verſöhnen würden, oder nicht. Aber warum widerſetzt ſich Lucie?

Magdelone.

Ich habe damals Eraſten meine Einwilligung gegeben, und ſie ſagt: ſie habe ſich ihm darauf verſprochen. Dieſes gilt aber nichts! Ich habe es ihr nicht ſelbſt befohlen. Sie hat es gethan, ohne mich zu befragen. Aber Herr Oldmann! Sie haben mich beleidiget! Schätzen Sie Fritzchen meiner Tochter gleich? Ein Mädchen, daß von meiner Gnade lebt! Jetzt ſoll er auch Lucien nicht bekommen! Es wäre mir eine ewige Schande, wenn ich es mehr zulieſe: als ob mir alles nur eine Gnade ſeyn müßte, was Sie thun wollen!

Magnus.

Zürnen Sie nicht! Ich werde es ſchon darzu bringen. Mein Sohn wird zurücke gehen; wenn ihn gleich die Liebe in etwas eingenommen hat, ſo wird er mir doch gehorſamen. Und was können Sie dagegen einwenden? Sie haben ja ein gleiches gethan! Doch dieſes muß nun beyderſeits aufgehoben werden.

Magdelone.

Gewiß ein groſſer Unterſchied! Eraſte iſt noch allzeit ſo gut, als Ihr Sohn. Aber Fritzchen, und

meine

meine Tochter . . . Dieß gienge mir noch ab! Nimmermehr soll er Lucien haben. Auch iene ist noch viel zu gut für ihn.

Magnus.

Wir können es gegeneinander aufheben.

Magdelone.

Nein, wann ich es einmal sage, so wird gewiß nichts mehr daraus.

Siebender Auftritt.

Gerhard. Magdelone. Magnus. Nachdesem Hanns.

Magdelone.

Weist du was, mein Sohn? Du must dir die iunge Oldmännin ausschlagen. Weil ihr Vater deine Schwester so schändlich hintangesetzt; so soll auch aus deiner Heirath mit iener nichts werden.

Gerhard.

Mir ein Mädchen ausschlagen? Nichts ist für mich leichter, als dieses! Versichern Sie sich, Frau Mutter, ich werde Ihnen gern gehorsamen.

Magnus.

Was ist das? Was hat die eine Heirath für eine Gemeinschaft mit der anderen? Bey dieser sind nicht solche Umstände vorgefallen, wie bey Ihrer Tochter, und meinem Sohne. Sobald Juthe genesen ist, so steht ihr auch nichts im Wege.

Magdelone.

Was ich will, muß geschehen! Es solten alle beyde, nun aber soll keine von statten gehen.

Hanns.

(Kommt herein, und winkt dem Magnus.)

Magnus.

Digitized by Google

Magnus.

Was wilſt du, Hanns?

Hanns.

Ich habe Ihnen etwas zu ſagen.

Magnus.

Halte mich nicht lang auf! Was iſt es denn?

Hanns.

Ich kann es hier nicht thun. Ich muß es Ihnen berichten, wenn wir allein ſind. Kommen Sie nur bald. Es iſt etwas nothwendiges.

Magnus.

Es wird wol wegen meiner Tochter ſeyn! Iſt ſie ſchlechter geworden? Erlauben Sie, ich muß gehen.

Achter Auftritt.

Magdelone. Gerhard.

Magdelone.

Ich ſage dirs noch einmal: unterſtehe dich nicht mehr, auf ſie zu gedenken; ſonſt darfſt du dich gewiß nicht mehr meinen Sohn nennen!

Gerhard.

Ihr Sohn würde ich allzeit ſeyn: aber wenn ich verliebt wäre, würde es nicht ſo leicht angehen, daß ich aufhören könnte, wenn ich wolte. Doch das Glück iſt, daß ich es nicht bin.

Magdelone.

Was? du wilſt es mir läugnen; ihr alsdann im Geheim beſtändig ſeyn, und deine Mutter betrügen?

Gerhard.

So ich es wäre, würde ich es nicht läugnen.

Ich

Ich thue niemal was in Geheim. Ich sage iedem, was mir einfällt.

Magdelone.

Und du hast noch die Unverschämtheit, mir es in das Gesicht zu sagen? Du ungerathenes Kind!

Gerhard.

Aber warum habe ich Ihren Zorn verdienet? Ich gehorsame Ihnen ia in allen!

Magdelone.

Ein schöner Gehorsam! Du hast dich in das Mädchen verliebet, und wilst sie wider meinen Willen doch nehmen. Nicht einen Kreutzer solst du von dem Meinigen haben: ich will deiner Schwester alles geben; die Juthe aber, so krank sie ist, vor das Thor iagen lassen. Alsdann kanst du ihr nachlaufen, wann du wilst. Aber hier leide ich dich gewiß nicht.

Gerhard.

Ich habe ia nie gesagt, daß ich sie verlange. Denn ich will weder diese, noch eine andere heirathen. Meine Lebensart schickt sich nicht für einen Ehemann. Ich habe noch lange Zeit zu warten.

Magdelone.

Warten? Ich versteh es schon! Auf meinen Tod? Um sie alsdann gleichwol zu heirathen? Aber ich will schon dafür sorgen! Die Nächste Beste, die mir einfällt, oder die mir in das Gesichte kommt, must du mir gleich nehmen. Ich werde dir wol noch durch den Sinn zu fahren wissen!

Gerhard.

Ich weis nicht, Frau Mutter, was Sie mit diesem allem wollen? Sie ärgern sich, und haben wahrhaftig keine Ursache darzu.

Magdelone.

Was? Ich habe keine Ursache? Wann ein so gottloses Kind, wie du bist, seiner Mutter schon im

Leben

Leben allen Verdruß macht, und nach dem Tode noch keine Ruhe laſſen will? Ich würde mich noch in dem Grabe umkehren.

Neunter Auftritt.

Klugſinn und die Vorigen.

Gerhard.

Herr Vater, helfen Sie mir doch! Die Frau Mutter erzürnet ſich, und ich verſtehe nicht, warum? Sie verbietet mir die Heirath mit Juthen, die ich doch nicht verlange; und ſie wird verdrüßlich, wann ich ihr gehorſamen will. Ich weiß nicht mehr, was ich ihr antworten ſoll?

Klugſinn.

Lucie weint auch, und beklagt ſich, daß du ſie zu Erichen zwingen willſt; da doch weder ſie, noch du mit Ehren mehr von Eraſten weichen darf!

Magdelone.

Erichen? Nein; dieſen ſoll ſie nicht haben. Ich habe mich wiederum anders beſonnen. Ich will nichts von ihm hören. Mädchen wiſſen viel, was ſie thun ſollen: ſie flattern hin und her. Eraſte ſoll es ſeyn und kein anderer! Ich bin nicht unbeſtändig. Aber mit Gerharden iſt der Hauptzank, welcher wider meinen Willen Juthen haben will. Er läugnet, daß er verliebt ſey; damit er ſie wenigſtens nach meinem Tode, oder ſonſt an einem verborgenen Ort, heirathen könne.

Klugſinn.

Was? Gerhard? Für dieſen ſtehe ich dir gut: es würde mehr brauchen, ihn zum Eheſtand zu zwingen, als davon abzuhalten.

Magdelone.

Ach liebſter Mann! Die Jugend ietziger Zeit iſt ſchlau,

schlau und boshaft. Du bist für sie zu gütig. Sie überreden dich, was sie wollen.

Gerhard.

Wie wäre es aber, wenn mich Juthe so wenig zum Mann verlangte, als ich sie zum Weibe?

Magdelone.

Warum nicht? Wen könnte sie denn verlangen?

Gerhard.

Genug, daß sie schon in ihrem Hertzen einen andern hat.

Magdelone.

Wenn es nur wahr ist: doch ich tr innen nicht. (Magdelone gehet ab.)

Klugsinn.

Ist es nicht etwann Klitander?

Gerhard.

Ja, Herr Vater. Es ist noch ei aus ihrem Vaterlande.

Klugsinn.

Es ist mir leid um ihn! Er bekomm lich. Der alte Oldmann hat eine all neigung vor ihm.

Zehender Auftr

Fritzchen, und die Vori

Fritzchen.

Ach Herr Vetter, kommen sie doch ist ein entsetzlicher Lärmen hinten i alte Oldmann und sein Diener Ha Thüre von dem Zimmer der Jungfer J und sie alsdann entsetzlich geschlagen. und heulet, daß es erbärmlich anzuhören ist.

Klugsinn.

Klugſinn.

Ich muß alſobald ſehen, was dieſes zu bedeuten habe. (Er gehet ab.)

Gerhard.

Dieſer iſt wieder einer von euren Streichen, meine ſchöne Jungfern! Hat der Vater etwann gar den Arzt bey ihr angetroffen, welchen die Jungfer Baſe ihr angerathen hat?

Fritzchen.

Was für einen Arzt? Herr Magnus wolte keinen aus der Stadt haben, ich nennte ihm einen vom Lande, als man ihn aber beruffen wolte, kam er nicht.

Gerhard.

Stellen Sie ſich nicht ſo unſchuldig! Ich wolte wetten, es iſt Klitander. Als ob Sie es nicht ſelbſt angeſtellet hätten?

Fritzchen.

Was? Klitander? Ich weis nichts davon.

Gerhard.

Chriſtoph, der es mir geſaget, muß geſchwätzet, und der alte Oldmann ihn bey ſeiner Tochter angetroffen haben.

Fritzchen.

Dieſes iſt das erſte, das ich höre. Mir iſt alles unbekannt. Ich war ſchon lang nicht bey Juthe, ſondern in meinem Zimmer, und Erich bey mir. Eine Magd, die hinein kam, berichtete uns den Auflauf.

Gerhard.

Ich wette: es wird nichts anders ſeyn! Wie es aber für die arme Juthe ausſchlagen wird, weiß ich nicht.

Fritzchen.

Dieſes hätte ich von ihr nimmermehr geglaubet. GOtt behüte mich, daß ich mich etwas dergleichen

unterfangen solte! Wenn ich eine Person auch noch so liebte, wolte ich mich doch nicht so sehr vergessen. Dieß ist doch entsetzlich! Wem soll man doch auf der Welt mehr trauen? Kein Wunder, wenn ihr alsdann so übel von den Jungfern sprechet, da iene, welche man für die unschuldigste halten solte, dennoch so grosse Schalkheit verbirgt. Lieber wolte ich mein Lebtag ledig bleiben, als mir auf dergleichen Art einen Mann verschaffen.

Gerhard.

Eine Braut, wie sie sind, darf dieses ohne Gefahr sagen. Sie sind sicher, daß sie solcher Mittel nicht bedürfen, einen Mann zu erlangen. Aber diese Feinigkeiten, die Buhler in des Ehmanns Hause zu verbergen, werden ohne Zweifel doch noch erlaubt seyn? Gegen diese zu sprechen, würden sie übel thun. Man muß sich ein Luftloch lassen; es kan uns noch einmal gute Dienste thun!

Fritzchen.

Ich verlange mich derselben auf keine Art zu bedienen. Sie sind niemals ehrbar. Ich bin auch überdieß noch keine Frau, daß ich solche vertheidigen solte.

Gerhard.

Sie werden deren Nothdurft erst überlegen, wenn sie ihrer nöthig haben werden. Jetzo aber nicht einmal dergleichen thun, als ob Sie ihr künftiges Schicksal voraus sähen. Ich bin weit aufrichtiger. Ich gestehe, daß ich mir getraue, Ihren und Erichs künftigen ganzen Lebenslauf voraus zu sagen. Im Fall er es von mir begehret, soll ich es thun? Denn ohne ihre Erlaubniß will ich ihm so gar von dem Verflossenen nicht sagen.

Fritzchen.

Wenn man nicht Ihr loses Maul kennte, so solte man sich billig ärgern. Aber Ihnen nimmt man nichts übel.

Gerhard.

Gerhard.

Freylich. Den Wahrſagern niemals!

Fritzchen.

Sie wiſſen viel wahrzuſagen. Ich wünſchte lieber voraus zu ſehen, wie es noch mit mir ausſchlagen werde? Ob dieſer Sturm nicht meiner Verbindung mit Erichen hinderlich ſeyn wird?

Gerhard.

Ich dächte nicht. Denn meine Mutter iſt wieder völlig auf der Seite des Eraſte.

Fritzchen.

Ich muß zur Sicherheit hinüber laufen, damit Niemand etwas auf mich lügen möge, und ich unſchuldiger Weiſe in das Spiel käme.

Eilfter Auftritt.

Lucie, und die Vorigen.

Lucie.

Bruder, du ſolſt hinüber kommen! Sie warten auf dich, und man braucht deiner.

Gerhard.

Nur nicht zum heirathen: denn daraus wird nichts.

Lucie.

Gehe nur bald. Unſer Papa läſt dich ruffen.

Gerhard.

Ich ſoll Frieden machen? Sie wollen einander: ſo ſollen ſie demnach einander nehmen. Dann iſt es aus.

Lucie.

Mache nur fort, damit nicht ein neues Unheil entſtehe.

Gerhard.

Ich werde schon sehen, was zu thun ist. (Er gehet ab.)

Fritzchen.

Wie stehet es bey der Juthe?

Lucie.

Ich komme eben von dannen.

Fritzchen.

Ist es wahr, daß Klitander bey ihr, als ein Arzt verkleidet, gefunden worden? Dieß wäre erschröcklich! Wie es dem Vater schmerzen müßte!

Lucie.

Daran ist kein Geheimniß mehr. Ich und Eraste hörten gleich anfänglich das Schlagen an ihrer Thür. Wir liefen hinaus. Doch als wir hinkamen, war sie bereits aufgesprenget. Wir giengen nach ihnen hinein. Klitander kniete vor ihrem Bette. Oldmann und Hanns fiengen an, zuzuschlagen: denn dieser hatte eine Axt bey sich. Eraste ertappte Klitandern, welcher schon vom Leder ziehen wolte; führte ihn mit mir in das offene Nebenzimmer, und versperrte es. Nach diesem gieng es über die arme Juthe. Der Vater zerrte sie aus dem Bette auf die Erde, beleuchtete ihr das verbundene Gesicht; und da er die Tücher weggerissen hatte, fand er weder Beulen noch Flecken. Oldmann ward rasend, zog sie bey den Haaren, gab ihr alle ehrenrührische Nahmen, Schläge und Ohrfeigen: er stieß sie mit den Füssen in den Leib. Wenn Eraste, Erich, und ich nicht gewesen wären, ich glaube, er würde sie gar umgebracht haben.

Fritzchen.

Es ist mir leid, daß sie sich also verlohren hat. Sie hat sich dieses üble Betragen selbst zugezogen.

Lucie.

Dieses ist wol wahr. Aber was ist an dieser Ver-

Verbindung auszuſetzen? Der Vater hat keine Urſache etwas dagegen einzuwenden. Mir iſt ſehr leid um ſie!

Fritzchen.

Mir iſt lieb, daß ich bey dem Handel nicht geweſen bin; ſo darf ich für ſie kein Mitleiden tragen.

Lucie.

Warum kein Mitleiden? Sie iſt wol zu bedauren!

Fritzchen.

Wer ſie bedauret, könnte verdächtig werden, als ob er auch einen Antheil an dieſem ſchändlichen Spiel hätte; oder wenigſtens auch ein ſolches anzufangen, fähig wäre.

Lucie.

Dieß hilft dir nichts. Du biſt ohnedem bey dem Alten in Argwohn gerathen.

Fritzchen.

Ich, wie kan das ſeyn? Ich weis kein Wort darvon, als was ich erzehlen höre. Will etwann die boßhafte Juthe, um leichter durchzukommen, die Schuld auf mich wälzen und mich auch verhaßt machen? Mich um meine Ehre und um mein Glück bringen?

Lucie.

Vielmehr hat ſie dich vertheidiget, auch die Erfindung und Bewerkſtelligung der ganzen That ſich allein aufgebürdet.

Fritzchen.

Sie kan auch mit gutem Gewiſſen nicht anders. Ich habe keinen Antheil daran. Wie hätte ich denn ſollen hinein kommen?

Lucie.

Der Argwohn war: weil du dem alten Old-

mann einen Arzt nicht allein vorgeschlagen, sondern ihn auch hohlen zu lassen versprochen, Juthe aber erzehlet, er sey verreiset; sie hätte demnach durch ein Schreiben, welches sie Hannsen gegeben, Klitandern unter solcher Gestalt beruffen lassen. Sie hat ihm beygebracht, es sey ein Handlungsbrief, welchen der Herr vergessen, und auf dem Tische habe liegen lassen Er gestund auch, daß, weil er das Haus nicht gewust, er den Brief dem Christoph gegeben, welcher ihn befördert hätte. Da kommest du aus dem Argwohn. Die Bedienten wusten nicht, was sie gethan hatten. Doch wolte der Vater von seiner Tochter so viele Schlauigkeit nicht glauben. Meine Mutter kam darüber auch hinein, und Oldmann warf ihr vor: daß sie und ihr Haus die Schuld an der Verführung seines Kindes hätte. Da kam es zu einem Gezänke und Vorwürfen. Der Alte sagte: ich müste die Kuplerin gewesen seyn, und ihr solche Anschläge gegeben haben. Die Tochter erzehlte alles, was sie für Verstellungen erfunden, und mir selbst vorgetragen hatte. Es schien fast den Unserigen selbst unmöglich. Gerhard wird beruffen, um zu hören, ob seine Erzehlung mit der Juthe ihrer übereinstimme.

Fritzchen.

Ich hätte es selbst nicht von ihr glauben können! Wer unschuldig und ehrlich gesinnet ist, kan bey ietziger Zeit GOtt danken. Es ist mir lieber, daß ich es bin, als wenn ich die reichste im Lande wäre! Mich dauret nur der gute Alte, welcher so vielen Verdruß von seiner Tochter, und der Bruder, der so viele Schande von seiner Schwester ertragen muß!

Lucie.

Was Schande? Sie sind ia schon so lang mit Vorwissen ihrer Base in Coppenhagen gewisser massen verlobet. Klitander hat eine Menge Briefe gezeiget, welche sie ihm alle aus Norwegen geschrieben hat.

hat. Da verwunderte ſich erſt der Alte, wie dieſer Briefwechſel an einem einſamen Ort, wo er wohnte, habe können ſo lange Zeit ohne, daß er es bemerket, fortgetrieben werden.

Fritzchen.

Eine Jungfer, einen geheimen Briefwechſel!

Lucie.

Rede nicht alſo gegen mich. Wir kennen uns zu gut! Du wilſt nunmehro dem Alten beyſtimmen; damit dir dein Erich nicht entgehe.

Fritzchen.

Ach nein; es iſt nicht deswegen.

Zwölfter Auftritt.

Lucie. Klugſinn. Gerhard.

Lucie.

Fritzchen fürchtet ſich noch; ich aber habe meine Aengſten überſtanden.

Klugſinn.

Saget mir, Kinder! Iſt es nicht wahr? Ihr habt alle dieß Verſtändniß zwiſchen Juthe und Klitandern angeſtellet? Ich weiß gewiß, ihr habt es nur aus Furcht vor eurer Mutter von euch ſchieben wollen! Ihr hättet es aber kühnlich geſtehen dürfen. Was würde es denn geweſen ſeyn? Der Sturm geht vorbey, die andern verreiſen; und Oldmann würde weniger haben ausſtehen dürfen.

Lucie.

Wir hätten uns die Schuld gerne aufgebürdet, und die Strafe für ſie getragen: aber Juthe ſagte ja alles gleich ſelbſt, wie es war. Klitander hat es bekräftiget; was wolten wir thun? Daß ich von dem

Handel gewußt habe, welcher eine Erfindung der Juthe war, kann ich nicht laugnen. Aber es war meine Sache nicht, sie zu verrathen: ich stimmte vielmehr ein; weil es mir gleichmäßig den Vortheil der Zeit bringen könnte, die mir von der unangenehmen vorgeschlagenen Heirath abhelfen solte.

Gerhard.

Da ich nun das nehmliche ausgesaget; so wird es wol schon ein Ende haben?

Klugsinn.

Ich weiß nicht, wie es ausschlagen wird! Der Alte ist sehr hartnäckig, und will von Klitander nichts hören. Die Tochter will dagegen gar nicht mehr von ihm ablassen. Sie hat auch recht: denn muß sie mit dem Vater fort; so wird sie höllische Täge ihre ganze Lebenszeit durch haben.

Lucie.

Wenn sie aber nicht absteht, so kan er sie ia enterben?

Klugsinn.

Klitander begehrt nichts: er hat genug. Juthe hat auch mehr durch ihre Base bereits eigenes, als sie von dem Vater einmal zu hoffen hat. Und endlich: sie nennt sich eine Verlobte. Sie waren allein verschlossen. Ist der Vater so heicklich: so solte er froh seyn; daß er sie mit Ehren noch aus dem Handel bringt.

Gerhard.

Was will er denn an ihr aufheben? Die Mädchen wollen zur Thüre, oder dem Fenster hinaus. Verriegelt man ihnen die eine; entspringen sie bey dem andern.

Klugsinn.

Du bist ein grosser Sittenlehrer, wenn es die Frauenzimmer angeht! Aber die Heirath mit meiner

Base,

Baſe wird wol auch dadurch Schifbruch leiden. Und es iſt mir faſt nichts daran gelegen. So arm ſie auch iſt, ſcheint es mir doch nicht, daß es ein beſonders Glück ſey. Es gehört ein groſſer Entſchluß darzu, ſich in ein ſolches Haus zu wagen, wie das Oldmanniſche iſt. In dieſe Lebensart wird ſie ſich nimmermehr ſchicken.

Gerhard.

Sie thut bereits ſo alt, als ihr Schwiegervater. Schmählt er, ſo raſt ſie. Weint er, ſo heulet ſie. Spricht er von dem Alter, ſo redet ſie von der Sündfluth. Iſt er ſparſam, ſo iſt ſie geitzig. Dadurch nimmt ſie ihn ein, wie ſie will. Sie wird noch Herr und Meiſter über Jung und Alt werden!

Klugſinn.

Wenn man ſich doch zu dieſer dummen Lebensart entſchloſſen hat: ſo kan man auch nichts beſſers thun. Denn ein vernünftiges Einreden würde doch nichts helfen. Ich hätte ſie kaum für ſo ſchlau gehalten. Wenn ſie nur nicht die Larve zu bald abnimmt, und dieſe Lebensart noch ſo lange behält, bis der Alte ihnen Platz macht. Sonſten machen ſie das Spiel noch ärger.

Lucie.

Jetzo verſtellt ſie ſich, da ſie noch fürchten kan, ihn zu verliehren. Wenn ſie aber einmal verheirathet ſind; ſo wird ſie denken: ich habe ſchon, was ich will; alſo kan ich auch thun, was ich will.

Klugſinn.

Wenn es daran genug wäre! Aber Nein. Von der Einigkeit, in welcher man nach dieſem mit ſeinem Mann und den Schwiegereltern lebt, hängt die ganze Zufriedenheit und das Vergnügen ab. Es iſt nicht um das Heirathen allein zu thun, ſondern um das Haushalten!

Lucie.

Ach, Herr Vater! Sie ist zwar schlau; sie kennen sie ia: dagegen ist sie aber flüchtig.

Klugsinn.

Sie wird denken: das Haus wird sich selbst halten, wie man sagt. Sie hat sich genug als Jungfer plagen müssen; nun wird sie auch gute Täge zu haben verlangen.

Dreyzehenter Auftritt.

Magnus. Erich, und die Vorigen.

Magnus.

Ich komme selten weit von meinem Ort; und diesesmal muß ich dennoch zu meinem Unglück gereiset seyn! Ach hätte ich wenigstens nur meine Tochter nicht mitgenommen! Aber wer hätte sich dieses einbilden sollen?

Klugsinn.

Beruhigen Sie sich, mein lieber Oldmann! Sie müssen denken, Sie hätten den einen in Vorschlag, und der Himmel hat Ihrer Tochter einen andern bestimmet.

Magnus.

Ja, mit meinem Sohn ist es so! Der Tausch ist gut gerathen: er soll Fritzchen gleich mit sich nehmen. Sie ist ohnehin gesinnet, wie wir. Sie wird gern die hiesigen Gebräuche um unsere vernünftigere verlassen. Aber von Klitandern will ich nichts hören. Da sieht man, was die Verführung kan! Dieser Mensch war nur einige Täge um sie zu Coppenhagen, und in dieser kurzen Zeit ist sie so boßhaft worden; und wußte es noch überdiß so lange Zeit zu verbergen!

Klugsinn.

Klugſinn.

Sie mögen es nun nennen, wie Sie wollen. Nun iſt ſie ſchon einmal das, was ſie ſeyn wolte, nehmlich verliebt, ſchlau, und beſtändig. Itzo haben Sie dieſe Verderbniß nicht mehr zu beſorgen. Fürchten Sie aber, daß ihre Art weiters ausgebreitet werde, und ſie Ihnen nicht noch ihren Sohn und das fromme Fritzchen verführet: ſo laſſen ſie ſolche bey Klitandern zurücke.

Magnus.

Wenn ich es recht bedenke, ſo wäre Ihr Rath faſt der beſte. Verlohren iſt verlohren: dafür muß ich ſie ohnehin ſchätzen. Alſo ſey es. Sie ſoll Klitandern haben. Aber heute noch. Ich werde dieſe Nacht mit den übrigen in dem Wirthshauſe ſchlaffen. Da ſollen ſie nicht mehr zu mir kommen. Er ſoll auch ſammt ihr verſprechen, nicht nach Norwegen zu reiſen, ſo lang ich lebe.

Klugſinn.

Dieſe Bedingniß wird er endlich wol eingehen. Gehe, Lucie, verkündige ihnen die Einwilligung des Herrn Oldmanns.

Vierzehender Auftritt.

Magnus. Klugſinn. Gerhard.

Gerhard.

Aber warum ſind Sie ſo unerbittlich, Herr Oldmann, daß Sie Klitandern und ihre Tochter in ihrem Vaterlande nicht mehr zu ſehen verlangen?

Magnus.

Wie ſolte ich einen Mann bey mir dulden, welcher ſich von meinem ganzen Geſchlechte durch die vielen Reiſen, Sprachen und Kleider unterſcheidet?

Gerhard.

Gerhard.

Also würde ich mich auch nicht unterfangen dürfen, zu Ihnen zu kommen?

Magnus.

Wer die Tracht der Vorfahren verachtet, verliehrt auch ihre Unschuld.

Gerhard.

Warum haben Sie denn selbst dieselbe verlassen?

Magnus.

Wie, ich sie verlassen? Dieses kan mir kein redlicher Mann mit Wahrheit nachsagen! Mein Vater, mein Großvater, und so weiter, haben sie von ihren Voreltern ererbt.

Gerhard.

Und warum haben diese ihre Voreltern, welche doch nicht die ersten auf der Welt waren, die erste Tracht nicht beybehalten?

Magnus.

Wie? Sie hätten sie nicht beybehalten? Dieß ist unmöglich! Sie waren allzu ehrliche Leute; daß sie etwas daran hätten verändern sollen.

Gerhard.

Die ersten Menschen deckten sich nur mit einigen Blättern: alsdann veränderten sie ihre Tracht; und unser Volk kleidete sich in Thierhäute. Das Tuch und was sie sonst tragen, mein Herr, sind weit spätere Erfindungen. Warum gehen sie nicht nach der ältern Tracht? Waren iene Erfindungen löblich; warum sind die ietzigen boßhaft?

Magnus.

Was, in Thierhäuten sind sie gegangen? Dieses habe ich nicht gewust. Es mag doch auch nicht übel gewesen seyn! Aber das Tuch ist doch gemächlicher!

Gerhard.

Alle neue Erfindungen haben auch die Gemächlichkeit,

lichkeit, den Nutzen, oder einen andern Vortheil, zum Abſehen. Sobald als Sie demnach von dem erſten abgewichen, iſt es wol einerley, ob Sie dieſe oder iene Tracht annehmen.

Magnus.

Nein, das werde ich niemals thun! Ich, der im ganzen Lande allein hartnäckigt über den Gebräuchen unſerer Großeltern halte? Was würden die Leute ſagen? Ich getrauete mich nicht mehr, iemanden unter die Augen zu ſehen. Ich müſte mich zu Tode ſchämen.

Gerhard.

Ich wußte nicht, daß man einen Fehler mit Hartnäckigkeit behaubten müſſe!

Magnus.

Was Fehler? Wenn man ſich in der Unſchuld erhält!

Klugſinn.

Schweige, und ſey dem Herrn Oldmann nicht ferner beſchwerlich!

Fünfzehenter Auftritt.

Alle.

Lucie.

Hier bringe ich die verliebten Miſſethäter! Sie ſcheueten ſich herüber zu kommen: aber ich kündigte ihnen die Vergebung ihres Fehlers und Ihre Einwilligung in ihre Liebe an.

Klitander.

Herr Oldmann! Sie werden Selbſt erkennen, daß, wenn an der Wahl der Liebe die Vernunft nichts ausſetzet, wir dieſe mit Billigkeit nicht mehr verhindern können.

Juthe.

Ach, Herr Vater! Ich liebte Klitandern bereits so viele Jahre. Es dünkten mich derowegen alle Mittel erlaubet zu seyn, ihn zu erlangen. Ich kenne die Welt nicht. Vielleicht wenn ich besser wäre unterrichtet worden, so würde ich es nicht gewaget haben, Klitandern zu beruffen.

Erich.

Ach, liebster Herr Vater! Ich bitte: erbarmen Sie sich meiner armen Schwester! Ich weiß auch schon zu sagen, was es sey, verliebt zu seyn.

Fritzchen.

Ich weiß, Herr Klitander wird, wenn sie es begehren, auch auf ihre Art zu leben sich entschlüssen!

Klugsinn.

Was verziehen Sie, Herr Oldmann? Warum trösten Sie ihr liebes Kind nicht? Sie sehen, wie es in Aengsten steht, und an seinem Glücke zweifelt!

Magdelone.

Was soll das heissen, Herr Magnus! Ich kan auch böse seyn; aber nur selten: nicht zu lang, und nicht zu viel; und ich werde doch wieder gut. Alles muß einmal ein Ende haben!

Eraste.

Vergnügen Sie uns doch mit der Freude, daß wir Sie alle versöhnt und vergnüget sehen können?

Gerhard.

Sagen sie nur ia! Wenn es nöthig ist, wird Herr Klitander Ihrer Jungfer Tochter wegen, sich nicht nur so, wie Sie, kleiden, sondern sich gar mit einer Thierhaut bedecken.

Magnus.

Machet, was ihr wollet! Ich gebe alles zu! Die Welt geht doch zu Grunde! Ich bin allein, ich kan sie nicht mehr halten! Für mich ist nichts anders

übrig,

Digitized by Google

übrig, als Euch zu verlaſſen, und mich an einen Ort zu verfügen, wo ich weder etwas von euch erfahre, noch mich die Welt zu ſehen bekömmt: denn ſie iſt meiner nicht wehrt. Feuer und Flammen werden alles verzehren und der Boßheit den Garaus machen! Dieſes iſt das Glück, ſo ich euch und der ganzen Welt wünſche! (Er geht fort.)

Klugſinn.

Wir wollen Ihn nicht aus den Augen laſſen, bis die erſte Raſerey vorüber iſt; damit er nicht etwann in ein Unglück gerathe.

Gerhard.

Habe ich mirs nicht eingebildet, meine Jungfer! Die Natur macht euch eben ſo ſchlimm in eurem Hauſe, wie in der Welt! Fremd und einheimiſch, alt oder neu, iſt ein Volk; das iſt, Menſchen!
Der Gebrauch derſelben war allzeit
Liebe, und Betrug!

II.

Abhandlung
von dem Alter und Urſprung
des leinenen oder Lumpenpapiers,
von
P. D. L.

Wenn das leinene, oder Lumpenpapier aufgekommen, bekümmert ſich nicht nur der Gelehrte, ſondern auch der Ungelehrte. Da ich nun hierüber vor kurzem eine Unterſuchung angeſtellet, und ſelbige zu Begehung des höchſten Namenstages Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht, Herrn Friederichs, glorwürdigſt regierenden Markgrafens zu Brandenburg-

kulmbach, meines gnädigsten Landes-Fürsten, im Druck ausgehen lassen: als hoffe, sie gemeinnützlicher zu machen, wenn ich sie hiemit in einem teutschen Kleide hervor tretten lasse. Die Veranlassung dazu war des berühmten Herrn Syndikus zu Rotterdam, Gerard Meermans, Erinnerung wegen des Ursprungs unsers, oder des leinenen Papiers, welche den 28. December vorigen Jahres, auf einem halben Bogen in 8. ausgegangen. Meine Abhandlung sogleich zu übersehen, dienet dieser Inhalt:

I. §. Von leinenem Papier.
II. §. Ob es gleich Anfangs in Mülen verfertiget worden?
III. §. War vor dem seltener.
IV. §. Ist der Verzehrung ausgesetzt.
V. §. Hinfällig.
VI. §. Schwerlich zu siglen.
VII. §. Daher dessen Gebrauch sparsamer.
VIII. §. Auch nicht dauerhaft.
IX. §. Der auf Papier geschriebenen Bücher Alter ist ungewis.
X. §. Gewisser der Urkunden.
XI. §. Welches Herrn Syndikus Meermans älteste?
XII. §. Welches Herr Hofr. Hanselmanns?
XIII. §. Welches Herr Prof. Pestels?
XIIII. §. Welche alle die Onolzbachische am Alter übertrift.
XV. §. Wie?
XVI. §. Zu Anfange des vierzehenten Jahrhunderts.
XVII. §. Mit darauf gedrucktem Siegel.
XVIII. §. Wessen?
XIX. §. Wenn gegeben?
XX. §. Worüber?
XXI. §. Durch wen?

I. §.

I. §.

Dieser Bogen reichet nicht zu, alle Arten des Papirs zu erzälen. Es lieget auch nichts daran. Daran lieget aber dermalen, das kennen zu lernen, welches aus leinenen Fäden gemachet wird, die in kleine Stückgen zerschnitten, in einem Mörser mit dem Stämpfel zerrieben, und im Wasser erweicht zu einem Brei gemachet worden, darauf es mit einer bequemen Form geschöpfet, und an der Luft getroknet wird.

II. §.

Wie der Anfang aller Künste roh, gering und schlecht, also auch das Papir zu verfertigen. Der Mörser und Stämpfel sind unentbehrlich, das leinene Zeuch zu zerreiben. Ob aber der Stämpfel mit Händen, oder durch die Gewalt des Wassers, oder Windes beweget werde, daran lieget nichts. Denn so zerstiesen und zerrieben ja die alten, da sie noch keine Mülen hatten, das Getreide, als welches sie in Mörser schütteten, mit Stämpfeln: daher bei den alten die Handmülen so gewönlich. Da aber dieses alzuviel Hände forderte, welche zu andern Verrichtungen nüzlicher anzuwenden, auch zu hoch zu erhalten kamen; ist man Mülen zu erbauen also fortgegangen, daß an das äuserste der Räder etwas angesetzet worden, an welche der Strom oder der Wind schläget, wodurch sie fortgetrieben werden, und das Rad bewegen. Dem nach hat Papir ohne Beihülfe einer Müle können erzeuget werden. Es wäre wol auch nicht unanständig zu untersuchen, wenn endlich die erste Papirmüle errichtet, und wie deren Verbesserung immer mehr und mehr betrieben worden, daß die Mülen dieser Gattung zu unserer Zeit auf den höchsten Gipfel der Volkommenheit gelanget zu sein scheinen.

III. §.

Je schwerer aber unser Papir erzeuget wurde, desto wirthschaftlicher giengen die alten mit demselben um; wie es geschiehet, mit einer Sache, welche seltener ist. Diese schonten der Worte, mit wenigen vieles ausdrukend, und verhüteten sorgfältig, daß nicht durch eine weitschweifige Feder die Zeilen vermenget wurden, daß vielmehr jede leicht zu lesen, klar und unterschieden zu erkennen war, anders als die Nachkommen, welche auf vielen Bögen, ia ganzen Riesen, kaum das ausführeten, was nur mit drey oder vier Zeilen und in dem Raume einiger Finger breit die alten darlegten, welche Treu und Glauben nicht nach der Vielheit des Papirs abmassen.

IV. §.

Aber auch dieses leinene Papir ward den Motten und Schaben zur Speise, und Lockung der Mäuse, wegen des Leims, welcher aus gekochten Stüken von Häuten und Beinen zubereitet wird, als in den unser Papir eingetauchet und an der Luft getroknet wird.

V. §.

Daher ist es auch sehr hinfällig und zerbrechlich, daß so wol das Blat, als die Schrift, durch jeden wenig widrigen Zufal Schaden leidet.

VI. §.

Weil jene ältere Zeit weniger fruchtbar an Schreibern war, daß viel mehr der meiste Theil der sterblichen, welcher die Gesinnung seines Gemüths niedergeschrieben haben wolte, sich der Treue anderer, welche das schreiben verstunden, deren zu der Zeit wenig waren, also überlassen musten, daß sie nicht ein Mal durch Unterschrift der Namen, auser Kaiser und Könige durch ihren verzogenen Namen, das geschriebene für giltig erkanten; so war nöthig, sol-

ches

ches mit einem Sigel zu beveſtigen. Dieſes pflegte man an die Schreiben zu hängen, welches zwar bei den pergamenen bequem geſchehen können, bey den papirnen aber nicht ohne Gefahr eines Riſſes, welcher der Schrift ſchädlich, wegen des Sigels Schwere. Daß ſie aber ſolches auf das Schreiben gedruket, dazu war noch nichts da, welches auch erſt unſer Weltalter auf das anhaltendeſte gegeben: ſondern ſie nahmen eine Gattung Wachſes, auf welches ſie ein Papir legten, und darein das Pitſchaft druketen, das aber auch noch bei uns einem widrigen Zufalle unterworfen iſt.

VII. §.

Dieſes alles aber rieth einen ſparſamern Gebrauch des Papirs an, als welches weniger dauerhaft und auf die Nachkommen reichte.

VIII. §.

So aber auch ſie ſich deſſen häufiger bedienet hätten, ſo würde doch die Zeit, die alles verzehret, dergleichen Urkunden früher verdorben und noch anderes alſo verzehret haben, daß wenigere ein Alter erreichet und auf die Nachkommen wären gebracht worden.

IX. §.

Mehrere Blätter waren wol bequemer aufzuheben, wenn ſie in eines zuſammen gebunden worden; doch waren ſie ſo gut den Nachſtellungen, deren oben in dem 4. §. Meldung geſchehen, ausgeſetzet. Da nun aber die Abſchreiber weder auf der Stirne noch am Fuſſe das Jahr der Schreibung zu verſtehen gaben; ſo beſorge ich, daß nicht die Hofnung verringert werde und verſchwinde, daß daher Jemand das Alter des leinenen Papirs beſtimmen werde.

X. §.

Daher iſt kein Weg dazu offen, als durch Diplomata, welche unſer Weltalter immer hören läſſet,

als deren Gegeben und Gehandelt entweder das Jahr ausdruket, oder es zu errathen Spuren zeichnet.

XI. §.

Dem gelehrten Meerman ist zwar kein anderes ältestes, als aus dem quedlinburgischen Archive bekant worden, dessen in den braunsweigischen Anzeigen des Jahrs 1745. im 52. Stüke Anzeige geschehen, und im Jahre 1339. am Tage St. Veits, Modests und Crescens, auf Papir geschrieben, deren älteres die berühmte Königliche Gesellschaft zu Göttingen im Jahre 1755. noch nicht gewust.

XII. §.

Ein um etliche Jahre älteres, nämlich aus eben demselben 14. Jahrhunderte im 33. Jahre an den nehsten Fritage nach unsers Herren Ufartstage geben, hat Herr Hofrath Hanßelmann in der weiter erläutert- und vertheidigten Landes-Hoheit des Hauses Hohenlohe von denen Zeiten des sogenannten grossen Interregni 323. folg. S. aus dem Hohenlohischen Archive ans Tageslicht gebracht.

XIII. §.

Dieses Par übertrift ein anders im Jahre 26. eben dieses Jahrhunderts, welches der gelehrte Herr Professor Pestel zu Rinteln in dem 7. Stüke der Göttingischen Gelehrten Zeitungen von dem 1756. Jahre selbst zu besitzen bezeuget. Denn daß auch das andere Papir, welches eben dieser berühmte Mann selbst zu besitzen daselbst bekennet, von dem 1220. Jahre keinen sei, träget vorher gelobter Herr Hofrath Hanßelmann, sich auf das Ansehen der Gottweichischen Chronik 1. B. 1. Hauptst. 2. §. 13. S. steifend, Bedenken, deren Worte: Wegen des leinenen Papiers bleibet noch eine Frage übrig, wenn nämlich dessen Gebrauch angegangen sei: welchen einige gänzlich zum eilften, einige zum

zwölften

zwölften Jahrhundert ziehen, in dem sie, wie wir glauben, nicht den Unterschied zwischen dem seidenen und leinenen Papir beobachtet: wir halten daher dafür, daß kaum vor dem vierzehenten Jahrhunderte der Gebrauch des leinenen Papirs aufgekommen sei.

XIV. §.

Die kentbarste Gnade des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Herrn Markgraf Christian Friderich Karl Alexanders zu Onolzbach in Franken glorwürdigst regirend, machte mich im Monate Augusts vorigen Jahres so glüklich, durch Unterstützung seiner Hochwolgebornen Excellenz, Herrn geheimen Raths von Jung, unter andern des durch seine tiefe Einsicht in schönste Ordnung gebrachten und reichen Archivs eine Urkunde auf leinenem Papire zu nutzen und zu gebrauchen. Siehe da vor allen dieselbigen, die, so viel mir wissend, noch von Niemanden zum Vorschein gebracht worden, Worte, welche in unserer Sprache also lauten würden: „ Friederich von Gottes Gnaden der Aug. burgi„ schen Kirche Bischof saget den ehrwürdigen Män„ nern dem Dechant und ganzem Kapitel der feucht„ wangischen Kirche unsern liebsten Freunden seinen „ Grus und aufrichtige Liebe in dem Herrn. Es „ lieget uns an Hertzen den Mängeln unserer Kirche „ zu Hülfe zu kommen und derselben Vortheil und „ Nutzen zu befördern, so viel wir können und ge„ halten sind. Da wir nun nach einiger Männer „ und besonders unsers geliebtesten Vetters Ru„ dolphs von Hurnhain euers Propsts Berichte „ schon längst verständiget worden von einigen offen„ baren Gebrechen euerer Kirche, so wol in euern „ Sachen als Personen; deswegen wollen wir und „ befehlen, daß ihr über deren Verbesserung, auf „ die wir allerdings mit allen Treuen Acht haben

„ wollen, gewisse hiezu geschickte und tüchtige Män-
„ ner aus eurem Kapitel zu unserer Gegenwart nach
„ Augsburg auf die Zeit schicket, welche euch der
„ gescheide Man und unser lieber Meister Heinrich
„ von Nortenberch unser Schreiber bestimmen und
„ anweisen wird, in welcher ihr uns euerer Kirche
„ wie auch aller der eurigen Nutzen besorgen werdet,
„ mittelst unsers und euers Propsts Rath und Hülfe
„ wollend, daß ihr euere abwesende Kapitularen,
„ welche dem Herkommen nach herbei zu ruffen sind,
„ durch euere Briefe zu eben diese Zeit und Ort herzu
„ fodert, und vorhergedachten Meister Heinrichen
„ über das, was er euch von unsertwegen vorzu-
„ tragen, sichern Glauben haben wollet. Gegeben
„ zu Augsburg den 22 April.

XV. §.

Durch den Gebrauch, jenen getreusten Lehrmei-
ster, unterrichtet, wie viele die Begierde zu sehen,
was sie gewolt, hintergangen habe, zohe ich dieses
Blat wieder und wieder in Zweifel. Ist es erlaubt,
die Männer, welche der Fürst, der billigste Schätzer
der Verdienste, unterhält, und in den Sachen die
Urkunden betreffend sehr erfahren, zu Zeugen aufzu-
ruffen? Ja es wird dem erlaubt sein, der ihrer
Wilfährigkeit und Höflichkeit, mit welcher sie ihn
ganz ausnehmend aufgenommen und geheget haben,
ewig eingedenk ist, daß sie selbst sagen, mit welcher
Sorgfalt ich dieselbige geprüfet habe, und nicht eher
geruhet, als bis, ich möchte sagen, fast alle Sinne
übereinstimmend mich dahin gebracht, daß nichts
übrig, welches auch nur den geringsten Schein eines
Verdachts von sich gabe. Je stärker mein Gemüth
sich dawider setzte, ie stärker ward es überwiesen,
daß das Gemächte nicht seiden noch von Fäden der
Nus, welche der Baumwollenbaum träget, aus
deren innern eine Wolle gesponnen wird, sondern

leinen

leinen sei. Es mag aber dasselbe ungefähr der achte Theil eines Bogens sein, genug geleimt und Alters wegen ein wenig gilblich.

XVI. §.

Die Gestalt der Buchstaben ist keine andere, als welche zu Eingange des vierzehenten Jahrhunderts im Gebrauche gewesen zu sein, so viel tausend pergamenene Urkunden genugsam überweisen, welche bis hieher nicht ein Mal von dem grösten Kunstrichter angesprochen, oder verdächtig gemachet worden.

XVII. §.

Daß auch dieselbe Urkunde nicht jünger als der Bischof sei, welcher sie gegeben, redet das Sigel selbst, das auf deren Ruken so fest steket, daß es sich eher zermalmen als abreissen lässet, welches sich auch nicht so ausgedruket haben würde, wenn es wo anders her auf dieselbe wäre übergetragen worden. Und woher solte es sein übergebracht worden, weil zu der Zeit sie nicht auf die Pergamene zu druken, sondern an dieselbigen zu heften oder dran zu hängen, zu einer algemeinen Uebereinstimmung geworden war?

XVIII. §.

Diese Urkunde aber gab Friederich, der sich selbst der augsburgischen Kirche Bischof nennet. Fraget man: Wessen Geschlechts? so antwortet Bucelin in seiner Geistlichen und Weltlichen Ortzeitstambeschreibung im heiligen Teutschlande 1. Th. 13. S. Speet von Seymingen, unter welchem Namen er auch in einem Briefe des Jahrs 1315. welcher von Sr. Hochwolgebornen Excellenz Herrn geheimen Rath von Jung in jenen mit den besten Früchten angefülten Schalen, den Miscellanien, im III. Bande 236. S. Auszugsweise mitgetheilet worden. Bei dem Crus in den Schwäbischen Jahrbüchern III. Th. III. B. XVIII. Haubtst. stehet Fainin-

gen. Doch in Achils Pirmins Gassars geschriebenen Augsburgischen Jahrbüchern, die ich ehe dem dem seligen Herrn Hofrath Menken zur Sammlung seiner Schriftsteller Teutscher Sachen zur Presse zubereitet habe, habe ich Spat von Turnegg gefunden, wiewol aus Versehen daselbst im I. Bande 1472. S. Spact gedruket worden. Und keinen andern als Speerb von Thurnegg kennet der allerneueste glaubwürdigste Verfasser der Augsburgischen Geschichte, der Hochwolgeborne Herr von Stetten, im VI. Haubtstuk XVIII. §. Diesen Zwiespalt mögen beilegen, welchen erlaubt ist, der Augsburger Sachen näher einzusehen.

XIX. §.

Es bekennen aber alle mit einem Munde, daß seine Regierung von dem Jahre 1307. bis 1330 gewähret habe. Daß er binnen solchen Zeitraums jenen Brief geschrieben, hat seine gute Richtigkeit. So also bald nach angetrettenem Ehrenamte, hielte ich dafür, daß er es auch wenigstens mit einem Worte merken lassen, wie sich in vielen begeben. Er hätte nicht geschrieben: Da wir schon längst verständiget worden. Doch ist daher nicht erwiesen, daß er erst am Ende seines Lebens hervorgetretten. Denn auch davon würden sich vielleicht Spuren äusern.

XX. §.

Was gewisseres könte man vorbringen, so klar wäre, daß das Jahr 1307. welches Rudolphen von Hyrnhain in dem Biedermannischen Geschlechtsregister der Reichsfrey unmittelbaren Ritterschaft Landes zu Franken löblichen Orts an der Altmühl auf der CCXI. Tafel beigesetzet wird, dessen Sterbejahr gewesen. Wenigstens wird er daselbst Dom-Capitularherr und Dompropst zu Augsburg geschrieben. Daß er auch zu der Zeit, als jener Brief geschrieben worden, des Kapitels zu Feuchtwangen

gen Propſt geweſen ſei, wird aus dieſer Urkunde offenbar.

XXI. §.

Von Heinrichen von Norrenberch, dem Schreiber, der in derſelben genennet wird, läſſet ſich nirgends etwas ſpüren, daher einige Muthmaſſung deren Alters gemachet werden könte.

Dieſes erinnerte mich, es würden innerhalb zehen Jahren zweyhundert Jahre erfüllet, daß unſere Papirmüle nach mancherlei Herumſchweifen endlich oberhalb unſerer Stadt über dem Einfluſſe der obern Regnitz in die Saale ihren Platz gefunden, als zu der Zeit in dem ſämtlichen Landen des Fürſtenthums des Burggrafthums Nürnberg, welche da den Durchlauchtigſten Markgrafen zu Brandenburg in Franken gehorchten, die erſte und viele Jahre lang die einzige und der Buchdrukerei, welche dreizehen Jahr vorher zum Hof von Matthäus Pfeilſchmiden dem Vater errichtet worden, der fruchtbaren Mutter der übrigen in ſämtlichen vorher genanten Landen Papir darreichend, von der Zeit aber ſo verbeſſert, daß eben ietz der wunnerlichiſche Name auch die entfernteſten aufgebracht, ihr Papier, welches mit dem Holländiſchen um den Vorzug ſtreitet, daher zu holen.

Zum Schluſſe der feierlichen Handlung habe der anſehnlichen Geſelſchaft die mancherlei Gattungen, worauf man von Zeiten zu Zeiten geſchrieben, eröfnet, und von den meiſten Proben aus meiner Samlung vorgeleget.

Uebrigens, weil ein und der andere in dieſer Schrift etwas für ſich gefunden, mögte ich mich bereden laſſen, das weitläuftiger und mit beträchtlichen Urkunden auszuführen, was die Enge des Raums dieſes Mals verboten. Ich werde alſo die Beiträge mit allem Danke und und öffentlichen Ruhme ſo, wie mit andern Gefälligkeiten zu vergelten ſuchen. Geſchrieben zum Hof den 5. April im Jahre 1762.

III.

Erinnerung
gegen die Verfasser
der Briefe die neueste Litteratur betreffend.

Wir sind es unsrer Ehre schuldig, den Verfassern der Briefe die neueste Litteratur betreffend, zu sagen, daß sie von der hiesigen deutschen Gesellschaft ein ungegründetes, übereiltes und ungebührliches Urtheil gefället haben, dessen sie sich wol schämen müssen, wenn sie durch gegenwärtige Nachricht eines bessern belehret werden. Wir müssen die ganze Sache erzählen. Die würdige Erbin der grossen Verdienste ihres Vaters, eines unsterblichen Gottfried Thomasius, Fräulein Maria Regina Thomasius, ein Frauenzimmer von Gelehrsamkeit und Geschmack, ist von der hiesigen deutschen Gesellschaft den 16 Febr. 1760. zu ihrem vornehmen Ehrenmitgiede, ernennet worden. Ohne der Gesellschaft Vorwissen hat Hr. Prof. Gottsched, der mit dem Fräulein Thomasius in Bekanntschaft und Briefwechsel steht, auf diese Aufnahme eine Ode in das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit einrücken lassen, welche er ausser Zweifel selbst verfertiget hat. Von unserer Gesellschaft wenigstens kommt sie nicht her, wir nahmen auch keinen Antheil daran, und Hr. Gottsched hat nicht einmal die bemeldte Aufnahme des Fräulein Thomasius von uns erfahren können. Gleichwol nehmen die Verfasser mit einer garstigen Uebereilung und ohne allen Grund an, als ob einer von uns diese Ode gemacht und dem Hn. Gottsched zugeschicket hätte, und liefern deswegen im IX. Theil ihrer Briefe, S. 129. 130. folgende unerwartete Nachricht.

„ Eine

„ Eine ganz besondre Seltenheit habe ich
„ für Sie daraus (aus dem Neuesten) ausge-
„ lesen. Es giebt auch in Altdorf eine schöne deut-
„ sche Gesellschaft. Dies ist erst eine schöne Ge-
„ sellschaft! darinnen werden hochwohlgebohrne
„ gnädige Fräuleins aufgenommen, bey ihrer Auf-
„ nahme höflich und freundlich besungen und end-
„ lich oben auf den Helikon gestellet. Ein solcher
„ Gesang ist auch über die hochwohlgebohrne Fräu-
„ lein Regina Thomasius entstanden, (ich nenne
„ den Taufnamen nicht vergebens) davon ich Ihnen
„ nur das rührende und schöne Ende mittheilen kan.

Verdienste krönen dich. (Sey froh, o Gönnerinn)
Die Musen Frankenlands belorbern deinen Scheitel,
Sey ihrem Helikon hinfort die Königinn,
Wie du Regina bist. Solch Lob ist niemal eitel.

„ Fällt Ihnen hier nicht die Stelle aus dem Rabe-
„ ner ein: Sie heissen Dorothea; denn sie sind eine
„ wahre Gottesgabe: und da ich Theodor heisse;
„ so wird es überflüßig seyn, zu beweisen, daß wir
„ beyde für einander geschaffen scheinen. Ich sinne
„ schon lange nach, was für einen Taufnamen einer
„ unter den Herren Gesellschaftern haben müsse, da-
„ mit er sich füglich neben dem Namen Regina an
„ den fränkischen Helikon setzen könne. Muß sich
„ nicht der ehrliche Dichter gefreuet haben, daß er
„ den Namen Regina so schmeichlend für die Fräu-
„ lein angebracht hat. -- So weit sind wir nun,
„ daß wir noch nicht einmal die elenden Wortspiele
„ verbannet haben -- nicht einmal aus schönen deut-
„ schen Gesellschaften!

Ja! so weit sind wir nun, daß wir, um nur einen Einfall auszugeifern, ohne Ueberlegung und Untersuchung in den Tag hinein schreiben und Personen antasten,

antgsten, deren Werth wir nicht kennen, und von denen wir gar keinen Gegenstand, keine Gelegenheit, keine Zeile zu beurtheilen vor uns haben. Und das nennt man eine Kritik über die neueste Litteratur! Das sind die Richter über den Zustand der ietzigen Gelehrsamkeit! Fallen unsern Lesern nicht die Worte Platners in lance satura hierbey ein: Qui similem affectat principatum, omnem eiurare debet modestiam. Der Verf. des angeführten Briefes beobachtet dieses meisterlich. Wie vieles könnten wir noch sagen, wenn wir mit dem lieblos-witzigen Briefsteller im Ernste reden wollten!

* *

IV.

Altdorfische gelehrte Neuigkeiten

aus dem Monate Febr. und Merz.

Der Universitäts-Buchdrucker, J. G. Meyer, hat auf 1 und einem halben Bogen in 4. gedruckt: Gedanken von den Vorzügen der Verbindung eines Priesters, bey der Holste- und Tyroffischen frohen Verbindung, welche den 9. Febr. 1762. in Nürnberg glücklich vollzogen wurde, entworfen von einem der hochschätzbarn Verlobten aufrichtig ergebenen Bruder Hannibal Franz Christoph Holste, der Kirchen zu Pommelsbrunn Vicarius und der herzogl. deutschen Gesellschaft zu Helmstädt Mitglied.

Herr Joh. Erhard Anton Gräf, aus Bamberg, der zu Wien, Ingolstadt und allhier den medicinischen Wissenschaften obgelegen, hat den 15. Febr.

Febr. um die höchsten Ehren in der Arzneykunst zu erlangen, eine Inaugural-Disputation de lapidibus cancrorum citratis zu Katheder gebracht, und hiemit einstweilen die Licentiaten-Würde erhalten. Gedruckt bey J. A. Hesseln, auf 3 Bogen.

Den 16. Febr. feyerte die deutsche Gesellschaft das Geburtsfest ihres hochgebohrnen HErrn Präsidenten in einer ausserordentlichen Versammlung, in welcher der Vorsteher einen Versuch über die Einigkeit in Gesellschaft, Hr. W. D. Trötsch aber eine auf die Feyer dieses Tages gerichtete Ode abgelesen, die wir sogleich im Druck beyfügen wollen. Sodann wurden folgende neue Ehrenmitglieder ernannt und ausgeruffen: Jungfer Dorothea Juliana Linkin; der hochgebohrne des H. R. Reichs Graf und Herr Carl Heinrich Graf von und zu Wied, Herr zu Runkel und Isenburg, der Herren Generalstaaten der vereinigten Niederlande hochbestellter Oberster über ein Regiment zu Fuß, dann des hochf. Brandenburgischen rothen Adler-Ordens Ritter; Herr Friedrich Casimir Carl Freyherr von Creutz, Landgräfl. Hessen-Homburgischer Obervormundschaftlicher Geheimer Rath und Director aller Collegien, der Berlinischen Akademie der Wissenschaften und der Helmstädtischen deutschen Gesellschaft Ehrenmitglied; Herr Georg Christian Tröltsch, der Arzneyk. Doctor, hochf. Ellwangischer und hochf. Oettingischer Hofrath und Leibmedicus und E. Wohllöbl. Stadtraths zu Nördlingen Mitglied; Herr Christoph Wilhelm Friedrich Stromer von Reichenbach; Herr Johann Andreas Gebhard, Diakonus der Kirche zu St. Egidien in Nürnberg; Herr Christoph Melchior Schmidbauer, der Weltw. Mag. Kais. gekrönter Dichter, Diakonus zu St. Egidien in Nürnberg und der Akademie der Wissensch. zu Duisburg Mitglied; Herr Paul Daniel Longolius, des Gymnasii zum Hof Rector, der

der philosophischen Facultät zu Leipzig Beysitzer und der Jenaischen lateinischen Gesellschaft Ehrenglied; Herr Johann Georg Hofmann, der Weltw. Mag. der philosophischen Facultät zu Erlangen Adiunct, der Akademie daselbst Bibliothekarius und der freyen Künste zu Leipzig Mitglied. Ausser diesen hat Hr. Ludwig Miller aus Augspurg, seinen Antritt als ein ordentliches gegenwärtiges Mitglied mit einer Vorlesung von der Glückseligkeit genommen.

Unter dem Vorsitz des Prof. Wills hat ein hier studierender Ungar, Hr. Jakob Benedicti, eine philosophische Disp. de Iustitia DEI, praesertim punitiua, et bonitate summi Numinis in puniendo, die ihn ganz alleine zum Verfasser hat und auf 4 Bögen bey J. G. Meyern gedruckt ist, den 18. Febr. öffentlich und wohl vertheidiget.

Unser berühmter Herr Prof. Nagel hat zum Gebrauch seiner Vorlesungen die Reisen des R. Beniamins von Tudela ohne Uebersetzung herausgegeben, welche bey J. A. Hessel mit sehr saubern Buchstaben auf 3 und einem halben Bogen in 8. gedruckt sind. Der Herr Prof. gedenket nach einiger Zeit auch eine verbesserte lateinische Uebersetzung mit Anmerkungen über diese Reisebeschreibung zu liefern, wozu er des gelehrten Augspurger Predigers, Matthias Friedrich Beckens, an sich gekauftes MSC. über diese Reisen zu gebrauchen und das Beste davon herauszugeben gedenket, weil das Beckische Werk, das unser vortreflicher Wagenseil in der Vorrede zu der vierten seiner Exercitationum etc. durch öffentliche Aufforderung zu betreiben gesucht, von dem sel. Becken nicht völlig ausgearbeitet worden ist.

V. Ode

Digitized by Google

V.

Ode

auf das Geburtsfest
Ihres Hochgebohrnen Herrn Präsidenten
abgelesen
von
W. D. Tröltsch.

Den 16. Febr. 1762.

Wie iauchzt ein Mensch, wenn ihm das Glücke
Den Tag mit rothen Farben malt,
Wenn ihm ein günstiger Geschicke
Am heitern Horizonte strahlt?
Wenn er des Todes ofnem Rachen
Durch die ergriffne Flucht entrinnt,
Und bebend, auf zerstücktem Nachen,
Das Ufer der Errettung findt?

Wer malt das Feuer iener Freuden,
Das in der Brust des Freundes glüht,
Wenn Pylades nach langem Scheiden
Sein Glück in Damon wiedersieht?
Ich seh das Bild vor Augen schweben,
Das Auge, welches Liebe lacht,
Den Mund am Mund des Freundes kleben,
Der nichts als lallend Freundschaft sagt.

Ich sehe beyde sich umfangen,
Den Freund in seines Freundes Schoos,
Und Armen in den Armen hangen,
Und heisse Zähren brechen los.
Er fühlt die Brust vor Freuden schlagen,
Die an der Brust des Freundes liegt,
Er will von seiner Regung sagen,
Der Mund ist stumm, die Thräne spricht.

Wie

Wie freuet sich Korynthens Krieger,
Wenn er an seinem Wiegenfest
Sein freyes Vaterland, als Sieger,
Triumpfe jährlich feyren läst?
Wie muß ihm iede Stunde glänzen,
In der er Syrakus beglückt,
Da iede ihn mit Lorbeerkränzen
Und mit dem Ruhm des Helden schmückt?

So glänzt der Römer erstem Kaiser
Der Tag, der ihn hervorgebracht,
Der ihn durch blutge Siegesreiser
Zugleich zum Herrn der Welt gemacht.
Hier siehet er in langen Reihen
Vor sich die schönste Thaten ziehn,
Und unter sich die Völker freuen,
Und Rom, das Haubt der Erden, blühn.

Er hört nach seinen Thaten fragen,
Wovor der Doloper erbebt,
Und seinen Ruhm den Enkeln sagen,
Der selbst die Nachwelt überlebt.
Er schwingt sich über diese Sphären,
Gesellet sich den Göttern bey,
Er stehet vor der Geister Heeren,
Und glaubt, daß er ihr Führer sey.

So stark und edler wird mein Busen
Von nie gefühlter Lust belebt,
Ich fühle heut das Glück der Musen,
Das sich in unserm Reuß erhebt.
Heut ist Sein Fest, ich muß JHM singen.
Ich zittre - nein, ich sing JHM nicht,
Der muß wie Creutz und Kleist sich schwingen,
Wer von dem Ruhm der Reussen spricht.

Digitized by Google

Altdorfische Bibliothek

der gesammten

schönen Wissenschaften

herausgegeben

von der

deutschen Gesellschaft

daselbst.

Ersten Bandes viertes Stück.

Altdorf,
in Commißion bey Lorenz Schüpfel.
1762.

Digitized by Google

Digitized by Google

Selim/

Ein bürgerliches Trauerspiel/

in

drey Aufzügen,

von

G. P. V.

B. R. D.

Digitized by Google

Personen:

Selim, ein reicher angesehener Türke.

Madame von Chauve, eine Französin, unter dem Namen Zemire, dessen Sclavin.

Herr von Chauve, ihr Gemahl.

Clairville, ein Franzose.

Zaide, eine Sclavin, Zemirens Bediente.

Der Sclaven Aufseher.

Zwey redende Sclaven.

Der Schauplatz ist zu Constantinopel, in dem Hause des Selims.

Erster

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zemire. Clairville.

(Zemire ſitzt nebſt Clairvillen nachdenkend an einem Tiſche.)

Zemire.

Ich vermeyne allezeit eine ſüſſe Linderung zu verſpühren, wenn ich mich mit Ihnen, mein Freund, von meinen ausgeſtandenen Unglücksfällen, denn wer ſpricht nicht immer gerne von denſelben? unterhalten kan.

Clairville.

Gewiß, Madame: ſo oft Sie mir Ihr betrübtes Schickſal erzehlen, welches Sie nebſt Ihrem theuren Gemahl in die Sclaverey gebracht hat; ſo oft werde ich über die maſſen gerühret. Hat denn die Tugend nichts als Widerwärtigkeiten zur Belohnung! Muß denn einer ſo edlen Seele ſo vieles Unglück beſtimmt ſeyn!

Zemire.

Der Himmel, mein Freund, hat uns doch unter andern gütigen Geſchenken auch die ſchmeichle-

rische Hoffnung verliehen. Er wird auch meinem täglichen Kummer einmal ein Ende machen. Ich überlasse mich seiner weitern Führung, und danke ihm auf das demüthigste, daß er mir in Constantinopel solche Freunde geschenket hat, die an meinem Schmerze Antheil nehmen, und fühlen, was Unglück ist.

Clairville.

Derienige müste auch alle Zärtlichkeit abgelegt haben, den Ihr unglücklicher Zustand nicht rühren sollte. Doch .... Madame, sagen Sie mir: wird Selim bald wieder nach Hause kommen?

Zemire.

Er bestimmte keine Zeit. Ich wünsche aber seine Nachhauskunft auf das sehnlichste.

Clairville.

Hat er Ihnen versprochen, alles anzuwenden, Ihren theuren, Ihren liebsten Gemahl auszukundschaften, um ihn aus seiner Sclaverey zu bringen?

Zemire.

Er hat mir solches auf das heiligste versichert.

Clairville.

Sie können zwar, Madame, Ihrem Herzen diese Hoffnung gönnen; alleine, ich fürchte nur .... Ich rede mit Ihnen als ein vertrauter Freund, der, wie Sie ia selbst wissen, Ihre baldige Beruhigung wünschet und ...

Zemire.

Was fürchten Sie denn, Clairville?

Clairville.

Dieses, daß die Nachricht Ihren Wunsch nicht befriedigen werde. Sie wissen, wie hefftig Sie Selim liebet: und dem, der liebet, darf man am wenigsten trauen. Man versucht alles. Könnte er Ihnen nicht, damit Sie Ihm desto eher Ihr Herz

schenkten,

schenkten, zu seinem Vortheile eine List spielen, und die betrübte Nachricht mit zurücke bringen, daß man nicht das geringste von dem Aufenthalte Ihres Gemahls wüste? Wäre dieses unmöglich? Ich will es zwar selbst nicht hoffen. Der Gedanke ist nur zufällig. Selim ist ia sonst ein aufrichtiger, ein großmüthiger Mann. Er wird nicht ....

Zemire.

Ach, Clairville! Ich würde nicht Stärke genug besitzen, diese Nachricht anzuhören. Ich würde untröstlich seyn. Ich würde mich allen unangenehmen Leidenschaften, die sonst mein Herz so sorgfältig fliehet, überlassen müssen. Doch einige Stralen der Hoffnung sind mir übrig. Wenn ich mir anders trauen darf, so glaube ich: daß ich Selim diese kurze Zeit über habe kennen lernen. Er ist nicht fähig, iemanden zu hintergehen. Sein Herz ist zu edel, unglücklich zu machen. Er ist ein Freund der Tugend, und zeiget durch seinen Wandel, daß er den Trieb, tugendhaft zu seyn, nicht durch Verstellung und Schein entehret, sondern zum Vortheil anderer wirksam machet. Er sieht in seinen Handlungen denen ähnlicher, die mit den gereinigten Grundsätzen der Religion das beste Herz verbinden können, als denen, die durch erdichtete Lehren ihren Verstand verfinstern, und durch keine Gesetze von den unmäßigen Begierden abgehalten werden.

Clairville.

Ganz gut, Madame. Das ist allezeit Unbilligkeit, wenn man dasienige, was nicht wider die Natur des ganzen menschlichen Geschlechts streitet, einer einzeln Nation, oder Seckte zueignen will. Der Trieb, tugendhaft zu seyn, liegt in uns allen, und ieder ist im Stande, solchen zur Ausübung zu bringen. Die Reitzungen hierzu werden auch desto stärker, wenn wir aus dem Beispiel anderer

lernen, daß die Vortheile tugendhafter Bemühungen von groſſem Werthe ſind. Selims nützliche Reiſen, und deſſen beſtändiger Umgang mit Ausländern haben vieles zur Bildung ſeines guten Herzens beigetragen. Ich ſpreche ihm ſolches nicht ab. Wer kennet aber nicht die Schwäche des Widerſtands bei den Anfällen der Liebe? Wie bald verſchwindet oft die Tugend, ehe man ſich erinnert, daß man aufgehört habe, tugendhaft zu ſeyn? Solte nicht auch Selim einige Fehltritte begehen können? (Clairville nimmt eine von Ihren Händen.) Doch wir wollen nicht das geringſte von einem widerwärtigen Schickſale fürchten. Sie können Sich ia allezeit auf meinen Beiſtand verlaſſen. Sie wiſſen, ich bin nach Ihrem Gemahl Ihr beſter Freund. Ich darf Ihnen nicht erſt Proben meiner Freundſchaft ablegen. Sie kennen meine Zärtlichkeit. Ich würde alles für Sie thun. Ja, mein Leben würde ich für Sie aufopfern. Der Himmel wird ſchon für Sie, liebſte Freundin, wachen. Er verläßt die Tugend niemalen. Sie werden hier ia nicht wie eine gemeine Sclavin gehalten. Sie haben Freyheit, und alles was Sie ſich nur ſelbſt wünſchen können. Danken Sie dem Geſchicke, daß Sie in die Hände keines Tyrannen, ſondern in die menſchenfreundlichen Hände Selims gerathen ſind. Ich für meine Perſon bin ſehr zweifelhaft, mein Vaterland wieder zu ſehen. Sie wiſſen: ich war von dem Glücke nicht allzureichlich verſorgt. Ich kam hieher nach Conſtantinopel. Selim ſprach mich öfters wegen einiger Geſchäfte. Er ſuchte beſtändig meinen Umgang. Wir wurden bald die vertrauteſten Freunde. Er bot mir alle Hülfe an. Ich weiß im geringſten nichts von einem Manget. Würde ich wol vergnügter in meinem Vaterlande leben können?

Zemire.

Gewiß, man trifft ſelten ſolche Freunde an. Ach! wenn

wenn Selim nur auch durch Nachforſchung für meinen Gemahl ſich eben ſo beſorgt bezeigte! Clairville, ich verlaſſe mich auf Sie. Sie haben ia mein ganzes Vertrauen. Kaum kan ich die Nachrichten erwarten. Möchten Sie nicht, liebſter Freund, Selim aufſuchen, damit ich in balden erfahre, was er wegen meines Gemahls ausgerichtet hat, was ich zu hoffen habe?

Clairville.

Befehlen Sie, liebſte Freundin. Ich will gleich gehen. Machen Sie ſich nur indeſſen keine unnöthige Sorgen, und verlaſſen Sie ſich auf ihren Freund. Sie ſollen mich im kurzen wieder in ihrem Zimmer ſehen.

Zemire.

Beſchleinigen Sie nur Ihre Gegenwart, Clairville.

Clairville.

So bald es möglich ſeyn wird. (Er geht ab, und ſagt bey Seite.) Ach! wie liebe ich ſie!

Zweyter Auftritt.

Zemire, alleine.

Ich muß es ſelbſt geſtehen, der Himmel konnte bei allem meinen Unglück nicht mehr für mich thun, als mich eine Sclavin eines ſo großmüthigen Mannes werden laſſen, der mich ſeine Gewalt nur durch Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit empfinden läſſet. Ach! wenn ich noch durch ſeine Gütigkeit meinen theuren Gemahl umarmen werde! Wie angenehm werden uns nicht die Stunden entweichen, wenn wir uns wechſelsweiſe mit Erzehlung unſrer unglücklichen Begebenheiten beſchäfftigen werden! Er wird meine

Seele in die gröſte Zufriedenheit verſetzen. Ich werde in deſſen Blicken die Redlichkeit, die Treue, das liebenswürdige Feuer in gleicher Gröſſe entdecken, als damals, da wir einander unſere Herzen zum ewigen Beſitze widmeten. Ich werde noch die Sehnſucht in deſſen Blicken finden, die ihm ietzt unſere Trennung zur unerträglichſten Marter macht. Süſſer Vorſchmack unſrer Freude! was für Entzückungen! = = = = Doch wer ſtört mich? Biſt du es, Zaide? Was verlangeſt du?

Dritter Auftritt.

Zemire. Zaide.

Zaide.

Verzeihen Sie, Zemire, daß ich Sie ſtöre. Ich ſahe Herrn Clairvillen von Ihnen weggehen. Ich wolte Sie alſo nicht gerne alleine laſſen. Darf ich fragen, ob ſich Zemire nun völlig beruhigt hat? Wie vergnügt bin ich, daß ich wieder eine glänzende Heiterkeit auf Ihrem Geſichte erblicke! Vergeſſen Sie nur völlig alles, was Sie beunruhigen könnte. Erinnern Sie ſich nicht mehr Ihrer vergangenen Unglücksfälle. Selim liebet Sie ia recht ſehr; und Sie werden ſich doch wol noch entſchlieſſen, ihm Ihre Liebe zu ſchenken?

Zemire.

Du glaubſt alſo, daß ich dasienige vergeſſen könne, was meine Gedanken unaufhörlich einnimmt, und fragſt mich über eine Sache, die mir unmöglich iſt? Erinnere dich, ich habe dir es öfters geſagt, ia, ich habe es Selim ſelbſt geſtanden, daß er den erſten Anſpruch auf mein Herze haben würde, wenn er ein Chriſt wäre, und ich keinen Gemahl hätte. Ich ver-

ehre

ehre Selims Tugend. Ich bin Ihm auch über dieß allen, allen Dank schuldig: alleine die Bande, die mich mit meinem Gemahl vereinigen, sind allzustark, als daß sie etwas anders, als der Tod, trennen sollte.

Zaide.

Ach! wenn Sie wüsten, wie ängstiglich er für Sie besorgt ist, wie zärtlich er Sie liebet, wie oft er sich mit Herrn Clairvillen von Ihnen unterhält! Er will, daß Sie als seine Schwester gehalten werden, bis Ihnen das günstige Schicksal erlaubt, sich wieder mit Ihrem Gemahl zu vereinigen. Er giebt mir täglich Befehl, allen Ihren Winken zu folgen. Kurz, ehe er weggieng, sagte er noch: ich will alles anwenden, Zemiren zu befriedigen. Er sucht Ihnen mit allem ersinnlichen Eifer zu dienen.

Zemire.

Ich weiß alles, Zaide. Und ich hoffe, daß ihm meine Hochachtung, mit der ich ihn iederzeit verehren werde, ein Beweiß sey, daß ich ihn hochschätze.

Zaide.

Wenn er Sie aber verlieren sollte, würde er wol ....

Zemire.

Meinen Verlust können Ihm seine übrigen Frauenzimmer, die ihm seine Religion zu unterhalten erlaubt, ersetzen. Er kan nach seinem Verlangen wählen.

Zaide.

Er folget aber mehr den Gewohnheiten seines Volkes, als den Begierden. Die Wohnungen seiner Frauenzimmer sind mehr zum Genuß eines erlaubten Vergnügens und tugendhaften Umgangs, als zur Ausübung der Wollust bestimmt. Er schäzet

sich

sich beglückt, in dieser Gesellschaft Freundinnen guter Sitten zu finden: ia, er lehret sie durch sein großmüthiges Beispiel selbst, die unordentlichen Leidenschaften verabscheuen. Es ist ihnen auch erlaubt, diese Freystadt, wie er sie nennet, wenn sie wollen, zu verlassen.

Zemire.

Bewundernswürdiger Muselmann! So besitzen also wenige sein Herz?

Zaide.

Wenige. Und auch diese müssen sich durch ihr Verhalten dessen würdig machen.

Zemire.

Zaide, die Liebe, die du für Selims Tugend empfindest, überzeugt mich von der deinigen. Höre mich: wenn mir das Schicksal günstig wäre, daß ich meinen liebsten Gemahl bald umarmen solte, würdest du uns wol nach Frankreich folgen? Ich wollte daselbst für dein Glücke sorgen.

Zaide.

O Zemire! Es ist Ihnen bekannt, wie hoch ich Sie schätze, wie ich Sie liebe, wie ich Ihre Tugenden bewundere! Können Sie wol den geringsten Zweifel hegen? Ich würde mit Ihnen hingehen, wohin sie wollten. Ich würde immer bei Ihnen seyn. Ich würde beständig Ihrem Beispiel nachzuahmen trachten. Ach! wenn es doch bald geschehen mögte!

Zemire.

Genug. Ich bin dir gewogen. Du bist ein gutes Mädgen, und hast ein gutes Herz. Verlasse dich auf mein Versprechen. Bitte nur den Himmel, daß er unsre Wünsche befriedigen wolle, damit ⁂ doch stille ⁂ wen höre ich sprechen? (Zemire sieht auf den Eingang.)

Zaide.

Zaide.

Freuen Sie ſich, Zemire! Es iſt Selim.

Zemire.

Selim?

Zaide.

Ja, er iſt es nebſt dem Sclavenaufſeher. Ohne Zweifel wird er alle Ihre zärtliche Sorgen in eine ſanfte Ruhe verkehren. Ich entferne mich inzwiſchen: Ihr Befehl wird mich allezeit in der Nähe finden. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Zemire. Selim. Der Sclavenaufſeher. Clairville, ganz zu hinterſt an der Bühne, hört Selim und Zemiren zu, indem er ſich zwiſchen die Wand ſtellt.

Selim.

(Sagt bei dem Eingang zu dem Sclavenaufſeher) Clairville ſoll mich ſo gleich ſprechen, ſo bald er nach Hauſe kommt. (Der Aufſeher geht ab.) Willkommen, liebſte Zemire!

Zemire.

Sie kommen ſchon zurücke, Selim? Erwünſchte Ankunft! Noch nicht lange gieng Clairville aus, Sie aufzuſuchen. Ich bat Ihn darum. Entſchuldigen Sie meinen zärtlichen Kummer, weil ich die Helfte meiner Seele vermiſſe.

Selim.

Clairville ſprach mich vor kurzem. Er verließ mich aber bald wegen einiger zu verrichtenden Geſchäfte

schäfte. Verzeihen Sie mir, Zemire, daß ich Sie so lange verlassen habe. Nun kan ich Ihnen aber einen vollkommenen Trost mit zurücke bringen. Nun sollen Sie nicht mehr seufzen.

Zemire.

Mein Gemahl, Selim? Ist er also ....

Selim.

Er ist bereits ausgekundschaftet.

Zemire.

Und Sie haben ihn nicht gleich mitgebracht?

Selim.

Hören Sie mich nur, Zemire. Ihr Gemahl ist ohngefehr eine halbe Stunde weit von Constantinopel in der Vorstadt Galata in die Sclaverey verkauft worden. Einer meiner vertrauten Anverwandten, Amulem, hat sich bereits dahin begeben, ihn auszulösen, und er wird ihn alsdann so gleich zu mir bringen. Ich darf mich in allen auf dessen Treue und Freundschaft verlassen: deßwegen habe ich ihm auch dieses Geschäfte aufgetragen. Sie sollen Ihren Gemahl von meiner eignen Hand empfangen, Zemire. Könnten Sie doch die Regungen meines Herzens empfinden, die mich schon ietzt beleben, wenn ich an Ihre vollkommene Befriedigung, und an die unvermuthete Freude Ihres Gemahls gedenke. Ich vertiefe mich selbst in die reizungsvollsten Bilder, und sehe auf das lebhafteste die beneidenswürdigen Stunden in wechselsweisen Umarmungen verfliessen. Ich sehe die Sehnsucht, das Erstaunen, den Zweifel, die zunehmende Freude, die Entzückung in den Minen Ihres Gemahls. Und in Ihren Augen wallet Zärtlichkeit, Treue und Leben.

Zemire.

O Himmel! so haben dich doch endlich meine Thränen erweicht. O wenn doch dieser glückliche

Augen-

Augenblick schon vorhanden wäre! Doch, er wird vielleicht in balden erscheinen. Ach, Selim! wie soll ich Ihnen für diese Glückseeligkeit und für alle Ihre nicht zu zehlende Wohlthaten genugsam danken? (fällt vor ihm nieder) Nein, ich finde nicht genug Dankſagungen!

Selim.

Stehen Sie auf, Zemire. Dergleichen Erniedrigungen verlanget Selim nicht. Sie sehen, mit was für einem uneigennützigen Eifer ich Ihnen in allen diene. Sie sind hier uneingeschränkt. Sie haben Ihre völlige Freiheit. So bald Ihr Gemahl kommt, können Sie ohngehindert nach Frankreich abreiſen. Vielleicht werde ich Sie aus verschiedenen wichtigen Ursachen selbst begleiten. Wie gewiß aber werden Sie durch meinen fernern Umgang belehrt werden, daß ich Ihrer Liebe nicht unwürdig wäre, wenn Sie mir solche schenken könnten!

Zemire.

Ach Selim, Sie wissen, daß ich keine Freiheit verlange. Ich würde mit Ihrer und meines Gemahls Einwilligung diesen Aufenthalt selbst meinem Vaterlande vorziehen. Ich würde mich in der lehrreichen Gesellschaft eines solchen Gönners, wie Sie sind, ohne Sehnsucht nach einem gröſſern Glück befinden. Ja, ich würde auch selbst den Stand der Sclaverey nicht scheuen, wenn ich an der Seite meines Gemahls unter der, durch Mäßigung und Menschenliebe eingeschränkten, Gewalt eines Selims mein Leben zubringen müste.

Selim.

Ihre einnehmende Tugend, und bewunderns-würdige Zärtlichkeit, theuerſte Freundin, erregen in mir Hochachtung und ∴∴∴ Sie erregen noch mehr. Daß ich doch meine Empfindungen entdecken, und solche rechtfertigen könnte! Ich bin unglücklich, aber

aber doch noch glücklich, daß ich diese entflammten Regungen durch Ueberlegung stillen kan. Nein. Ich verlange nicht die Treue, die Sie Ihrem Gemahl schuldig sind, zu entehren! Ich werde Sie auch nicht einmal durch Prüfung schrecken, welche Sie doch durch Vorsicht und Schamhafftigkeit entkräften würden.

Zemire.

Wie erhaben sind nicht Ihre Gesinnungen, edelmüthiger Selim! Wen könnte ich auffer meinem Gemahl mit besserm Rechte wählen, mein Herz zu besitzen, liebenswürdiger Freund! Und wie glücklich schätze ich nicht selbst den wahren Gegenstand Ihrer Liebe! Zärtlichkeit, Liebe, Großmuth und Tugend, alles vereiniget sich in Ihrem Herzen. Und wie rühmlich und dauerhaft ist nicht ein Band, das solche Triebe bevestigt! Eine Eigenschafft verschönet die andere, und iede besitzen Sie in gleichem Grade. Doch mir gebühret nur, Ihre Freundschaft zu bewundern, da mir Pflicht und Gesetz verbieten, Ihre Liebe zu kennen. Was bedeutet aber die Unruhe? Was sollen die Seufzer, gerührter Selim?

Selim.

Ach, Zemire! Sie foltern mein Herz, da Ihre Treue Sie gegen die Vorstellungen der Liebe gleichgültig und unempfindlich macht. Wie schwer ist es doch, bey solchen Versuchungen, die mich bestürmen, unüberwindlich zu seyn! Doch meine Ehrbegierde soll mich trösten. Die Tugend soll mir die Empfindung erträglich machen, die die Leidenschaften in mir wirken. Jene soll in mir herrschen, damit ich diese bezwingen kan. Sie sollen hiervon die Zeugin seyn. Ja! Sie müssen mich völlig kennen lernen.

Zemire.

Bewundernswürdiges Beispiel der Tugend! Könnte ich mein Herz * * * * doch verzeihen Sie.

Meine

Meine Gedanken, welche die süsseste Hoffnung erfüllet, sind mit verschiedenen Vorstellungen beschäftiget. Ihre Großmuth, mein bisheriger Zustand, das Ende meiner Quaal, alles wird in mir rege. Erlauben Sie mir, zärtlichster Freund, daß ich mich auf kurze Zeit der Einsamkeit überlassen, und einige Augenblicke in dem Garten zubringen darf. Ich weiß nicht, die Stille hat etwas allzureizendes für mich. Mich deucht, meine Gedanken bilden sich alsdann die erfreulichsten Scenen, welche aber gleich einem Traum bald wieder verschwinden. Erlauben Sie mir diese Erfrischung. Ich werde Sie bald wieder sehen.

Selim.

Gut, Zemire. Ich will Sie bis dahin begleiten, und sodann meinen Freund, Clairvillen, zu sprechen suchen. Wie vielen Antheil nimmt nicht dieser liebreiche Freund an der vollkommenen Zufriedenheit seiner Freunde!

Fünfter Auftritt.

Clairville, welcher hervor tritt, allein.

Gehe nur, sicherer Nebenbuhler. Der Plan ist schon entworfen. List und Verstellung sollen mich glücklich machen. Hier sehe ich schon den getreuen Gehülfen meiner Unternehmungen, meinen Freund, auf dessen Treue ich mich gewiß verlassen darf.

Sechster Auftritt.

Clairville. Der Sclavenaufseher.

Sclavenaufseher.

Mein Herr! Selim ist begierig, Sie zu sprechen. Er wartete mit Sehnsucht auf Ihre Heimkunft.

Clairville.

Ich hätte ihn schon lange sprechen können, wenn ich nicht befürchtet hätte, meine Minen möchten ihm die Absichten meines Herzens entdecken. Er sprach eben mit Zemiren. Ich hörte alles. Wie schröcklich schien mir iedes Wort! Herr von Chauve ist ausgekundschaftet. * * * * Ach daß es möglich wäre, diesen Nichtswürdigen zu vertilgen! Doch, Freund, liebster Freund erinnert Euch, Eurer Zusage, und unterstützet mich durch Eure Hülfe zur Flucht. Zemire muß mit mir entfliehen. Ich werde sie durch die wichtigsten Gründe zu bewegen suchen, mir zu folgen. Und was könnte ihr wichtiger und empfindlicher seyn, als die erdichtete Nachricht von dem Tode ihres Gemahls? Was könnte sie wider Selim erbitterter machen, als die Versicherung, daß er ihren Gemahl ermorden ließ, um Besitzer ihres Herzens zu werden? Beschleuniget nur euren Beistand, Freund!

Sclavenaufseher.

Wie gerne wolte ich Sie befriedigt, und mich zugleich ohne Vorwürfe sehen! Es ist wahr, ich habe Ihnen versprochen, die Flucht mit Zemiren zu befördern. Doch könnte ich nur dieses Vorhaben vollenden, ohne zugleich den großmüthigsten Herrn zu beleidigen! Könnte ich doch die Grösse seiner Huld und die Nothwendigkeit meiner Pflicht vergessen!

Clairville.

Eure Zweifel, mein Freund, sind ohne Grund, und stammen vielleicht von einer unordentlichen oder schwermüthigen Vorstellung her. Was wollet Ihr Euch Vorwürfe machen, da ihr einem Freund, der Euch unendlich dankt, und zu belohnen sucht, redlich dienet? Ist die Ausübung der Freundschaft etwas strafbares? Und wodurch wird Selim von Euch beleidiget? Er ist ia ohnehin zu hochmüthig, Zemirens Herze sich eigen zu machen, so lange ihr Gemahl, der Herr von Chauve, lebt. Seine vermeinte Tugend gestattet ihm keinen vertrauten Umgang mit ihr. Wollet ihr aber vielleicht lieber das Unglück Eures Freundes, als den kurzen Verdruß eines Fremden sehen, der sich durch nichts Eurer Freundschaft würdig machte, und der noch in der Sclaverey gefesselt ist! Und habt ihr endlich von Eurem Befehlshaber, den Ihr so hoch schätzet, nicht so viel Standhaftigkeit gelernet, Euer mir bereits gegebenes Wort zu halten?

Sclavenaufseher.

Nun wohlan, mein Herr, Ihre Gründe bewegen mich, Ihnen in diesem Stücke behülflich zu seyn. Meine Vorsicht und Anstalten sollen Sie nebst Zemiren in Sicherheit bringen.

Clairville.

Habt Ihr aber auch bereits den Ort unsers Aufenthalts besorgt, wo wir sicher verbleiben können, bis wir unter Seegel gehen?

Sclavenaufseher.

Ich kenne einen Englischen Schiffs-Capitain, der mir schon viele Freundschaft erwiesen, und der mir auch hierinnen seine Treue nicht versagen wird. Bei diesem können Sie sich, ohne ausgeforscht zu werden, ungehindert bis zu Ihrer völligen Abreise aufhalten. Verlassen Sie sich auf meine Vorsorge,

und machen Sie nur die schleunigsten Anstalten zu Ihrer Flucht!

Clairville.

Ich danke Euch, Freund, für euren Rath und für Eure Sorgfalt. Ich erkenne Euch für den Beförderer meiner Ruhe, und meines Glückes ⁂ Doch ⁂ Welch ein schreckenvoller Anblick! O daß ich entweichen könnte! Ich sehe Selim auf mich zueilen.

Sclavenaufseher.

Ich entferne mich. Selims Name macht mich zitternd. Ach! daß ich ihn doch nicht kränken sollte! (geht bei Seite, daß ihn Selim nicht sehen kan.)

Siebender Auftritt.

Selim. Clairville.

Selim.

Vor kurzen suchten Sie mich, bester Freund, und iezt suche ich Sie. Ich habe Ihnen die erfreulichste Nachricht zu hinterbringen. Wie viel Vergnügen werden Sie nicht darüber empfinden! Ich habe des Herrn von Chauve Aufenthalt erfahren. Er wird in balden bei uns erscheinen.

Clairville.

(Verwirrt.) Den Aufenthalt des Herrn von Chauve? Er wird bald bey uns erscheinen? ⁂ Zemire wird vergnügt seyn.

Selim.

Ich schätze mich selbst glücklich, daß ich die Seufzer dieser Unglücklichen so erwünscht stillen konnte. Wie allgemein wird nicht bey der Ankunft ihres Gemahls unsere Freude seyn! Ich stelle mir schon die

die zärtlichen Umarmungen, die feurigen Küsse, die wechselsweisen Fragen dieser beyden Geliebten auf das lebhafteste vor.

Clairville.

Gewiß, Zemire ist glücklich, und Herr von Chauve kan Ihnen nicht genugsam danken. Wenn er nur Ihrer Güte würdig ist!

Selim.

Ich betrachte ihn schon zum voraus als den zärtlichsten Freund, und als den würdigsten Liebhaber Zemirens. Wie würde ihm sonst diese Tugendhafte ihre Liebe so standhaft schenken können? Warum würde ihr dessen Entfernung so schmerzlich fallen?

Clairville.

Nun ia. Sie sind beide beneidenswürdig ... Wenn doch das Schicksal ....

Selim.

Erlauben Sie mir, theuerster Freund; Ihre Minen verrathen mir einige Unzufriedenheit. Sie erinnern sich vielleicht an Ihr eigenes Schicksal. Wäre ich doch im Stande, Ihnen solches recht zu versüssen! Ihre Freundschaft verdienet es, und meine Liebe gegen Sie wünscht es auf das sehnlichste.

Clairville.

Sollte ich mir wol ein grösseres Glück, als Ihr Freund zu bleiben, wünschen? Schenken Sie mir nur noch ferner Ihre Gunst, Ihre Gewogenheit; so habe ich Glück genug.

Selim.

Diese besitzen Sie ohnedem schon. Doch hören sie einen Vorschlag, liebster Freund. Betrachten Sie ihn aber als einen Vorschlag eines Freundes, der nichts als Ihr Glück zu seinem Endzweck hat. Ich habe unter meinen Frauenzimmern eine liebenswürdige Italiänerin. Sie gefiel Ihnen bei

dem ersten Anblick, als ich Ihnen mein Serail zeigte. Diese ist Ihnen, nebst einer ansehnlichen Geldsumme zu Ihrem Lebensunterhalt, von mir bestimmt. Sie können Sie einmal mit nach Frankreich nehmen. Möchten Sie doch ihr Schicksal mit dem Ihrigen vereinigen; so würde ich vollkommen vergnügt seyn, wenn ich Ihre Freundschaft nur einiger massen damit belohnen könnte.

Clairville.

Ich danke Ihnen, mein Freund, auf das verbindlichste ∴ Ihre Gesinnung ist ausserordentlich gütig gegen mich ∴ Ich weiß nicht ∴ wie ich Ihnen ∴ Ich verlange ia keine andere Schätze, als Ihre Freundschaft. Erlauben Sie, daß ich bei Ihnen meine Lebenszeit ∴ Ich kan mich fürwahr nicht gleich entschliessen, Sie zu verlassen.

Selim.

Sie scheinen in eine kleine Verwirrung zu gerathen, Clairville? Habe ich Sie vielleicht durch dieses Anerbieten in etwas erschröckt? Es ist Ihrem eignen Willkühr überlassen: Sie können wählen. Mein Anerbieten soll bloß eine Belohnung Ihrer Freundschaft seyn. Wollen Sie aber längere Zeit in meiner Gesellschaft zubringen, so ist es mir um so viel angenehmer, und ich kan das Vergnügen haben, desto länger auf Ihre Freundschaft stolz zu seyn.

Clairville.

Freund, Sie sind mit Ihren Gütigkeiten gar zu verschwenderisch. Ich verdiene Sie nicht.

Selim.

Kommen Sie, Clairville. Wir wollen Zemiren sprechen, und Ihre Meynung darüber vernehmen. Sie soll über diesen kleinen Handel Richter seyn.

Clairville.

Clairville.

Ich folge Ihnen, Selim. (bei Seite) Könnte ich doch meine Liebe für Zemiren vergeſſen! (Sie wollen gehen, ein Sclave eilt aber auf Selim zu, und ſagt:)

Achter Auftritt.

Selim. Clairville. Ein Sclave.

Sclave.

Mein Herr!

Selim.

Was haſt du mir zu hinterbringen?

Sclave.

Man verlangt Sie eilends über eine Sache von Wichtigkeit zu ſprechen.

Selim.

Gut. (Zu Clairvillen) Vielleicht betrifft die Sache die Ankunft des Herrn von Chauve. Ohne Zweifel werden einige Nachrichten von meinem Vetter Amulem an mich kommen. Eilen Sie inzwiſchen zu Zemiren. Wie wird Sie ſich erfreuen! Ich werde nach einer kleinen Zeit bei Ihnen ſeyn. (geht mit dem Sclaven ab.)

* *

Neunter Auftritt.

Clairville, alleine.

Was für Zwang hatte ich nicht nöthig, dir meine Geſinnungen zu verbergen, verhaßter Selim!

Doch ich erstaune vor mir selbst! Wie wenig konnte ich mich dieses mal auf die Standhaftigkeit meiner Gedanken, und auf die Uebereinstimmung meiner Minen und meines Herzens, ia, wie wenig konnte ich mich selbst auf meine Unerschrockenheit verlassen. Wie? Ich wurde unruhig? Ich wurde verzagt? Sollte ich meinen Entschluß bereuen? Nein! Ich werde ewig der Stimme der Leidenschaft gehorchen. Ich werde meinen Vorsatz nicht brechen. Himmel, soll ich denn wünschen, Zemiren niemals gesehen zu haben? Ich kan mich unmöglich beruhigen, bis ich meinen Wunsch erreicht habe. Alle diese Martern sollen mir die Reizungen Zemirens auf das angenehmste versüssen.

Zehender Auftritt.

Clairville. Der Sclavenaufseher, der von dem hintern Theil der Bühne hervorkommt.

Sclavenaufseher.

Mein Herr, sind Sie noch nicht durch die Tugend Selims gerührt? Kan Sie dessen Freundschaft, von welcher er Sie auf das neue überzeugte, zu keiner ruhigen Gesinnung bewegen? Soll ich denn noch ferner zu einem Werkzeug Ihrer gewaltsamen Leidenschaft dienen?

Clairville.

Meine Gesinnung bleibt unverändert, und ich hoffe, Eure Standhaftigkeit, mein Freund, wird nicht auf das neue wankend gemacht worden seyn. Quälet mich nicht noch empfindlicher durch Eure Unbeständigkeit, als ich bereits durch die Anfälle meines

nes beunruhigten Herzens gefoltert werde. Sollte Euch meine Freundschaft und Eure wiederholte Zusage nicht zwingen können, mir beizustehen; so helfet mir aus Mitleiden. Liebster Freund, ich bitte, ich fleh Euch, verlasset mich nicht. Die Ermanglung Eures Beistandes würde meinen Tod befördern, oder ich würde gezwungen werden, das grausamste Mittel zur Erreichung meiner Wünsche, oder zur Sättigung meiner Wuth zu ergreifen. Selims Leben ⁘ ⁘ ⁘ ⁘

Sclavenaufseher.

Halten Sie ein mit diesen schröcklichen Gedanken! Ich erzittere vor Ihren Entschliessungen. Sie sollen in Ihrem Verlangen befriediget werden. Sie sollen ein Liebhaber Zemirens verbleiben, damit sie kein Wütrich und Mörder des unschuldigen Selims werden. Ich will mich überwinden, die Ruhe des liebreichesten Herrn in etwas zu stören, damit ich dessen Leben erhalte. Hier ist meine Hand zur Versicherung.

Clairville.

So bleibet denn Eurem Freunde beständig, bester Freund. Machet alle nöthige Zubereitungen zur Flucht, und sorget für unsern sichern Aufenthalt. Nun werden meine Wünsche bald erfüllet! Nun trotze ich dem Schicksale. Reizende Zemire! Was für Entzückungen werde ich in deinen Armen empfinden! Ich eile, Sie zu sprechen und Sie zu meinem Vorhaben zu überreden. Wie viele Vorstellungen, wie viele Beweise meines Vorgehens werde ich nöthig haben! Wie viele Einwürfe werde ich beantworten müssen! Doch nur getrost, Clairville! Die Liebe flößet dir schon Worte ein. Ich eile. Begleitet mich, Freund, und bekräftiget meine Erdichtungen durch euer Zeugniß.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zemire. Clairville.

(Zemire sitzt unter beständigem Weinen nebst Clairvillen an einem Tisch.)

Zemire.

Nein! Ich kan es nicht glauben.

Clairville.

(steht auf) Sie haben es aber selbst von dem Sclavenaufseher gehört, daß Selim noch nicht gar lange von dem vollzogenen Mord die grausame Nachricht erhielte. Sie schien mir unglaublich und erschröcklich, diese verruchte That. Himmel! Ihr theurer, Ihr liebster Gemahl ist erblaßt! Entsetzliches Unternehmen! Wie dauret er mich! Vielleicht irrt hier sein Schatten um seine liebste Gemahlin. Wer hätte iemals sich eine so unerhörte Boßheit vermuthen sollen. Falscher Freund! Heuchlerischer Selim!

Zemire.

Ach! Es ist unmöglich, Clairville. Wie grausam wäre diese Verstellung! Wer sollte nicht mit Grunde glauben, die Tugend wäre ein leerer Name, und Ihre eifrigsten Verehrer wären Betrüger, wenn Selim nicht wahrhaftig tugendhaft wäre. Nein. Es kan nicht seyn. Gütiger Himmel, lasse es nicht geschehen! Der bitterste Schmerz durchdringt mich! Mein Herze möchte mir brechen!

Clairville.

So glauben Sie nicht, Madame, daß man unter einer entlehnten Tugend das grausamste und boßhafteste Herz verbergen könne?

Zemire.

Digitized by Google

Zemire.

Ach, Selims Tugend ist gar zu strenge.

Clairville.

Verzeihen Sie mir, Madame. Sie reden bloß nach den Empfindungen Ihres Herzens. Sie beurtheilen anderer Bezeigen nach dem Ihrigen. Niemals kan man sich auf den Schein der menschlichen Tugenden überhaubt, noch viel weniger aber auf die blendende Tugend eines Barbaren verlassen. Ein Barbar bleibt doch ein Barbar. Selim ist ein Ungeheuer. Er befreyte Ihren theuren Gemahl aus keiner andern Ursache, als um ihn in seine Gewalt zu bekommen. Er nahm nur darum an seinem Schicksale Theil, um Ihn seiner blutdürstigen Liebe heimlich aufzuopfern. Erinnern Sie sich nur an das Versprechen, das er Ihnen mehr als einmal abgenöthiget: daß er nach Ihrem Gemahl der einzige seyn sollte, dem Sie einiges Recht auf Ihr Herz erlauben würden.

Zemire.

Ich weiß es, Clairville. Was that ich aber nicht in solchen Umständen, um ihn zu befriedigen? Glauben Sie denn, daß ich mich als eine Christin einem Unglaubigen überlassen würde? Bloß seine verstellte Tugend hat mich eingenommen .... Aber ach! wie bald werden diejenige betrogen, welche zu wenig Erfahrung und Klugheit besitzen, und die Reden anderer für Wahrheiten halten, die aus dem Herzen stammen!

Clairville.

Noch mehr, Zemire! Ich will Ihnen einen seiner finstern Kunstgriffe zur Beurtheilung überlassen, und wenn Ihnen dieser Beweiß nicht zureichend seyn sollte; so wollte ich fast sagen: Sie wären Ihres Schicksals nicht völlig unwürdig. Er weiß, daß ich ihr bester Freund bin. Vor kurzem, als er mich

sprach,

sprach, bot er mir ein Italiänisches Frauenzimmer aus seinem Serail nebst einer ansehnlichen Geldsumme an, und schlug mir vor, mit ihr nach Frankreich abzureisen. Ohne Zweifel suchte er durch diese wohl ausgedachte List mich von Ihnen zu entfernen, damit Sie gar keinen Vertheidiger, keinen Retter mehr übrig hätten. Was halten Sie davon?

Zemire.

Ich erstaune! Was für gefährliche Kunstariffe entdecket ein in der Boßheit geübtes Herz! Was für Ränke, die mühsam ausgedacht sind, bedarf ein verstellter Bößewicht, um unglücklich zu machen! Verfolgte Unschuld, wie schwer entfliehest du den Nachstellungen deiner Feinde! Mitten unter der stralenden Heiterkeit der Sonne entstehet ein fürchterlicher Sturm, der unser scheinbares Glück zu Boden schlägt.

Clairville.

Befriedigen Sie sich, Madame. Der Kummer, den Sie empfinden, wirkt in meinem Herze gedoppelte Schmerzen. Verlassen Sie sich auf mich. Mein Beistand und mein Arm sind zu Ihren Diensten. Wir dürfen uns nicht lange bei solchen Umständen, die mir und Ihnen höchst gefährlich sind, bedenken. Es ist kein anderes Mittel übrig, als zu fliehen. Wir wollen uns so lange in den Schutz des Französischen Ambassadeurs begeben, bis wir mit einem Französischen Schiffe sicher abreisen können. Entschliessen Sie sich. Ich will selbst, so bald es seyn kan, mit ihm sprechen. Ach, könnte ich Ihnen doch durch Aufopferung meines Lebens meine Redlichkeit, meine Treue genugsam bezeugen.

Zemire.

O harter Schluß! Wolan, Clairville, ich folge Ihrem wolmeynenden Rath, aber, der Himmel weiß es, mit Furcht und Zittern. Sie sind jetzt mein

einziger

einziger Freund, der mir noch übrig ist, mein Helfer, mein Schutz. Ach! retten Sie mich, retten Sie mich, Clairville. Abscheuliches Laster! Vermaledeite Verstellung!

Clairville.

Ihre Thränen sind gerecht, tugendhafte Freundin. Die Menschenliebe, die meinem Zorn noch Einhalt thut, hält mich zurücke, daß ich nicht das unschuldige Blut ihres zärtlichen Gemahls durch das lasterhafte Blut des schändlichsten Mörders zu rächen suche. Doch, ich denke nicht an Rache: ich suche Ihre Errettung. Mäßigen Sie nur, ich bitte Sie, in etwas Ihre Betrübniß.

Zemire.

Sollte ich nicht Thränen vergiessen, da ich einen Gemahl und mit Ihm alles, was mein Glück auf Erden war, verlieren muß! Habe ich es denn verdienet, daß ich für meine Liebe mit allem bestrafft werde, was nur schröcklich ist!

Clairville.

Beruhigen Sie sich. Ich bitte Sie. Ich werde unterdessen alle nöthige Anstalten zu machen wissen. Ich nennte mich selbst den abscheulichsten Verbrecher, wenn ich nicht verhinderte, daß Ihre Tugend durch die zügellosen Begierden eines unmenschlichen Selims entehret wird. Nein. Die Erde hasse mich, und der Himmel strafe mich, wenn ich Zemirens Unschuld kränken lasse. ∴∴∴ Doch, ich sehe Selim kommen, verbergen Sie Ihm Ihren Kummer. Verstellen Sie sich. Ob Sie gleich der bitterste Schmerz umhüllet; so lernen Sie, der Niederträchtigkeit in etwas nachgeben. Verbergen Sie vor ihm, so viel Sie können, daß Sie von dem Schicksale Ihres Gemahls, ach! wie sehr betrüber mich, besser unterrichtet sind.

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Zemire. Selim. Clairville.

(Selim setzt sich etwas nachdenkend nieder, Zemire und Clairville ingleichen)

Clairville.

Nun, was erhielten Sie für Nachrichten, Selim?

Zemire.

Ich erwarte sie voll Ungedult.

Selim.

Eben ließ mir mein Vetter Amulem Nachricht ertheilen, daß der Herr Ihres Gemahls ihm nur noch einige kleine Schwierigkeiten wegen seiner Auslieferung mache. Alleine, die Sache wird bald gehoben seyn, und wenn ⁂

Zemire.

Ach Selim! Ich beschwöre Sie bei allem, erlauben Sie mir, mich dahin zu begeben, wo mein Gemahl ist. Ich will selbst ⁂

Selim.

Bleiben Sie ungestört. Die Sache ist von keiner Wichtigkeit. Ihr Gemahl muß in balden bei uns ankommen.

Clairville.

Ich wünschte nunmehro selbsten zur Beruhigung Zemirens die Ankunft des Herrn von Chauve.

Selim.

Ich weiß, Clairville, daß Sie vielen Antheil an Zemirens Zufriedenheit nehmen, und überhaubt das Wohl Ihrer Freunde Ihre gröste Sorge seyn lassen. Haben Sie nur noch eine kleine Zeit Gedult.

Sie

Sie sollen Ihn bald zu sehen bekommen. Doch, mein Freund, haben Sie schon Zemiren unsern kleinen Handel erzehlt?

Clairville.

Ja, Selim. Ich habe aber den Entschluß gefaßt, bei Ihnen zu verbleiben. Zemire billigt es, und ist auf meiner Seite. Möchte ich Ihnen nur nicht überdrüßig werden. (steht auf und will abgehen.)

Selim.

Sie gehen, Clairville?

Clairville.

Ich habe einige Verrichtungen. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Zemire. Selim.

(welche sitzend bleiben.)

Selim.

Mein Anerbieten machte ihn vorhin schon in etwas verwirrt, und iezt scheint er bei nahe in ein Mißvergnügen zu gerathen. Allzuzärtlicher, allzuempfindlicher Freund! Welch ein Herz, das von der Freundschaft so gänzlich durchdrungen ist! Er will mich nicht gerne verlassen. Aber, Zemire .... Ihre Betrübniß scheinet sich wieder einzufinden. Ihr Kummer scheinet fast unserer Freundschaft gefährlich. Ihre Minen verrathen mehr, als Unruhe. Ein nagender Verdruß verstellet Ihre Züge. Ihre Augen, aus denen sonst Freundlichkeit und Achtung gegen mich blickte, fangen an, mich zu fliehen. Wie? So gar Thränen solten mein sorgsames Vermuthen bestättigen?

Zemire.

Digitized by Google

Zemire.

Thränen sind noch die einzige Zuflucht der Elenden, die kein Barbar zu wehren sucht. Lassen Sie mir diesen unglückseeligen Trost.

Selim.

Sie werden ia Ihren Gemahl in balden umarmen. Mäßigen Sie also Ihren Kummer. Ich bitte Sie = = = =

Zemire.

Gönnen Sie mir die Einsamkeit, und verschwenden Sie nicht ferner bei mir die Verheisungen, die mich martern.

Selim.

Meine Gegenwart, meine Bemühungen, meine Wünsche sind Ihnen zuwider, Zemire?

Zemire.

Verlassen Sie mich, wenn Sie nicht noch grausamer gegen mich seyn wollen, als Sie bereits gewesen sind. Nöthigen Sie mich nicht, dasienige zu entdecken, was mein Herze fühlt. Ich weiß es, ich bin überzeugt. Sie sind der Störer meiner Ruhe, der Feind meines Glückes.

Selim.

(steht auf) Wie? Was bedeutet dieß? Sie fangen an, mich zu hassen, weil ich Sie so sehr geliebt habe? Bin ich der Tugend und Freundschaft = = = =

Zemire.

Sind Ihnen denn diese Namen noch bekannt? Ach! entheiligen Sie dieselben nicht.

Selim.

Was sagen Sie? Lassen Sie Clairvillen, meinen besten Freund, reden, ob die Freundschaft, ob die Tugend iemals durch mich = = = =

Zemire.

Zemire.

(steht auf.) Sie sind noch so dreiste, Tugend und Freundschaft zu nennen, die Sie auf das schändlichste beleidiget haben? Legen Sie einmal die Larve ab; ich weiß alle Ihre Schandthaten.

Selim.

Ich erstaune, Zemire! Entweder Sie schwärmen, oder irgend ein Verräther . . . .

Zemire.

Keine Schwärmereyen. Vollenden Sie nur Ihre Boßheit, und tödten Sie mich mit eben dieser Hand, mit der Sie einen ach! unglücklichen Gemahl Ihren niedrigen Begierden aufgeopfert haben. Sie hoffen umsonst, den geringsten Wunsch derselben befriediget zu sehen. Ihre Versuche sind vergeblich, wenn sie noch so künstlich und boßhaft sind. Ihre Verstellung soll mich nicht betäuben, wenn sie auch in die letzten Grausamkeiten ausbrechen sollte.

Selim.

Das schmerzet mich, Zemire! Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen; allein der Trieb, Ihnen mehr, als Freundschaft, zu zeigen, und Ihr Glück dem meinigen selbst vorzuziehen, entsetzet sich bei diesen Beschuldigungen. Ich sorge für die Freiheit Ihres Gemahls, und Sie nennen mich dessen Mörder. Ich zeige mich als einen Freund und Beförderer Ihres Vergnügens und Ihrer Wünsche, und Sie halten mich für Ihren Feind und Verfolger? Woher entstehen diese fürchterlichen Gedanken? Ich beschwöre Sie, Zemire, entdecken Sie mir die Ursachen, die Sie zu einem so ungerechten Verdacht gegen mich haben verleiten können.

Zemire.

Ihre täuschende Worte, und Ihre boshaften Erfindungen sollen mich nicht länger bethören.

Selim.

Welch ein ungerechter Argwohn! Wozu verleitet Sie doch Ihr Eifer? Gut, Zemire. Ich will ganz gelassen bei Ihren Vorwürfen seyn. Ihr Zorn wird sich doch endlich vermindern. Er hat sich Ihrer ietzt zu sehr bemächtiget. Sie sind zu schwach, Ihre Handlungen und Worte zu beurtheilen. Eine ruhigere Stunde soll diese Sache bis auf den Grund untersuchen. Fast fürchte ich eine verdrüßliche Begebenheit. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Zemire, alleine.

(setzt sich.)

Nichtswürdiger Verräther! Wie oft ist das Gesicht die Larve des Herzens! Wie oft blendet uns der Schimmer des Glückes, der sich bald in schwarzes Unglück verfinstert! Ach! allzuhartes, allzugrausames Schicksal! Womit habe ich deinen Haß verdienet? Ach! mein theuerster Gemahl . . . Wo findest du Linderung deiner Schmerzen! Elende Zemire! Selim will sich auf alle Weise rechtfertigen. Clairville behaubtet dessen Boßheiten mit den stärksten und wahrscheinlichsten Gründen, und will, daß ich fliehen soll . . . . (steht auf) Nein, ich will nicht fliehen. Die Boßheit findet auch in der Flucht scheinbare Beschuldigungen. Ich verlasse mich auf dich, o Himmel! Deine Weege sind immer gnädig, immer gerecht. Handle mit mir, wie es dir am weisesten dünket. Du wirst meine Unschuld beschützen, und sie nicht einen Raub des Lasters werden lassen. Ich kan weiter nichts, als ein Leben verlieren, welches mir ohnedem zur Last ist. Was sollte noch die

Welt,

Welt, in welcher mein Gemahl nicht mehr ist, reizendes für mich besitzen? Würde ich stark genug seyn, mein gramvolles Leben zu ertragen, ohne beständig zu seufzen? Ich betrachte den Tod nicht als einen Verlust aller zärtlichen Empfindungen. Er ist mir Vollkommenheit. Da erwachet man nicht mehr zu sterblichen Sorgen. Da wird ∴∴∴ (Zemire sieht unwillig auf die kommende Zaide.)

Fünfter Auftritt.

Zemire. Zaide.

Zaide.

Wie? Was sehe ich? Zemiren in Thränen, da die Ankunft Ihres Gemahls nicht mehr weit entfernet ist.

Zemire.

Warum störst du mich, Zaide? Entferne dich eilends, und sage deinem lasterhaften, deinem niederträchtigen Befehlshaber, daß er, statt seiner verstellten Schmeicheley, womit er mich bisher verblendet hatte, das Ende meines Lebens beschleinigen soll. Ich werde auch die grausamste Art des Todes verlachen.

Zaide.

O Himmel! Was bedeutet dieß, Zemire? Wie? Selim? Eröfnen Sie mir doch ∴∴∴

Zemire.

Verlasse mich, woferne du einige Liebe gegen mich hegest, und beraube mich nicht der einzigen Linderung, meiner Quaal und meinem Schmerze nachzuhängen.

Zaide.

Welch eine ſchnelle und unbegreifliche Veränderung! (geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Zemire. Clairville.

(Clairville kommt eilends zu einem andern Eingang in das Zimmer gegangen, ſo bald ſich Zaide entfernt hat.)

Clairville.

Nun auf, zur Flucht, Madame! Folgen Sie mir geſchwind! Alle Anſtalten ſind gemacht.

Zemire.

Halten Sie ein, Clairville! Ich werde Ihnen nicht folgen ⁂

Clairville.

Wie? Warum?

Zemire.

Auf das ſtandhafteſte will ich vielmehr mein Schickſal, wenn es mir auch den Tod bringen ſollte, erwarten. Gewiß. Ich bin ganz auſſer mir. Ich weiß faſt nicht, was ich denken ſoll. Selim begegnete meinem Zorn, den ich ihm unmöglich verbergen konnte, auf das ſanftmüthigſte. Er entſchuldigte ſich. Er berufte ſich auf Sie, als ſeinen beſten Freund ⁂

Clairville.

Der Nichtswürdige!

Zemire.

Es iſt bei nahe unmöglich, daß deſſen Bezeigen, welches unveränderlich bleibt, und nur von Unſchuld und

und Redlichkeit zeuget, nichts als Boßheit und Verstellung ist. Clairville, wenn ich nicht die deutlichsten Beweise von Ihrer Freundschaft hätte; so würde ich bei nahe sagen: Sie sind entweder der größte Bösewicht, oder Selim ist der größte Verräther.

Clairville.

Wie, Zemire? So ist denn der Name eines Bösewichts die Erkenntlichkeit für alle meine Bemühungen? Belohnen Sie also meine treue Freundschaft? Selims Verstellung und neue Kunstgriffe haben Sie auf das neue bezaubert? Nun; so hat er seine Boßheiten vollendet. Gut. Ich überlasse Sie nunmehro Ihrem Schicksale, weil Sie es wollen, undankbare Zemire. Alleine, erinnern Sie sich an die getreuen Warnungen eines verschmähten Freundes, wenn Sie einst Reue empfinden werden, daß Sie zur Schande ihres Geschlechts, und zur Beschimpfung Ihres ermordeten Gemahls, ein freywilliger Raub der geilen Begierden, und eine schändliche Beute der Wollüste geworden sind. Glauben Sie etwann, von einem Meyneidigen Verschonung zu erlangen, der sich für einen Feind Ihrer Ehre aufwirft? Entehren Sie nur immerhin das Andenken Ihres Gemahls. Eilen Sie, fliehen Sie nur zu Ihrem Verderben. Ich werde bald für diesen Schimpf, den Sie mir angethan haben, genugsam gerochen werden.

Zemire.

Aller Trost ist mir benommen! Wohin ich sehe, ist Unglück. Wohin ich fliehe, sehe ich Feinde. Sollte ich auch um deinen Beistand, o gütiger Himmel, umsonst flehen? Nein. Nur deine Hülfe erwarte ich. Dein Schutz ist grösser, als alle Verfolgung. Deine Hand rettet mich von Schande und Verzweiflung. (geht ab.)

Clairville.

Welch ein unvermutheter Zufall! So muß mir dieser Streich dennoch fehl schlagen. Nun will ich meiner Rache den vollen Lauf lassen, und ....

Siebender Auftritt.

Clairville. Selim.

(welcher auf Clairville zukommt. Clairville steht ganz erschrocken.)

Selim.

Ich weiß nicht, Clairville, ob ein so zärtlicher Freund, wie Sie sind, mir seine Gegenwart lange entziehen kan? Sie verließen mich vorhin sehr kaltsinnig. Sie redeten von einer Ueberlast. Mein Anerbieten, welches doch auf Ihr Glück abzielte, machte Sie bestürzt. Doch .... ich will es nicht untersuchen, was Sie dazu mag bewogen haben. Vielleicht ist Ihre angeborne Zärtlichkeit daran Schuld.

Clairville.

Ich kan es nicht bergen, Selim, daß mich Ihr Anerbieten, Sie zu verlassen, in etwas bestürzt machte.

Selim.

Ich habe es Ihnen aber schon vorhin gesagt: daß Sie die Freiheit haben, alles zu verlangen, was Sie sich nur selbst wünschen. Sie sind mein Freund. Dieses, glaube ich, wird genug gesagt seyn. Wir werden in das künftige noch zu unserm größten Vergnügen wahrnehmen, wie glücklich diejenigen sind, die sich dieses Vortheils rühmen können. Doch sagen

gen Sie mir nur geschwind, mein Freund, was macht Zemire? Sie sprachen sie vielleicht vor kurzem?

Clairville.

(murrisch) Ja, aber unsere Unterredung, und Ihr Bezeigen gegen mich, waren sehr kaltsinnig.

Selim.

Kaltsinnig? Hat sie Ihnen nichts von einigen Verdrüßlichkeiten, welche zwischen ihr und mir vorgegangen, erzehlt?

Clairville.

Nicht das geringste. So viel ich aber aus ihren Minen vermuthen konnte; schien sie sehr aufgebracht zu seyn. Die Ursache ist mir selbst sehr fremde. Sie weinte beständig, und sagte ganz frostig, ich sollte sie verlassen.

Selim.

Sie dauret mich. Denken Sie nur, Clairville, was für Einbildungen ihre Seele bestürmen. Sie fordert das Leben Ihres Gemahls von mir.

Clairville.

Wie? von Ihnen?

Selim.

Sie nennte mich grausam, einen Störer ihrer Ruhe, einen Feind ihres Glückes; Namen, welche ihr ein aufgebrachter Sinn eingab. Kurz: ich verkannte die sonst zärtliche Zemire. Ich weiß nicht, wer ihr diesen erschröcklichen Argwohn, dafür ich zittere, mag eingeflößt haben? Soll denn dieses der Dank für meine Zärtlichkeit seyn?

Clairville.

Ich erstaune, Selim! Ist vielleicht die allzuheftige Liebe gegen ihren Gemahl daran Ursache? Dieser, wie Sie selbst wissen, liegt ihr beständig in dem Sinn. Ueberdieß wirkt die Einbildungskraft

allezeit etwas stärker bei einem Frauenzimmer. Eine Kleinigkeit ist manchmal im Stande, solches in Furcht zu setzen. Ihr angeborner Argwohn mag auch ....

Selim.

Was hat sie denn aber wegen ihres Gemahls zu befürchten? Sie weiß ia, daß ich mich seiner auf alle Art und Weise angenommen habe. Müssen Sie nicht selbst Zeuge seyn? Im kurzen wird er gewiß hier seyn. Kommen Sie mit mir, Clairville. Wir wollen uns berathschlagen, Zemiren eine unverhoffte Freude zu machen. So bald ihr Gemahl kommt, wollen wir ihn in einem Nebenzimmer verborgen halten, und sie alsdann überzeugen, wie ungerecht ihre Muthmassungen sind.

Clairville.

Ja, Selim. Dieses wollen wir thun. Ich werde Sie gleich in Ihrem Zimmer sprechen. Ich will nur vorher einige kleine Angelegenheiten besorgen. Vielleicht kommt unterdessen der Herr von Chauve.

Selim.

Kommen Sie nur bald zurücke, Clairville.

Clairville.

In kurzer Zeit, mein Freund. (gehen auf verschiedenen Seiten ab.)

Dritter

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zemire. Selim. Zaide von ferne.

(Zemire will Selim ausweichen.)

Selim.

Bleiben Sie, Zemire! Hören Sie mich nur. Hat sich denn Ihr ungerechter Zorn noch nicht vermindert?

Zemire.

Lassen Sie mir die einzige Befriedigung, den Augen dessen zu entfliehen, der mir die eine Helfte meines Herzens entrissen, und der andern vielleicht schon den Untergang drohet. Ich scheue keine Gefahr. Ich opfere gerne mein Leben. Ja, ich würde solches an das Ihrige setzen, damit ich die gefährlichen und eckelhaften Absichten vereiteln könnte, die Sie in Ihrer unreinen Seele hegen. Alle Ihre gekünstelte Ausflüchten und Erdichtungen, die Sie zu meiner Besänftigung vorbringen, sind vergeblich ausgesonnen.

Selim.

Zemire, mein Herz kennet keine Verstellung. Beruhigen Sie nur in etwas Ihre aufgebrachte Gedanken. Nichts als ein kränkender Argwohn, ein fürchterlicher Traum, der ein zärtliches Herze leichtlich einnimmt, ist vielleicht die Ursache Ihrer Unruhe. Oder, wenn es dieses nicht ist, verdiene ich denn bei Ihnen zu wenig Vertrauen, daß Sie mir die Gründe Ihres Verdachts entdecken?

Zemire.

Wie sollte ich dem vertrauen, der meine ganze Hoffnung vernichtet hat? Und was hätte ich für Vortheile zu hoffen, wenn ich Gründe anführen wollte, da die abscheulichste That, der gräulichste, der unmenschlichste Mord = = = = ach! daß der Schmerz mein Herz verzehrte! = = = =

Selim.

(bei Seite.) Wenn doch Clairville schon zugegen wäre! Ich bin nicht im Stande die empfindlichsten Klagen Zemirens länger anzuhören. Wo verweilet doch dieser theure Freund! Seine Zärtlichkeit wäre würdig, das beneidenswürdigste und noch nie gefühlte Vergnügen mit anzusehen. Doch, mein gerührtes Herz erlaubt mir nicht länger, Zemiren in Unruhe zu lassen. (zu Zemiren.) Bedauernswürdige Zemire! So will ich Ihnen denn meine ganze Grausamkeit zeigen. Ihre Zufriedenheit und das Bekenntniß, daß Sie mir aus Uebereilung Vorwürfe thaten, sollen mich für meine Mühe genug belohnen.

Zweyter Auftritt.

Zemire, Selim. Zaide. Herr von Chauve. Zwey redende Sclaven.

(Selim führt den Herrn von Chauve bei der Hand herein, und sagt, indem Zemire unbeweglich steht:)

Selim.

Umarmen Sie hier Ihren so lange gewünschten Gemahl. Ich verbarg Ihnen in etwas seine Ankunft, weil ich meinen Freund Clairvillen als einen

nen Zeugen unsrer allgemeinen Freude gegenwärtig zu seyn wünschte. Urtheilen Sie nun, ob meine Freundschaft nicht des Vergnügens werth gewesen, Sie unvermuthet glücklich zu sehen, und an Ihrer Zufriedenheit Theil zu nehmen. (Zemire will umsinken, Zaide unterstützt Sie. Ihr Gemahl, der Sie gleichfalls umarmt, sagt:)

von Chauve.

Ach! Gemahlin!

Zemire.

(mit schwacher Stimme.) Ach, liebster Gemahl!

von Chauve.

Meine bisherige Marter ist durch diesen Augenblick aus meinen Gedanken verschwunden. Oefnen Sie die Augen. Erkennen Sie den glücklichsten von allen Menschen, den zärtlichen Ehegatten ⁂ die Gütigkeit des Selims ⁂ dessen Großmuth ⁂

Zemire.

Ich sterbe in Ihren Armen!

Selim.

Fassen Sie Muth, Zemire!

Zemire.

Mein theuerster Gemahl! ach! ⁂ Sie leben? ⁂ Wir sollen vereiniget werden?

Zaide.

O frölicher Tag! Ich bin vor Vergnügen ausser mir!

Selim.

Ich möchte vor Freuden sterben! Ich verliere mich in Entzückung!

Zemire.

O ich glückseelige! Nichts als Vergnügen setzet mein Herz in Bewegung! Ach, Selim! Verzeyhen Sie mir! Clairville ⁂ Selim,

Digitized by Google

Selim.

Hätte ich doch diesen liebreichen Freund erwarten können! Wie empfindlich wird er seyn, daß ich ihn durch meine Eilfertigkeit dieses entzückungsvollen Anblicks beraubte! Ist er noch nicht zu Hause? Man suche Ihn überall! Er soll eilends kommen. (ein Sclave geht ab.) Wie vergnügt wird er nicht seyn! Wie wird er Ihren Gemahl ⁂

Zemire.

(mit schwacher Stimme.) Ach! Selim. Sie betrügen Sich. Er ist das abscheulichste Geschöpf. Ein Unmensch!

Selim.

(erschrocken.) Wie? Was sagen Sie, Zemire? Mein Freund, ein Unmensch?

Zemire.

Er trug die scheinbarste Larve. Er hintergieng Sie und mich.

Selim.

Clairville? mich hintergangen? Dieses ist unmöglich, Zemire. Sie urtheilen fast ein wenig zu schnell von einem Freunde, dessen Werth ich genugsam kenne. Er zeigte mir ia ⁂

Zemire.

Ach! Es ist mehr als zu wahr. ⁂ Hören Sie nur meine Beweise. Ohne Zweifel hatte er nicht die reinsten Absichten auf meine Person. Er suchte Sie bei mir auf das äusserste verhaßt zu machen; indem er mir die Nachricht nebst dem Sclavenaufseher, den er ohne Zweifel bestochen, hinterbrachte, als hätten Sie meinen Gemahl ermorden lassen.

Selim.

Ich erstaune! Nun begreife ich seine Zerstreuung, welche er zum öftern gegen mich äusserte.

Zemire.

Zemire.

Er wollte mich zu einer Flucht bereden; ich ſchlug ihm aber dieſes zu meinem Glücke ab, und ſagte: ich wollte mein Schickſal geduldig erwarten. Seine übrigen Kunſtgriffe, die er, mich zu überreden, angewendet, ſollen Sie alle noch erfahren. Verzeihen Sie gegenwärtig meiner Unruhe, wenn ich ſie bis auf eine bequemere Zeit verſpahre.

von Chauve.

Was für ein Nichtswürdiger muß dieſer ſeyn! So ſuchte mir dieſer Unmenſch meine Gemahlin zu entreiſſen? Welch ein Glück, daß ihm ſeine verfluchten Abſichten nicht von ſtatten giengen!

Selim.

Wo befindet ſich denn der Sclavenaufſeher?

Ein Sclave.

Ich ſahe ihn vor kurzem mit Clairvillen ſprechen, und merkte, daß ſie beide über etwas ſtritten.

Selim.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Dritter Auftritt.

Der vorhin abgegangene Sclave. Die Vorigen.

Sclave.

Herr! Clairville, deſſen Minen Wuth und Zorn verkündigten, gieng, wie ich erfuhr, vor einiger Zeit aus dem Hauſe.

Selim.

Ja, ja. Es iſt mehr als zu gewiß. Er gieng öfters beſtürzt und kaltſinnig von mir weg. Ich hielte deſſen

dessen fremdes Bezeigen für eine Wirkung der Zärtlichkeit, und meine Freundschaft verbot mir etwas widriges zu muthmassen. Doch leider! sehe ich das Gegentheil. Warum würde er mich sonsten gescheut haben, wenn er sich nicht einer schlimmen Handlung bewust gewesen wäre? Ich sehe nunmehr allzu klar, Zemire, daß Sie verführt worden sind. Sie sind völlig unschuldig. Das hätte ich von Clairvillen nicht geglaubt. Habe ich nicht gesagt: ich vermuthe in Ihren Reden einen verdrüßlichen Knoten? Warum haben Sie mir doch solches nicht eröfnet? Oder warum hielten Sie meine bisherige Aufführung nicht für einen genugsamen Grund, daß das Vorgeben eines heimlichen Feindes erdichtet wäre? Doch Sie sind von allen Vorwürfen frey. Ein zärtliches Herze ist allzuempfindlich, als daß es Scheingründe wiederlegen, und das verlarvte Laster bey dem ersten Anblick kennen sollte. Wir haben beyde Ursache zu klagen. Wir sind beyde hintergangen worden. Wie mächtig scheint doch noch das Laster gegen die Tugend! Wie leicht verstecket sich die Falschheit hinter dem reizenden Bild der Freundschaft! Ich sehe mich von einem Freund betrogen, der mir unsträflich schien und bei dem ich alle Wolthaten, alle Gefälligkeiten für viel zu geringe hielt, dessen Liebe würdig zu belohnen. Hätte sich wol die Boßheit empfindlicher an mir rächen können, als auf diese Art? Das ist ein schöner Dank für alle meine Güte und Freundschaft! Doch . . . . hier kommt der Sclavenaufseher?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Sclavenaufseher.

Sclavenaufseher.

Haben Sie Verzeihung, Selim: so ertheilen Sie mir solche.

Selim.

Ihr erscheinet noch, und verlasset Euch auf meine Güte, die Ihr so schändlich beleidiget habt, da Ihr Euch von den Lockungen des Lasters verblenden lassen! Wisset Ihr nicht, daß ich eben sowol ein Feind des Lasters, als ein Freund der Tugend bin! Wo habt Ihr euren niederträchtigen Gefährten?

Sclavenaufseher.

Er ist nicht mehr.

Selim.

Wie?

Zemire.

Er ist nicht mehr?

Sclavenaufseher.

Ja, und ich war gezwungen, sein Mörder zu werden. Ich muste ihn für seine abscheuliche That, die er begangen, und vor welcher Sie, Selim, erzittern werden, bestraffen.

Selim.

Was höre ich? Ihr seyd dessen Mörder? Und vorhero waret Ihr dessen Freund und Helfer?

Sclavenaufseher.

Vernehmen Sie nur meinen gänzlichen Bericht. Er bereitete Ihren völligen Untergang.

Selim.

Ich zittere!

Zemire.

Zemire.

Um des Himmels willen!

Sclavenaufseher.

Ich gestehe es: Clairville bewegte mich, daß ich Ihm versprach, Zemirens Entführung zu befördern. Ich that es, aber mehr gezwungen, als frey. Er drohete, er schwur, die äusserſten Mittel zu ergreifen, wenn ich Ihm nicht behülflich seyn wollte. Ihr Wohl, Ihr Leben, großmüthiger Selim, waren in Gefahr: diese zu schonen entschloß ich mich, doch iederzeit mit Furcht und Beben, seine unreine Absichten durch meinen Beistand zu unterstützen. Ich nenne es selbst ein Glück, daß solche vereitelt wurden. Doch, wenn nur der Boßhafte nicht schrecklichere Gedanken geheget hätte! Mit welchem Abscheu erinnere ich mich an solche! Die Rettung Ihres Lebens zwinget mich, Ihnen solche zu eröfnen. Voll Wuth und Rache eilte er, Sie gänzlich zu stürzen. Er verfügte sich zu dem Mufti und gab Sie als einen Feind unsrer Religion und heimlichen Christen an. So bald er von dieser verruchten That zurück kam, suchte er mich auf, und entdeckte mir voll Vergnügen seine unverschämte Boßheit. Schrecken, Schaam, Mitleid und Zorn bemeisterte sich auf einmal meines Herzens. Ich war fast ausser mir. Die bitterſten Verweise, die ich ihm gab, waren nicht hinlänglich, ihn zur Reue zu bewegen. Ich dachte voll empfindlicher Rührung an Sie und Zemiren. Nein, ich wäre der Nichtswürdigste, sagte ich, wenn ich diese schwarze That vor Selim verbergen sollte. Vielleicht ist er noch im Stande, sich zu retten. Wie? Verräther, ruffte er, so willst du meine süsse Rache kraftloß machen? Mein Stahl soll deine Verrätherey belohnen. Er gieng alsdann voll Räserey auf mich loß. Ich wurde gezwungen, mein Leben zu vertheidigen, und ein unglücklicher Streich, den ich ihm versetzte,

verſetzte, ſtürzte ihn zu Boden. Er fluchte noch halb ſterbend, und verwünſchte das Schickſal, das ihm nicht das Vergnügen geſtattete, die Wirkungen ſeiner Rache zu erleben. Er ſtarb und blickte noch zornig gen Himmel, daß wir nicht alle mit ihm zugleich erblaſſen muſten. Urtheilen Sie nun, ob ich Ihrer Verzeihung unwürdig bin, da ich einen großmüthigen Herrn wider einen Unmenſchen vertheidigte, und deſſen Leben zu retten ſuchte.

Selim.

Wo finde ich Worte! Wo finde ich Muth! Clairville, mein vermeynter Freund, den ich höher als mich ſelbſt liebte, ſoll der boßhafteſte ſeyn und durch eure Hand erblaſſen müſſen! Wäre es doch möglich geweſen, daß ihr euch und ihn zugleich gerettet hättet! Doch euer Herz iſt edel! Ich verzeihe euch. Daß doch Clairville eben ſo wenig Boßheit gegen mich gehabt hätte, als ich iezo Zorn und Unwillen wider ihn empfinde! Warum war ich doch zu unvermögend, ſeine Geſinnungen einzuſehen! Vielleicht hätte ich deſſen heimliche Feindſchaft durch Großmuth überwinden können. Wäre ich doch in meinem Anerbieten, das ich ihm that, vorſichtiger geweſen! Vielleicht habe ich ihn dadurch ſo empfindlich beleidigt! Doch ich hatte die redlichſte Abſicht. Hartes Verhängniß! Unverhoffte Kränkung unſrer Freude! Ich bin nunmehr der Unglücklichſte!

von Chauve.

GOtt, welch ein Unglück! Was für unerhörte Tücke! Welche verabſcheuungswürdige That! Sind denn Verzweiflung und Raſerey Wirkungen der Liebe? Ich erſtarre vor Entſetzen!

Zemire.

Welche erſtaunende Begebenheit! Soll denn die Tugend der Boßheit unterliegen?

Selim.

Mein Untergang ist hier. Schröckliches Schicksal! Ich bin elend, ich bin gestürzt, und durch wen? Durch einen Freund! Doch sein beiammernswürdiger Tod gehet mir zu Herzen ....

Zemire.

Weinen Sie nicht, Selim!

Selim.

Grausam ist der, der nicht weinen sollte! Ich liebte den Undankbarn, wie mich selbst. Ich suchte ihn glücklich zu machen, und er .....

Zemire.

Die Menschenliebe versagt zwar denen das Mitleiden nicht, von welchen wir beleidiget werden; aber Clairville ist dieser Zärtlichkeit unwürdig.

Selim.

Ach! Ich verzeihe ihm. Wie leicht ist der Uebergang von freundschaftlicher Liebe zur Leidenschaft, wenn der Gegenstand eine Zemire ist. Er war vielleicht anfänglich weniger boßhafft als zärtlich. Die Liebe verblendete ihn, und er war zu schwach, ihr zu widerstehen. Seine Anschläge wurden zu nichte gemacht, und dieses machte seinen angebornen Stolz und Ehrgeitz rege. Er gieng von der Liebe zur Rache, und ergrief das verzweiflungsvollste Mittel, uns alle zu stürzen. Wenn doch nur Clairville nicht das Werkzeug meines Unglücks wäre! Doch wenn mein Untergang beschlossen ist; so weiß ich auch zu sterben. Ich bin unschuldig. Nur Sie, meine Freunde, retten sich eilends. Entfliehen Sie auf das schleinigste Ihrem Verderben, sonst sind Sie verlohren.

von Chauve.

Wie, Selim? Wir sollten Sie sterben lassen? Wir sollten zugeben, daß Sie das Schlachtopfer

und

die Freude Ihrer Feinde würden? Nein, liebster Freund. Das wird nicht geschehen! Beruhigen Sie sich. Lassen Sie uns eilends alle Anstalten machen zu fliehen. Die Zeit streicht vorbey. Jede Minute ist kostbar. Nun haben wir die erwünschteste Gelegenheit, Ihnen alles dasienige zu vergelten, was Sie für mich und meine Gemahlin gethan haben. Kommen Sie mit uns nach Frankreich. Wir dürfen uns nicht daselbst über den Mangel des Glückes beklagen. Wir haben angesehene Eltern und mächtige Anverwandte. Wie sehr werden Sie sich erfreuen! Wie stolz werden Sie auf einen solchen Mann seyn! Kommen Sie mit uns, Selim! Sie sollen in unsrer Familie eben so viel als Anverwandter heissen. Sie sollen unser Freund, unser Vater, unser ganzes Vergnügen seyn!

Zemire.

Zemire vereiniget ihre Wünsche mit der Bitte ihres Gemahls: werden Sie ihr solches versagen?

Selim.

Wolan, meine Freunde, ich folge Ihrem Anerbieten. Ich war schon lange Zeit Willens, solches zu thun. Ich erwartete nur auf das sehnlichste Ihre Ankunft, Herr von Chauve, um Sie sämtlich nach Frankreich zu begleiten, und daselbst meine Absichten, die nur Clairville wuste, und die er mir zu schaden entdeckte, auszuführen. Meine Glücksgüter, Zemire, waren Ihnen, Ihrem Gemahl, und Clairvillen gewidmet. Aber, nun bin ich auf einmal eines ansehnlichen Theils derselben beraubet. Doch, ich vermiße sie gerne bei solchen großmüthigen Freunden. (Zu dem Sclavenaufseher) Euch, habe ich die Errettung von meinem gänzlichen Untergang zu danken. Ich werde nicht vergessen, euch solches zu vergelten. Anietzt verlange ich noch

von euch, unsere Flucht zu beschleinigen, und uns zu folgen. (Der Aufseher macht eine Verbeugung.) Eilen Sie nun, Freunde, um mich beglückt zu machen.

von Chauve.

Ja, kommen Sie, Selim. Unsre Freundschaft wird durch das Unglück nur vester! Trotz aller Verfolgungen, die man über Sie verhängen könnte, werden Sie allezeit der würdige Gegenstand unsrer Freundschaft verbleiben. Und wie würdig werden Sie erst unsrer Liebe werden, wenn ein höheres Licht Ihre Tugend bestrahlet, und Ihre Einsicht von der wahren Glückseeligkeit vollkommner macht.

Zemire.

Ja, theuerster Selim, dann werden Sie aus wichtigern Gründen tugendhaft und auch bei dem Schein des Unglücks der Glücklichste seyn!

II.

Anmerkungen über dieses Trauerspiel.

Gegenwärtiges Trauerspiel ist bereits mit Beyfall auf der Bühne erschienen: und obwol der Herr Verfasser aus Bescheidenheit ungewiß ist, ob der Beyfall mehr für ihn, oder für den Schauspieler gehörte; so kommt ihm doch der Ausspruch der Frau Dacier zu statten, welche es für ein Kennzeichen eines guten Schauspiels hält, wenn die Acteur mehr agiren, als reden. Die erste Anlage zu diesem Drama ist aus dem bekannten Versuch in

in moralischen Erzählungen und der daselbst befindlichen Geschichte Osmanns genommen. Niemand wird diese Wahl des Herrn Verfassers tadeln, der weiß, daß es dem tragischen Dichter erlaubt sey, so wol aus der wahren Geschichte, oder dem Roman, seinen Plan zu entlehnen, als selbigen aus eigner Erfindung zu dichten. Es giebt mehrere Beyspiele von der ersten Art der Trauerspieldichter, als der letzten: und es ist eine Ehre für die Erzählung vom Osmann, daß sie sich so wol zur Handlung schickte; eine Eigenschaft, die tausend noch so rührende Erzählungen nicht haben, und deßwegen nur für die wenigen Leser mancher Bücher, nicht aber allgemein für alle Stände brauchbar sind. Doch hat es dem Herrn Verf. gefallen, den Plan der moralischen Erzählungen zu ändern, und den geknüpften Knoten auf eine andere Art aufzulösen. Die ganze Geschichte des Osmanns schickte sich, ich will nicht sagen, nicht zur Einheit der Handlung, doch gewiß nicht zur Einheit der Zeit und des Ortes, wenn man gleich bey diesen beyden letztern Einheiten die Sache nicht so genau und ängstlich abmessen darf, als uns manche in der Poetik bereden wollen, die niemals Hand an einen Plan und dessen Ausführung geleget haben. Die Verfasser der Berlinischen Bibliothek der schönen Wissenschaften urtheilen deswegen, in ihrer vortreflichen Abhandlung vom Trauerspiele, ganz vernünftig, wenn sie sagen: „Die einzige Pflicht des Dichters wird also nur seyn, sich der Einheit der Zeit und des Orts so viel möglich zu nähern, und wenn er um grösserer Schönheiten willen davon abweichen muß, es so einzurichten, daß die Abweichung dem Zuschauer nicht sehr merklich werde. Hierzu wird nöthig seyn, daß er die Zeit und den Ort nicht allzugenau bestimme. Es werden sehr wenige Handlungen von einer gewissen Grösse in einer Zeit von zwo oder drey Stunden, so lan-

ge ein Schauspiel zu währen pflegt, wirklich vorgehen können: die Dichter haben sich also schon längst die Freyheit genommen, sich einer scheinbarn Zeit zu gebrauchen, oder vorauszusetzen, daß die Handlung eine längere Zeit als die wirkliche Zeit der Vorstellung daure." u. s. w.

Genug: Osmann war würdig, in Handlung zu kommen, und der Held eines Trauerspiels zu seyn; aber seine Geschichte mußte etwas verändert und umgearbeitet werden. Dieß hat der Herr Verfasser, wie uns deucht, glücklich bewerkstelliget, und auch deswegen ganz wohl gethan, daß er den Personen andere Namen gegeben hat, als sie in den moralischen Erzählungen haben. Daselbst wird der unglückliche Osmann so weit gebracht, daß er der Frau von Rouille, um ihre Ehre und Tugend zu schützen, ein Messer in die Brust stieß, und sie auf ewig von dem Herrn von Rouille, ihrem Gemahl, trennen mußte, den er ihr zu verschaffen, so eifrig und tugendhaft bemüht war. Er selbst starb durch Verrätherey und Tyranney, nach dem gewöhnlichen Schicksal der Rechtschaffenen, unbeklagt und geschmäht. Hier bleibt er am Leben, und reist mit dem Herrn und der Frau von Chauve, die er so glücklich vereinigte, nach Frankreich, in dem Entschluß, den er seiner Tugend noch alleine schuldig war, ein Christ zu werden. Dort triumphirte der verruchte Apostate, Herr von Brosse, über den gestürzten Osmann: hier stirbt Clairville von der Hand dessen, den er zu einer schwarzen That gebrauchen und verführen wollte. Dort ist eine umständlichere Erzählung von der ersten Bekanntschaft Osmanns mit seiner Sclavin, Fatime: hier treffen wir die Zemire schon als ein freyes Frauenzimmer in dem Hause des Selims an. Dort ist die Geschichte sehr weitläuftig und das Ende bis zum Grau-

sen

sen schröcklich: hier ist sie kürzer, und der Knoten entwickelt sich durch die Bestrafung der Bosheit und Errettung der Unschuld. Hier wird Zaide und der Sclavenaufseher in die Handlung geflochten, die dorten gar nicht vorkommen. Allerley kleine Umstände, z. B. von der liebenswürdigen Italiänerin, die Clairville haben soll, schmücken die Handlung im Trauerspiele aus, die in der Erzählung nicht befindlich sind: und umgewandt. Wie viel eignes bleibt nicht also unserm Verfasser in seinem Plan, dessen erste Anlage er den moralischen Erzählungen mit Vergnügen, und hiemit durch uns öffentlich, zurückgiebt.

Da wir inzwischen einmal angefangen haben, unsern Trauerspieldichter zu beurtheilen: so bitten wir uns von ihm und unsern Lesern die Erlaubniß aus, eine freundschäftliche Kritik noch weiter auszudehnen. Etwann unterhalten wir unsere Leser mit der Materie vom Trauerspiele noch öfter: dieß soll also eine Probe von dem seyn, was wir in Zukunft zu erwarten geben.

Dieses Trauerspiel gehört nach der Eintheilung der Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften ausser Zweifel unter die vermischten. Es soll Schrecken und Mitleiden erregen, welches mit der Bewunderung gewisser Character vergesellschaftet ist, und dadurch vermehret wird. Die Bosheit des Clairville, Zemiren zu entführen, über ihre Keuschheit zu siegen, den Selim zu verrathen, zu ermorden, und endlich des Bösewichts Tod, setzte uns in Schrecken: Zemire erwirbt sich unser Mitleiden, und ihre Keuschheit unsere Bewunderung, die iedoch derjenigen bey weitem nicht gleicht, die wir über den Charakter des Selims haben. Ein Türke, den seine Religion zum Sclaven

der Leidenschaften, und zum unumschränkten Herrn in seinem Serail macht, leistet Wunder der Tugend, der Menschenliebe, der Freundschaft, der Großmuth, der Freygebigkeit, von denen wir gar wenige christliche Beyspiele wissen. Cato ist kein Held gegen ihn. So weit gefällt uns der Plan und die Sitten unvergleichlich. Aber wo bleibt das Unglück des Helden, und das Mitleiden, so vornemlich er in uns erregen soll? Selim ist durchaus glücklich. Er ist reich; er ist liebenswürdig; er erreicht seinen Endzweck, der Zemire ihren Gemahl zu verschaffen, wofür er tausend Dank und stolzes Vergnügen einerndet; er entgeht der Hand seines Verräthers, den er gestraft und getödet weis: und damit seiner Glückseeligkeit nichts fehle, so wird er ein Christ. Ist nicht Selim der Canut und Clairville der Ulfo? Man lese, was die Verfasser der Bibliothek ꝛc. gegen diese zween Charactere und das ganze Trauerspiel einzuwenden haben. Nur eine einzige Stelle wollen wir aus ihrer Kritik über den Canut anführen, die vollkommen auf unsern Selim passet. „Alle seine Handlungen heist es, erwecken das süsseste Wohlgefallen in uns, sie sind vortrefliche Eigenschaften eines tragischen Helden, aber bloß diese Eigenschaften machen keinen tragischen Held; hiezu würde erfordert, daß sein Charakter nicht durchaus gut wäre, daß er einen Fehler begienge, aus dem ein Unglück fliessen könnte, alsdann würde er nicht allein Schrecken und Mitleiden erregen, sondern alle seine Handlungen, die uns iezt gefallen, würden wir alsdann bewundern.“

Doch der Dichter mag einwenden: daß Selims Charakter wirklich nicht durchaus gut sey, und daß er auch unglücklich werde. Nicht ganz gut ist er, weil er ein Türke ist, und weil er zu unvorsichtig und leichtglaubig in der Freundschaft mit dem Clairville

ville handelt; dergleichen Unvorsichtigkeit gegen falsche Freunde schon unzählliche Menschen ins Unglück gestürzet hat. Unglücklich ist er, weil er von dem niederträchtigsten Bösewicht gelästert, verrathen, von Zemirens Tugend verachtet, als ein Mörder mit den gräßlichsten Vorwürfen überhäufet und verabscheuet, und endlich durch die Verrätherey dahin gebracht wird, daß er Vaterland, Serail, Vermögen und Alles verlassen, und die Flucht ergreifen muß. Uns deucht, wir hätten die Gründe des Dichters in möglichster Stärke vorgetragen. Gleichwol bleiben wir auf unserer Meynung. Denn erstlich, daß Selim ein Türke ist, darf ihm als kein Fehler angeschrieben werden. Seine Geburt und Erziehung macht ihn zum Türken, so wie tausend Leute zu Christen: ia seine Tugend findet eben deswegen so grosse Bewunderung, weil er ein Türke ist. Die vermeynte Unvorsichtigkeit gegen den Clairville mag er zwar begangen haben: aber wie war sie einem guten Herzen vermeidlich? Wird nicht der vernünftigste und tugendhafteste Mann, wenn er nicht argwöhnisch ist, durch den Heuchler und falschen Freund betrogen? Fehlte Selim, wenn er ia gefehlet hat, nicht vielmehr auf Rechnung der Christen, von denen er das nicht glauben und erwarten kan, was leider Clairville wahr machte? Oder kan nicht Clairville in seinem übrigen Betragen, ehe er sich von der Leidenschaft und Liebe hinreissen lies, ein artiger, ein wenigstens zum Schein tugendhafter, ein zärtlicher Freund gewesen seyn, der auch den Selim wirklich so lange treu geliebet hat, bis dieser die ernsthaften Anstalten machte, Zemiren mit ihrem in der Sclaverey seufzenden Gemahl wieder zu vereinigen. Selim hat also, wie er vorgestellet wird, in der That keinen Fehler begangen. Zweytens: er wird nicht unglücklich. Die Vorwürfe Zemirens hätten einen andern, der noch nicht gelernet hat,

Herr über seine Leidenschaften zu seyn, in Wuth und Unglück bringen können. Selim aber bedauret nur die Zemire und bleibt immer sanftmüthig und menschenfreundlich. Er sagt zu ihr: Ihre Zufriedenheit und das Bekenntniß, daß Sie mir aus Uebereilung Vorwürfe thaten, sollen mich für meine Mühe genug belohnen. Bey der Vereinigung des von ihm glücklich gemachten Paars sagt er: Ich möchte vor Freuden sterben! Ich verliehre mich in Entzückungen! Die Verlassung seines Vaterlandes und eines Theils seines Vermögens machen ihn noch weniger unglücklich. Er entgeht vielmehr dadurch dem schröcklichsten Ungewitter, das über seinem Haubte schwebte. Er war schon lange Willens, sich dem Orte seiner Geburt und dem Joch einer falschen Religion zu entziehen. Er sagt selbst, im allerletzten Auftritte: Eilen Sie nur, Freunde, um mich beglückt zu machen. Der Herr und die Frau von Chauve waren auch im Stande, ihren Wohlthäter wieder zu beglücken, und sich thätig dankbar gegen ihn zu erweisen. Der Dichter läßt es ihnen selbst sagen: Nun haben wir die erwünschteste Gelegenheit, Ihnen alles dasjenige zu vergelten, was Sie für uns gethan haben. Kommen Sie mit uns nach Frankreich. Wir dürfen uns daselbst nicht über den Mangel des Glückes beklagen. Wir haben angesehene Eltern, und mächtige Anverwandte u. s. w. Mit einem Worte: kan der Ausgang dieses ganzen Trauerspiels für den Leser und Zuschauer wol erfreulicher seyn, als er wirklich ist? Werden wir wol den Helden bedauren? Wenn es demnach eine regelmäßige Tragokomödie giebt: so würden wir nicht den geringsten Anstand nehmen, gegenwärtiges Stück dafür zu erklären. Wenigstens ist es eine neue Art vom Trauerspiel, die wir jedoch nicht wollen getadelt haben, wenn sie nur das seyn soll, was sie wirklich ist.

Es

Es könnte aber auch ein eigentliches Trauerspiel leicht daraus werden, wenn man den Plan etwann also verändern wollte, daß nicht nur Selim einige Fehler, oder wenigstens mehrere Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen lies, sondern auch endlich mit samt der Zemire verunglückte. Der Großvezier, Selims Feind, der auch in den moralischen Erzählungen vorkommt, und an den Clairville Zemirens Schönheit und Selims Tugendverrathen hatte, müßte in dem Augenblick, da man in Selims Hauſe die Verrätherey erfuhr, und ſich zur Flucht anſchicken wollte, die Geſellſchaft überraſchen. Selim wird gefeſſelt. Er ergiebt ſich ſtandhaft und in dem Vorſatz chriſtlich zu ſterben in ſein Unglück. Zemire, von den ungeſtümmen und niederträchtigen Schmeicheleyen des Großveziers, ſeinen geilen Zudringlichkeiten, und dem Befehl, ſie in ſein Serail zu bringen, auf das äuſſerſte gebracht, erſticht ſich, da die Wache ſie eben fortſchleppen wollte. Der Böſewicht Clairville könnte am Leben bleiben, um von dieſem tragiſchen Anblick gefoltert zu werden. Wollte man den Selim mehr türkiſch, als chriſtlich handeln laſſen, ſo würde er, nachdem ſich der Großvezier gleich wieder entfernet hat, und man die Zemire nun fortſchleppen, ihn aber feſſeln will, zuerſt der Zemire, dann ſich den Dolch in die Bruſt ſtoſſen. Dies iſt, würde er mit den moraliſchen Erzählungen ſagen, der letzte Schutz, Zemire, den ich ihrer Ehre und Tugend erweiſen kan: er iſt grauſam, doch er iſt der einzige; ich räche Sie durch mein eignes Blut, ſo ich in Ihres miſche . . . .

Die ganze Handlung würde nun auch etwas weitläuftiger und vollſtändiger werden, da ſie unſerm Dichter ſchier zu kurz gerathen iſt. Es wird zwar nicht getadelt, daß man wenig Materie zu einem

Drama

Drama nimmt, wenn sie nur interessant ist: aber es wird auch desto mehr Genie und Kunst erfordert, sie ohne Zerstreuung und Einmischung matter Episoden, so zu erweitern, zu schmücken und auszutheilen, daß ein ieder Theil seine Wirkung leistet. Beym Racine ist, wie Batteux angemerket hat, der Stoff der Trauerspiele so klein, daß man fast fürchtet, er werde nicht hinreichen. Ein anderer, sagt er, als Racine, hätte kaum drey Actus aus der Athalia gemacht. Allein Racine machte doch deren fünfe und beobachtete die Kunst der klügsten Austheilung seines dichterischen Vermögens, welches eben so viel, ia noch mehr werth ist, als die Verschwendung bey einem grossen Reichthum. Wenn man freylich mit seinem Reichthum so glücklich umzugehen weis, daß man sich selbst nicht ärmer macht, wie Corneille, aus dessen Heraclius ein anderer sieben, oder acht Actus gemacht hätte, so ist die Verschwendung eine königliche Pracht. Aber wie wenig giebt es Corneille und Racine!

Nichts ist in gegenwärtigem Trauerspiele rührender, als der Auftritt der dritten Handlung, in welchem Zemire ihren Gemahl wieder erhält, nachdem sie sich so lange mit dem schröcklichen Gedanken von seiner Ermordung gepeiniget hatte. Aber herrscht nicht eben deswegen zu viel Liebe, zu viel glückliche Liebe in dem ganzen Stücke? Man vergißt die mislungene Bosheit des Clairville darüber, man wird sanfte gerührt, man freut sich, man wünscht dem neu verbundenen würdigen Paare Glück: alles ist erwünscht. Die Liebe muß tragisch seyn, wenn sie der Trauerspieldichter brauchen will. In den moralischen Erzählungen ist sie auch wirklich tragischer, schon in der ersten Zusammenkunft des Herrn und der Frau von Rouille, ohne auf den Ausgang zu sehen. Hier aber ist die vollkommne Anlage

lage zum Lustspiel. Wir getrauen uns solches mit wenigen Veränderungen daraus zu verfertigen. Es würde heisen: der großmüthige Selim, oder die mit ihrem Gemahl glücklich wieder vereinigte tugendhafte Sclavin. Wir müssen die Verfasser der Bibliothek der Sch. W. noch einmal anführen, welche vollkommen unserer Meynung sind, wenn sie sagen: „Die Liebe ist eine Gemüthsbewegung, die zwar in Trauerspielen zu gebrauchen ist, aber an sich selbst ist sie gewiß nicht tragisch. Wir werden nicht zu viel sagen, wenn wir behaubten, daß die tragischen Folgen der Liebe allerdings des Trauerspiels würdig sind, daß aber die Liebe selbst dem Trauerspiele nur alsdann angemessen ist, wenn sie selbst schon schröckliche Umstände an sich hat, und ihre entsetzlichen Folgen schon bey sich führet, oder mit der lebhaftesten Gewißheit vorher sehen läßt, wie z. B. die Liebe der Phädra. "

Noch eins geben wir dem Hn. Verf. zu bedenken: ob Zaide auch wirklich so in die Handlung gemischet sey, daß sie unentbehrlich und mehr ist, als so viele Vertraute in den Schauspielen. In dem dritten Auftritt des ersten Actus ist sie ein kleinwenig interessant, in so ferne sie Zemiren in der guten Meynung von Selims Character unterhält: aber im 2ten Auftritt der dritten Handlung sagt sie nichts, als: o frölicher Tag, ich bin vor Vergnügen ausser mir! Dieß ist alle ihre Handlung.

Von der Sprache und dem Ausdruck unsers Dichters wollen wir nichts mehr sagen. Wir wünschen, daß er unsere bisherigen Anmerkungen nach der Freundschaft und Verbindung beurtheile, in der er mit uns steht, und uns bald wieder mit einer ähnlichen Arbeit beschenken möge.

W.

Digitized by Google

III.

Nachlese
zu der Abhandlung
von dem Alter des leinenen oder Lumpenpapiers.

Wir haben erst in der vorigen Ausgabe den Lesern die neue Entdeckung des berühmten Herrn Rector Longolius, unsers Ehrenmitgliedes, von dem Alter unsers, oder des sogenannten Lumpenpapiers mitgetheilet. Eben da wir mit gegenwärtiger Ausgabe beschäftiget sind, erhalten wir von besagtem Herrn Rector den allerneuesten zehenden Theil seiner sichern Nachrichten von Brandenburg-Culmbach, und in deren Vorrede eine beträchtliche Nachlese und genauere Bestimmung der gemachten Entdeckung, die wir uns hier beyzufügen für schuldig halten. Wir behalten die eigentlichen Worte des Herrn Verfassers.

„Es ist nicht viel über einen Monat, daß ich das Vergnügen gehabt, eine Urkunde an des Tages Licht zu zühen, welche die älteste unter denen, die auf leinen Papir geschrieben, so viel bis hieher aller Mühe, deren sich viele gegeben, ungeachtet zu entdeken gewesen. Da bei derselben kein Jahr ausgedruket ist; so konte ich mehr nicht, dann so viel versichern, daß sie zwischen den Jahren 1307. bis 1330. zum Vorschein müsse gekommen sein, als der Bischof, der sie gegeben, den Bischofsstab über Augsburg aeführet. Die nie ermüdende Dienstfertigkeit der an dem Hochfürstlichen Archive zu Onolzbach arbeitenden setzet mich in den Stand, das Alter iener bekantgemachten Urkunde um ein gutes hinaufzubringen. Sie haben mir folgendes nachgeschiket.

FRI-

Digitized by Google

FRIDERICVS *dei gracia Episcopus eccleſie* Auguſtenſis *Honorabilibus viris prepoſito decano totique capitulo eccleſie* Feuchtwangenſis *nobis jn criſto dilectis, ſalutem ac ſinceram jn Domino charitatem Paterne ſollicitudinis cura nos plurimum jnducit vt jllis conſuetudinibus vigili cura et remedio jntendamus quibus jn eccleſiis noſtre jurisdictionj ſubiectis duinus cultus debite ſeruitutis jncrementum ſuſcipere poterit et valeat. Cum igitur veſtra eccleſia quam ſpeciali proſequimur fauore noſtre ſubſit cathedrali eccleſie tanquam filia matri merito eiuſdem ſequi debebat conſuetudines priuilegia et ſtatuta, verum quia hoc jus Canonicis et Capitulo noſtre predicte eccleſie conſuetudo approbata contulit ab antiquo vt exceſsus canonicorum queſtiones reales et perſonales jnter ſe mutuo ſciſſitatas propriis ſententiis jpſius capituly vel maioris partis eundem corrigj valeant et finirj que etiam jn veſtra eccleſia eſt hactenus vt didicimus obſeruata. Ideoque ſane vobis duximus prouidendum vt prò ſingulis negocijs ſeu queſtionibus mote jnter vos materia vagandi et querendj Nos noſtrosque judices jn vobis penitus auferatur, et per veſtram preſentiam conſequenter vt premiſſian - - diuino cultuj veſtra in eccleſia melius et deuotius ſeruatur volumus et nihilominus preſentibus mandamus, quaterus juxta noſtre eccleſie ac Capituli conſuetudinem approbatam de cetero omnes exceſſus Canonicorum quaeſtiones ſeu querimonias jnter vos referibiles ſuper quibuscunque rebus per veſtrj totius aut maioris partis Capitulj ſententias fraternaliter terminentur quam etiam conſuetudinem rationj et juribus amicam approbamus et preſentibus ratificamus decernimus ipſam nihilominus jn dicta eccleſia vt ſupra perpetuo duraturam Actum et datum jn Caſtro Dillingen Anno Dominj Milleſimo tricenteſimo quinto decimo ij jdus Septembris.*

Da nun obgenanter Biſchof hiedurch dem Kapitel zu Feuchtwangen frei giebet, ſeine Sachen künftig unter ſich ſelbſt auszumachen, in der neu-

ligſt

kiast hervorgezogenen Schrift aber er solches Kapitel noch vor sich nach Augsburg ladet; so mus die gegenwärtige jünger als iene sein. Die gegenwärtige ist den 12. September im Jahre 1315. ausgegangen. Solches aber gedenke in kurzem genauer zu zeigen, wo fern ich noch mehr Beiträge erhalte, wozu viele Hofnung machen, welche das angefangene weiter ausgeführet zu haben verlangen."

IV.

Fabeln und Erzählungen.

I.

Die Knaben.

Zween Knaben, an Verstand und an Begierden gleich,
Die spielten einst an einem tiefen Teich,
Und wurden lüstern sich zu baden.
Als sie einander nun den Vorschlag thaten;
So war ihr Wille gleich mit ihrer Lust vereint.
Die Kleider musten weg: sie stunden nackend da,
Und wollten schon ins Wasser springen;
Als sie ein Trupp erfahrner Leute sah.
Kommt, Kinder, schrien sie, dem Teiche nicht zu nah,
Ihr werdet euch ums Leben bringen;
Der Teich ist falsch und tief und ihr zu schwach zum schwimmen!
Der eine Knab empfindt die treuen Stimmen
Und spricht: Halt, Bruder! es ist wahr,
Wir stürzen uns zu frech in tödtliche Gefahr.
Der andre aber sprach: wilst du den Thoren glauben?
So wirst du dich der gröβten Lust berauben.

Mein

Mein Vater warnte mich schon oft durch ein Gedicht;
Allein, ich hör es an, und folge niemals nicht,
Kein Unglück ist mir doch iemals geschehn.
Man will uns nur die Lust nicht gönnen,
Die wir im Baden schöpfen können.
Komm! Laß uns in das Wasser gehn!
Sieh nur die schönen Sonnen-Stralen,
Wie sie ihr Bild ins Wasser malen!
Sieh doch die schönen Fischgen an,
Davon man ohne Müh die besten fangen kan!
O, siehst du nicht die blauen Blüthen?
Die sind alleine werth, daß wir uns drum bemühten.
Komm, komm! Ich weiß, daß es uns glücket:
Die Lust ist uns gewiß und vor den Augen hier,
Und die Gefahr verschwindet schier,
Da man den seichten Grund im ganzen Teich erblicket.
Nun riß die Lust den Zweifler hin.
Er dachte: wenn ich auch verwegen bin,
Und die Gefahren sich vermehren;
So kan ich allezeit gar leicht zurücke kehren.
Drauf kam der Augenblick, in welchem sich die Knaben,
Der eine frech und ohne Scheu,
Der andre nicht von Aengsten frey,
In ihre Wollust-See verblendt gestürzet haben.
So hält die Bosheit nichts von ihrem Vorsatz ab?
Nein. Drum wird dieser Teich der frechen Knaben Grab.
Die treue Warnung hat gar redlich eingetroffen:
Denn beide Knaben sind in kurzer Zeit ersoffen.

* * *

Betrübtes Bild so vieler Namens-Christen!
Die, durch den Schlamm von Sünd und eitlen Lüsten,

Muthwillig ins Verderben gehn.
Viel haben den Verstand und wollen nicht verstehn.
Viel haben das Gehör und gleichen doch den Tauben;
Sie hören GOttes Wort und mögen ihm nicht glauben;
Ihr Heil und Seeligkeit ist ihnen nur ein Spiel:
Denn Welt und Ueppigkeit bleibt ihrer Augen Ziel.
Sie scheuen nichts und folgen blos den Sinnen;
Sie spotten das Gesetz und Evangelium;
Und ihr gesuchter gröster Ruhm
Ist, durch Verführungen die Schwachen zu gewinnen.
Doch viele giebt es auch, die glauben,
Was GOtt durch seine Priester spricht;
Allein sie lassen sich die Frucht des Glaubens rauben,
Wann sie der Sinnen Vorwitz sticht.
Die Strafen scheuen sie, doch keineswegs die Sünde,
Sie gleichen einem Kind, das schon das Feuer kennt,
Dem ohngeachtet doch die freche Hand verbrennt.
Sie fürchten die Gefahr; doch niemals so geschwinde,
Als sie gar oft die Oberhand gewinnt.
Ein solcher Frevler glaubt nie, daß ihm Zeit zerrinnt,
Durch wahre Buße noch Vergebung zu erlangen.
Er spahrt die Buße stets auf die gehoffte Zeit:
Wann von ihm Sünd und Krafft durchs Krankenbette scheidt,
Und er zur Sättigung den Lüsten nachgehangen.
Nie fällt dergleichen Sündern ein:
Daß iede Stunde kan die letzte Stunde seyn.
O, sollten nicht die Knaben lehren:
Wie es zwar in des Menschen Kräften steht,
Daß er in die Gefahr zum Untergange geht;
Doch aber nicht, daraus so leicht zurück zu kehren?

Digitized by Google

II.

Der Gimpel.

Ein rothgebrüster Gimpel hieng,
Nebst andern Vögeln, an dem Laden,
Und sang, wann andere solches thaten.
Alleine wer vorüber gieng,
Der sprach: wann nur der Gimpel schwiege,
Und mit der Farbe mehr als mit der Stimm sich trüge,
Dann schön ist er genug; allein sein Knarzen macht,
Daß ihn der Vögel Chor mit allem Recht verlacht.
Der Gimpel schwieg gewarnt und fieng an nachzusinnen,
Was er doch künftig wol könnt rühmliches beginnen?
Er sprach dann bey sich selbst: ein Vogel bin ich doch;
Und etwann giebt sichs noch,
Daß ich durch fleißiges und unermüdtes Ueben,
Die Leute zwingen kan, auch mein Gesang zu lieben!
Was thut er? Er probiert die Kehle
Und findet ganz entzückt, daß nur gar wenig fehle,
So könnt er seinem Hals, und den verborgnen Tönen,
Den schönsten Flöten-Ton vollkommen angewöhnen.
Zu seiner Freude blies sein Herr gar oft auf Flöten,
Ein ausgesuchtes Stück,
Und konnt zu seines Gimpels Glück
Nur dieses einzge Liedgen nöthen.
Der Vogel merkte dies und merkte fleißig auf,
Und nach gar kurzem Zeit-Verlauf,
Fieng er manierlich an, das Liedgen nachzusingen,
Und die erlernte Kunst geschickt an Mann zu bringen.
Nunmehr ward er sehr hochgeschätzt,
Und in dem Vogel-Chor zu oberst angesetzt.

* * *

Wann sich der Mensch nur prüft und fleißig mag ergründen;
So wird ihm die Natur
Gar gerne, sein Geschick, und die gewisse Spur
Zu seiner Aufnahm, lassen finden.
Hingegen hängt er bloß der blinden Neigung nach,
So findt er statt des Ruhms am Ende nichts als Schmach.

III.

Die Straffälligen.

Zween Hunde, einer groß, der andre aber klein,
Die mochten beide hungrig seyn,
Und schlichen sich in eine Küche.
Der grosse Dog erwischte einen Braten,
Entkam, weil man ihn furcht, damit ganz ohne Schaden;
Allein der kleine Dachs kam heftig in die Brüche.
Kaum hatte ihn der Koch erblickt,
Daß er ein Bein davon getragen;
So hat er einen Stein gar grausam nachgeschickt,
Der diesem Thier ein Bein zerschlagen.
Der arme Hund schrie jämmerlich:
Darüber eine Köchin sich
Des Mitleids nicht enthalten kunnte;
Sie keifte mit dem Koch und sprach: dem kleinern Hunde,
Der ein schon hingeworfnes Bein
Aus Hungers-Noth hat weggetragen,
Solltst du nicht so begegnet seyn.
Hättst du dem grossen Hund ein Bein entzwey geschlagen,
Der Bratendieb hätt es verdient!

Allein

Allein der kleine Narr - Nun fieng ſie an zu weinen.
Der Koch ſprach lachend: Weiſt du nicht,
Wie das gemeine Sprichwort ſpricht?
„ Kein groſſer Dieb wird ie gehenkt, man henket nur die kleinen! *)“

*) vid. Diſſ. egregia B. Fichtneri: Kleine Diebe henket man, groſſe läſt man laufen.

* *

IV.

Der Bürgermeiſter.

In einer kleinen Stadt in Schwaben
Soll es ſich zugetragen haben,
Daß einſt der kluge Magiſtrat
Ein ſcharf Verbot ertheilet hat:
„ Daß ſich kein Menſch mehr ſoll beſaufen
„ Und iauchzend durch die Straſſen laufen.“
Allein bald war ein Kindbett-Schmauß;
Wer ſollt ſich da kein Räuſchgen trinken?
Der Bürgermeiſter war dabey der Path im Haus,
Und durfte par Honneur doch nicht zu wenig ſchlinken.
Kurz: diesmal fehlt Ihr Herrlichkeit
Und ſauft ſich voll aus lauter Freud.
Daß Bürgermeiſtere niemals alleine gehen,
Iſt ia bekannt genug. Man hats zu Rom geſehen.
Die Weiſe iſt auch noch in ieder Stadt zu Haus:
Der Stadtknecht und der Bürgermeiſter
Sind zween ſtets ungetrennte Geiſter;
Der eine giebt Befehl; der andre richt ihn aus.
Hier war nun der Befehl: Hanns, führe mich nach Haus!
Hanns war bereit und ſtark genug dazu.
Man wünſchte angenehme Ruh,
Und täumelte vergnügt durch ein und andre Straſſe.
Doch was geſchieht? Gleich in der nächſten Gaſſe

Geht auch ein junger Bürgers-Mann,
Der sich im Rausch nicht bergen kan,
Mit lauchzen frölich heim und schreiet:
Vivat die ganze Welt!
Die Magistrats-Person, die nun aus Eifer speiet,
Und schwer und schwach fast niederfällt,
Spricht stotternd: Hanns! Hier lehn mich an die Wand;
Lauf und erkenn das volle Schwein,
Das Morgen muß gestrafet seyn!
Hanns thats: und weil Er leicht den lauten Bruder fand,
So kam er bald, iedoch mit Schnaufen,
Zu seinem Herrn zuruck gelaufen:
Ich weiß schon, wer es ist, war seine frohe Post.
Wer wars? der Meister Jungermost.
Kaum war der Morgen angebrochen,
So ward der Jungermost citiret und besprochen:
„ Hört Ihr! ihr Trunkenbold, was habt ihr denn gedacht,
„ Daß ihr das Herrngebot so schändlich übergangen?
„ Daß es nicht GOtt erbarmt, wie man Verbote acht!
„ Ihr habt nicht gestern erst zu saufen angefangen.
„ Was hilft Uns unsre Sorg und schwere Amtes-Pflicht,
„ Wann ieder frecher Bösewicht
„ Die kaum gegebenen Gebote wieder bricht?“
Der lose Jungermost sprach: „ Herr, Gebote geben
„ Ist gut, Doch besser ists: selbst exemplarisch leben.“

Digitized by Google

V.

Ob die natürlichen Gesetze allein, ohne die bürgerlichen, hinreichend sind, die menschliche Gesellschaft zu ihrer Vollkommenheit zu bringen;

aus den Philosophischen Nebenstunden des Herrn von Vattel übersetzt

von

W. J.

Da die geschickten Verfasser der Erweiterungen des Erkänntnißes und Vergnügens schon einige andere Stücke dieses Schriftstellers für würdig gehalten, sie zu übersetzen, und in ihre beliebte Monatschrift einzurücken: so wollten wir hiemit ein gleiches thun; zumalen der Uebersetzer sein Original nicht verstellt zu haben sich schmeicheln darf.

§. I.

Es hat vor ungefähr zwey oder drey Jahren eine Akademie diese Frage zur Untersuchung vorgelegt. Sie ist, meines Erachtens, mit vorzüglicher Einsicht gewählt; indem, wenn man sie bündig und nach sichern Grundsätzen abhandeln will, vorher eine genaue Betrachtung des Grunds, der Beschaffenheit und des Endzweks der Moral und der Politik anzustellen ist. Dergleichen Betrachtungen und Untersuchungen aber können nicht oft genug vorgenommen werden.

§. II.

Um diese wichtige Materie deutlich und genau zu entwickeln, und die Frage so zu entscheiden, daß kein Zweifel übrig bleibe; so ist vor allem nöthig,

die Bedeutung der Haubtwörter sorgfältig zu bestimmen, und die Begriffe, die damit verknüpft sind, klar und deutlich zu machen. Dieses ist das vornehmste und wesentlichste Stück, worauf man in Abhandlung moralischer Materien zu sehen hat: ist dieses einmal in ein rechtes Licht gesetzt, so ergiebt sich alsdann die Entscheidung von sich selbsten. Wir wollen also sehen, was die Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft, die natürlichen und dann auch die bürgerlichen Gesetze sind.

§ III.

Da die Vollkommenheit einer Sache überhaubt in der Uebereinstimmung alles dessen, was bey ihr anzutreffen ist, zu einem und eben demselben Endzweck, bestehet: so müssen wir zuerst betrachten, was der Endzweck der menschlichen Gesellschaft sey, wenn wir deutlich einsehen wollen, worinn ihre Vollkommenheit bestehet.

§. IV.

Die Natur hat dem Menschen eine Begierde eingepflanzt, seine Vollkommenheit und Glückseeligkeit zu befördern: sie hat ihm auch einen Verstand und freyen Willen gegeben, um dieser Begierde ein Genügen leisten zu können. Allein er wird dem ungeachtet seine Absicht nicht erreichen, wenn nicht sein Leben ruhig, und wenn nicht die Mittel in seiner Gewalt sind, sich Sicherheit und seine Bedürfnisse zu verschaffen. Diese Vortheile aber kan niemand allein, ohne Beyhülfe anderer, erhalten. Dieses ist der Bewegungs-Grund, warum die Menschen in eine Gesellschaft zusammen getretten sind, in welcher sie sich Hofnung machten, dieselben anzutreffen. Die Vollkommenheit der menschlichen Gesellschaft bestehet also darinnen, daß alles so eingerichtet sey, daß nicht allein ein jedes Glied für

seine

seine Person die gehörige Sicherheit habe, sondern sich auch durch seine Arbeit die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen könne, und also durch nichts verhindert werde, seine Vollkommenheit und Glückseeligkeit zu befördeen und die Absicht des Schöpfers zu erfüllen.

§. V.

Zu dieser Einrichtung der Gesellschaft nun, vermög welcher alles in einer guten Ordnung seyn, und ein ieder seinen Geschäften ungehindert soll obliegen können, ist erforderlich, daß ein jeder sein Verhalten gewissen Regeln gemäß einrichte, welche auf sichern Gründen beruhen. Diese Regeln nennen wir Gesetze; und theilen sie in zwo Gattungen, nämlich, in die natürlichen und in die bürgerlichen.

§. VI.

Die natürlichen Gesetze bestehen in Regeln des Verhaltens, welche in der Natur der Dinge und in der Natur des Menschen insbesondere ihren Grund haben. Die Vernunft lehret sie uns kennen. Dieses Vermögen der Seele entdecket uns das übereinstimmende und das nicht übereinstimmende zwischen den freyen Handlungen und der Natur der Dinge und des Menschen insbesondere; sie überzeuget uns ferner, daß, wenn wir als vernünftige Geschöpfe handeln wollen, wir diese verschiedene Verhältnisse der Handlungen zu der Natur der Dinge überhaubt und vornehmlich zu der Natur des Menschen, sorgfältig betrachten müssen, indem darinnen das moralisch Gute und Böse, Tugend und Laster bestehen. Sie lehret uns, daß wir verbunden sind, das eine auszuüben und das andere zu vermeiden. Sie überführt uns endlich auf das deutlichste, daß wir durch dieses Verhalten den Willen des Schöpfers erfüllen, welcher uns dasselbe

selbst dadurch nothwendig gemacht, daß er die Dinge so, wie sie sind, eingerichtet hat.

§. VII.

Die Alten hatten eben diesen Begriff von den natürlichen Gesetzen, den wir haben. Cicero in seinem 1. Buch von den Gesetzen giebt davon folgende Erklärung: Lex est ratio summa insita in natura, quae iubet ea, quae facienda sunt, prohibetque contraria. Eben daselbst sagt er auch: Eadem ratio, cum est in hominis mente confirmata et confecta, lex est. Und eben dieser Philosoph giebt, so wie die weisesten unter den Alten, diese allgemeine Regel, als die Quelle aller natürlichen Gesetze an, daß der Mensch seiner Natur gemäß sich verhalten soll, naturae conuenienter uiuere. Und in der That, man kan aus der Natur des Menschen alle seine Pflichten und alles, was die natürlichen Gesetze von ihm fordern, herleiten, eben so, wie die Mathematiker alle Gesetze der Bewegung aus diesem einzigen, in der Natur der Körper gegründeten Satz, herausbringen: Ein ieder Körper bleibt in seinem Zustand der Ruhe oder der Bewegung, so lange, bis ihn eine äusserliche Gewalt nöthiget, denselben zu verlassen.

§. VIII.

Es erhellet hieraus, daß die natürlichen Gesetze sich auf alles erstrecken. Denn, da sie uns befehlen, allemal dasienige zu thun, was unserer Natur am gemässesten ist, so läßt sich kein Fall gedenken, in welchem sie uns nicht eine Vorschrift unsers Verhaltens geben. Denn sie fordern von uns, überall das Beste zu erwählen. Und wäre es möglich, vollkommen gleichgültige Fälle zu finden, so würde die Entscheidung der Gesetze darüber sehr unnütz seyn.

§. IX.

Digitized by Google

§. IX.

Endlich müssen wir noch bemerken, daß, da die natürlichen Gesetze aus dem Wesen des Menschen herfliesen, und auf seine und die Natur der Sachen überhaubt gegründet sind, sie auch ewig, unveränderlich und von dem Schöpfer selbst vorgeschrieben sind. So dachten auch die Römischen Rechtsgelehrten davon. Sed naturalia quidem iura, sagt der Kayser Justinian, Inst. §. 11. tit de iure nat. Gent. et civ. quae apud omnes gentes pleraque obseruantur, diuina quadam prouidentia constituta, semper firma atque immutabilia permanent. Hieraus folgt ganz deutlich, daß kein Gesetz den Gesetzen der Natur zuwider seyn könne.

§. X.

Diese Anmerkung ist von grosser Wichtigkeit in Ansehung der bürgerlichen Gesetze. Denn diese sind nichts anders, als Regeln des Verhaltens, welche von der Obrigkeit zum Besten der Gesellschaft vorgeschrieben sind, und in dieser Absicht noch eine neue Verbindlichkeit auflegen, vermittelst der auf die Uebertrettung gesetzten Straffen. Da sie den natürlichen Gesetzen nicht zuwider seyn können, (§. 9.) und da diese sich auf alles erstrecken, (§. 8.) so siehet man ganz deutlich, daß die bürgerlichen und natürlichen Gesetze im Grunde auf eins hinauslaufen. Der Unterschied bestehet blos darinnen, daß 1.) die bürgerlichen Gesetze schriftlich verabfaßt und förmlich ausgedrückt sind, und daß sie die natürlichen Gesetze in allgemeine Regeln für alle ähnliche Fälle bringen. 2.) Daß noch das Ansehen der Obrigkeit hinzukommt, welche zu der natürlichen Verbindlichkeit noch eine neue, vermittelst der angedrohten Straffen, hinzufügt.

§. XI.

Digitized by Google

§. XI.

Es ist unmöglich, die natürlichen Gesetze in allgemeine Regeln, die auf das Beste der Gesellschaft abzielen und auf alle Umstände eingerichtet sind, zu bringen, ohne einige kleine Veränderung und Abweichung in besondern Fällen zu machen. Wir sehen hieraus, warum das bürgerliche Recht, in dem 6ten Gesetz, des Titels von der Gerechtigkeit und dem Rechte, in den Pandekten, folgende Erklärung giebt: Ius ciuile est, quod neque in totum a naturali uel gentium recedit, nec per omnia ei inseruit. Itaque, cum aliquid addimus, uel detrahimus iuri communi, ius proprium, i. e. ciuile efficimus.

§. XII.

Aus dem Begriff, welchen wir von den natürlichen Gesetzen gegeben haben, erhellet deutlich, daß sie an und für sich selbst hinlänglich sind, die menschliche Gesellschaft zu ihrer Vollkommenheit zu bringen; und wenn man weiter nichts, als dieses zu wissen verlangte, so wäre die Frage, meines Bedünkens, hiemit entschieden. Gesetze, welche auf die Natur der Sachen, und auf die Natur des Menschen insbesondere gegründet, und folglich die Weisheit und Gerechtigkeit selbst sind, Gesetze, welche sich auf alle Fälle anwenden lassen; mit einem Wort, Gesetze, welche in allen Stücken die weisesten Verordnungen machen, sind ohne Zweifel hinreichend, die Gesellschaft auf das vollkommenste einzurichten. Sie würden auch unfehlbar diese Wirkung hervorbringen, wenn die Menschen so beschaffen wären, wie sie seyn sollen, wenn sie ihre Freyheit niemals misbrauchten, sondern sich vielmehr bestrebeten, ihrer Natur gemäß zu leben. Da diese Regel in Absicht auf die natürlichen Gesetze eben das ist, was der obenangeführte Grundsatz (§. 7.) in

Absicht

Absicht auf die Gesetze der Bewegung ist, so würden wir, wenn die Menschen sich bemüheten, alle Pflichten, so daraus herfließen, eben so zu beobachten, wie die Körper ihren Gesetzen folgen, so würden wir, sage ich, alsdann in der moralischen Welt, in der menschlichen Gesellschaft, eben die Ordnung und Uebereinstimmung antreffen, welche wir in der Körperwelt bewundern.

§. XIII.

Wenn ich sage, wenn die Menschen so beschaffen wären, wie sie seyn sollten, so verstehe ich nicht darunter, daß sie über die Menschheit sollten erhaben seyn, sondern nur, daß sie ihren Verstand und Willen so anwendeten, wie sie leicht thun könnten. Wir wollen tausend Personen von beyderley Geschlecht annehmen, welche unter den vernünftigsten und tugendhaftesten in ganz Europa ausgesucht sind, und zusammen eine Art von einer kleinen Republik ausmachen. Sollte wol iemand zweifeln, daß diese Gesellschaft blos durch die natürlichen Gesetze besser, als ie eine andere durch die bürgerlichen, eingerichtet wäre? Diese tausend Personen werden aufgeklärt genug seyn, um die natürlichen Gesetze einzusehen, und um überzeugt zu seyn, daß ihr größter Vortheil darinnen bestehe, sie auf das genaueste zu erfüllen. Wird alsdann nicht ihre Gesellschaft so vollkommen seyn, als eine menschliche Gesellschaft es nur immer seyn kan? Sie werden gerechte, weise und vollständige Gesetze haben, alle Glieder dieser Gesellschaft werden dieselben einsehen, sie werden auch darinnen hinlängliche Bewegungsgründe finden, ihren Willen zu bestimmen. Sie werden alle, ohne nöthig zu haben, sich einer Regierung zu unterwerfen, sich durch diese natürliche Gesetze verbunden erkennen, das gemeine Beste zu befördern. Alle ihre Gaben,

alle

alle ihre Bemühungen werden zu diesem Endzweck angewendet werden: sie werden sich alle miteinander vereinigen, das ihrige zu Erhaltung der Ordnung und des Friedens beizutragen. Entstehen Zwistigkeiten, so werden sie Schieds-Richter erwählen, dieselben beyzulegen. Und sollte iemand, durch die Stärke einer heftigen Leidenschaft hingerissen, seine Pflicht aus den Augen setzen, würden nicht die andern, deren Vernunft nicht durch eben diese Wolken verdunkelt wäre, mit leichter Mühe und mit allgemeiner Uebereinstimmung ihn wieder in seine Schranken bringen können, ohne daß die geringste Unordnung in der Gesellschaft deswegen entstünde? Man würde mir vergeblich einwerfen, daß man gewisser Verordnungen in Absicht auf die Handlung, z. E. oder in Kriegsläuften oder Pest-Zeit nöthig habe, und daher auch eine Obrigkeit brauchte, über die Beobachtung derselben zu wachen. Die Vernunft wird in allen diesen Fällen solchen Leuten, wie wir sie angenommen haben, weise Maasregeln an die Hand geben, und die natürlichen Gesetze werden sie verbinden, dieselben heilig zu beobachten, weil sie auf das Beste der Gesellschaft abzielen.

§. XIV.

Allein es ist ein grosser Unterschied zwischen dem, was die Menschen wirklich sind, und dem, was sie seyn sollten, zwischen ihnen, und diesen tausend Personen. Zwo Ursachen hindern die Wirksamkeit der natürlichen Gesetze bey ihnen. 1) Die meisten Menschen wissen in der That nicht in allen Fällen, was die natürlichen Gesetze fordern, entweder, weil sie die dazu nöthige Einsicht nicht haben, oder weil Leidenschaften und Vorurtheile sie verblenden und in Irrthum stürzen, indem sie ihnen dasienige als recht, oder doch als gleichgültig vorstellen,

stellen, was in der That unerlaubt ist. Ja es giebt so gar gewisse bedenkliche Fälle, in welchen die geringste Uebereilung den rechtschaffensten Mann unvermerkt von der rechten Bahn abbringen kan: 2.) Die Menschen sehen nicht allezeit ihren wahren Vortheil deutlich genug ein, um sich durch die Bewegungsgründe, welche die natürlichen Gesetze darbieten, lenken zu lassen: öfters verursachen auch die Leidenschaften, daß sie an dieselben entweder gar nicht denken, oder doch sich dieselben nicht so lebhaft vorstellen, daß sie einen Eindruck machen könnten. Ein vernünftiger Mensch findet zween Bewegungsgründe zur Beobachtung der natürlichen Gesetze: 1.) den Gehorsam, den er seinem Schöpfer schuldig ist. 2.) die Vortheile, welche eine natürliche Folge dieser Beobachtung sind. Die Tugend giebt der Seele durch ihre Schönheit eine Zierde und einen wahren Adel; sie ist allezeit in ihren Wirkungen und in ihren Folgen von wirklicherm Nutzen, als das Laster.

Oderunt peccare boni, virtutis amore.

Allein die Erfahrung zeiget nur allzuwohl, wie wenig Gewalt diese beede Bewegungsgründe insgemein über die Menschen haben. Die meisten denken in der Hitze ihrer Leidenschafften gar nicht an GOtt; oder wenn sie mit beruhigterm Gemüthe an ihn denken, so schläfern sie sich durch die Vorstellung seiner Güthigkeit ein, und schmäucheln sich, daß sie, wenn sie vorher ihre Begierden befriedigt, sodann leicht deswegen Vergebung erhalten können. Und giebt es wol nicht welche, die so sehr verblendet sind, daß sie ihren Schöpfer gar nicht erkennen? Was den zweyten Bewegungs-Grund betrift, wie gering ist nicht die Anzahl derer, die ihn einsehen, und sich dadurch rühren lassen? Was für ein artiges Mittel würde es nicht seyn, einen Böswicht

von

von seinen Lasterthaten abzuhalten, wenn man ihm vorstellte, daß er dadurch die Würde seines Wesens beschimpfe, und daß man bey einer tugendhaften Armuth mehr wahren Vortheil habe, als bey einem durch Laster erworbenen Reichthum.

Ein so guter Grund, der bey einem vernünftigen Menschen so viel Eindruck macht, wird einem Niederträchtigen, den das Laster viehisch gemacht hat, lächerlich vorkommen.

§. XV.

Das Beste der menschlichen Gesellschaft erforderte also nothwendig, diesem Uebel zu begegnen, und dasjenige zu ersetzen, was den natürlichen Gesetzen, nicht zwar an und für sich selbst, sondern nur in Absicht auf das Verderben der Menschen, fehlet. Es sind zwey Stücke nöthig, um diese an sich vollkommene Gesetze hinreichend zu machen, eine menschliche Gesellschaft in guter Ordnung zu erhalten. 1.) Müssen alle und iede Mitglieder die Gesetze wissen, und diese müssen auch einen vestgesetzten Verstand und Bedeutung haben, den alle Glieder, eines wie das andere, einsehen. Dadurch wird allem Streit und Schwierigkeiten begegnet, welche sonst häufig aus der Unwissenheit, den Leidenschaften und Vorurtheilen entstehen würden, die eine so unglaubliche Verschiedenheit unter den Denkungsarten der Menschen verursachen. In tausend Fällen würde es viel zu gefährlich seyn, einem ieden selbst zu überlassen, wie er den Ausspruch der natürlichen Gesetze verstehen will. Diese sagen, zum Exempel, daß ein Mensch, der noch nicht die gehörige Reife des Verstandes hat, um seine Geschäfte zu besorgen, nicht im Stand ist, einen Contract zu schließen: und daß, wenn iemand seine Schwachheit sollte gemisbraucht haben, um ihn zu Eingehung ihm schädlicher Verbindungen zu bringen, der Contract null

null und nichtig seyn soll. Es ist nichts billiger, als dieser Ausspruch; aber auch zugleich nichts, aus dem mehr Uneinigkeiten und Ungerechtigkeiten unter unwissenden, von Vorurtheilen eingenommenen oder eigennützigen Menschen entstehen könnten. Die Leute würden in beständigem Streite seyn, ob dieser oder iener iunge Mensch im Stande ist, seine Geschäfte zu besorgen, oder nicht; und die Richter werden sehr oft nicht wissen, wie sie die Frage entscheiden sollen. Ein gewissenhafter Richter würde leicht in Irrthum verfallen können, und ein Ungerechter hätte freye Hände, seine Unbilligkeiten auszuüben. Die bürgerlichen Gesetze haben allem diesen vorgebeugt, indem sie ein gewisses Alter vestgesetzt, vor Erreichung dessen ein Mensch für unvogtbar, das ist, unfähig einen Contract zu schließen gehalten wird; und sie haben dasienige Alter zu dem Zeitpunct seiner Vogtbarkeit angesetzt, in welchem die Leute insgemein denienigen Grad der Vernunft erreicht haben, der zu Besorgung ihrer Geschäfte erforderlich ist. Auf diese Art hat man, um das Beste und die Ruhe der Gesellschaft zu befördern, aus den natürlichen Gesetzen allgemeine Regeln ziehen müssen, die iedermann wissen kan, deren Sinn vestgesetzt und deren Anwendung leicht ist. 2.) Man muß in der Gesellschaft eine Obrigkeit haben, welche dieienige zu Beobachtung der Gesetze zwinget, die der Stimme der Vernunft nicht Gehör geben, und welche zu der natürlichen Verbindlichkeit, die bey den meisten Menschen unkräftig ist, noch eine andere hinzusetzt, vermittelst der auf den Ungehorsam gesetzten Strafen. Dieses ist der einzige Bewegungsgrund, der den Willen der Lasterhaften biegen kan.

Oderunt peccare mali formidine poenae.

§. XVI.

Wenn nun eine Obrigkeit, die man setzt, ein natürliches Gesetz auf diese zwo Arten geändert, oder diese zwey berührten Zusätze hinzufügt, so wird es ein bürgerliches Gesetz. Denn die bürgerlichen Gesetze sind blos in diesen zwey Stücken von den natürlichen unterschieden. (§. 10.)

§. XVII.

Wir haben also gesehen, daß es wegen des Verderbens der Menschen zur Erhaltung guter Ordnung in der Gesellschaft nöthig gewesen, 1.) allen zur Erkenntniß der natürlichen Gesetze zu verhelfen, die Anwendung derselben leicht zu machen, folglich sie in allgemeine deutlich vorgetragene Regeln zu bringen. 2.) eine Obrigkeit zu setzen und vermittelst der Straffen zu der natürlichen Verbindlichkeit noch eine neue hinzuzusetzen. (§. 15.) Da nun dieses nichts anders heißt, als bürgerliche Gesetze machen: (§. 16.) so ist hiemit deutlich erwiesen, daß in dem Zustand, worinnen sich die Menschen wirklich befinden, die natürlichen Gesetze allein, ohne die bürgerlichen, die menschliche Gesellschaft nicht zu ihrer Vollkommenheit bringen können.

§. XVIII.

Wir haben schon oben angemerkt, daß die bürgerlichen Gesetze den natürlichen niemals zuwider seyn dürfen. Es giebt nur ein und andere Fälle, in welchen sie sich durch eine nothwendige Abweichung davon entfernen dürfen; weil man widrigenfalls alle Vortheile, welche die bürgerliche Gesetze der Gesellschaft verschaffen, verliehren würde. Das natürliche Gesetz befiehlt nun aber selbst, aus zweyen Uebeln das Geringste zu erwählen. Z. E. Ludwig der 14te hat in seiner Verordnung, die er im April, 1667. gegeben, weislich befohlen, daß über alles, was die

Summe

Digitized by Google

Summe oder den Werth von 100. Livres übersteigt, wenn es auch freywillig zu getreuer Hand gegeben würde, durch Notarien oder unter Privat-Siegel Instrumente sollen verfertiget werden; und daß kein Beweiß durch Zeugen wider oder über das, was in dem Instrument enthalten, soll angenommen werden. Kraft des natürlichen Gesetzes hat es seine Richtigkeit, daß iemand, der einmal eine gewisse Summe, sie sey groß oder klein, schuldig zu seyn gestanden, oder sie zu treuer Hand empfangen, und der mündlich sie zu bezahlen oder wiederzugeben versprochen hat, eben so wol verbunden ist, sein Versprechen zu erfüllen, als wenn er es schriftlich von sich gegeben hätte. Indessen ist in dem Französischen Gesetz ganz weislich verordnet, daß er dazu nicht soll können gezwungen werden; weil der Vortheil, einer Menge Processe vorzubeugen, grösser ist, als der Nachtheil, eine Privat-Person um eine ihr gehörige Summe zu bringen; über dieses, kommt es dem Gläubiger, der das Gesetz weis, zu, sich vorzusehen, unterläßt er es, so kan er sich über niemand, als sich selbst, beklagen.

§. XIX.

Obgleich die bürgerlichen Gesetze nothwendig sind, um die natürlichen in ihre Wirksamkeit zu setzen: so darf man sich doch deswegen nicht vorstellen, daß iene allein hinlänglich sind, und daß man die Untersuchung dieser hintansetzen dürfe. Diese beyderley Gesetze sollen vielmehr beständig miteinander vereinigt werden, und einander wechselsweis zur Erläuterung dienen. Ein Gesetzgeber, der in einem Staat gute Gesetze geben will, muß die natürlichen vollkommen einsehen, und sich nach ihrem allemal untrüglichen Ausspruch richten. Dieses ist die wahre Quelle des Rechts, wie die Alten sehr wohl angemerkt haben. Repetam, sagt Cicero, fontem iuris a natura. Wenn die bürgerlichen Gesetze einmal vestgestellt sind,

so sollen diejenigen, denen die Aufsicht über die Beobachtung derselben anvertraut ist, sich durch Erlernung der natürlichen geschickt machen, sie nach Billigkeit zu erklären und der Gerechtigkeit gemäß anzuwenden. Selbst einer jeden Privat-Person ist die Erkänntniß dieser letztern nothwendig. Es kommen immerzu Fälle vor, die der Gesetzgeber nicht hat voraussehen können, und in welchen man keine andere Richtschnur, ausser ihnen, hat.

§. XX.

Eine gute Philosophie ist das einzige Mittel, eine genaue und gründliche Erkänntniß der natürlichen Gesetze zu erlangen, welche einem jeden, der das Recht wohl verstehen will, höchst nothwendig ist. Cicero sagt daher: Non a Praetoris Edicto, ut plerique nunc, neque a XII. Tabulis, ut superiores, sed penitus ex intima Philosophia haurienda iuris disciplina. Daher haben auch die weisesten unter den alten Philosophen, welche gar wohl einsahen, daß unter allen Wissenschaften die Sittenlehre der menschlichen Gesellschaft den gröstn Nutzen bringe, diesen Theil der Weltweisheit zu dem vornehmsten Gegenstand ihrer Beschäftigungen gemacht. Und ist denn wol eine Wissenschaft, welche würdiger wäre, die Menschen zu beschäftigen, als diejenige, welche ihnen die Mittel zeigt, weiß und glücklich zu werden? Et haec est, sagt Plinius, L. 1. Ep. 10. Philosophiae pulcherrima pars, promere et exercere Iurisprudentiam. Er redet hier ohne Zweifel von einer auf die Moral oder das Recht der Natur gegründeten Rechtsgelehrsamkeit. Dem allen ungeachtet wird dieser Theil der Philosophie heut zu Tag am wenigsten getrieben. Die meisten der heutigen Philosophen legen sich nur auf die Physik oder Mathematik: und unter allen Preisen, welche berühmte Akademien den Gelehrten zur Ermunterung in ihren

Bemü-

Bemühungen ausſetzen, iſt nicht ein einziger moraliſchen Abhandlungen gewiedmet. Iſt unter allen dieſen königlichen Geſellſchaften keine einzige zu finden, welche den Lobſpruch zu verdienen ſuchte, den Cicero dem Sokrates giebt; Socrates autem primus Philoſophiam deuocauit e coelo et in urbibus collocauit, et in domos etiam introduxit, et coegit de uita et moribus, rebusque bonis et malis quaerere? (a)

(a) Tuſcul. L. V.

VI.

Altdorfische gelehrte Neuigkeiten

aus dem Monate Merz und April.

Der Secretär unserer Gesellschaft, Herr M. Joh. Christoph Martini, der bisher ungenannte Verf. des wohl aufgenommenen Grundrisses der Historie der alten Staaten, zeigt ein gedoppeltes gelehrtes und brauchbares Vorhaben in gedruckten Nachrichten an, die wir hier ganz einrücken wollen.

I.

Nachricht von einer alten Geographie.

So viele Mühe man sich seit 20. und mehrern Jahren gegeben hat, die neue Geographie zu verbessern: so wenigen Fleiß hat man doch auf die alte Erdbeschreibung gewendet. Ohngeachtet nun eine zu wissen und zu erlernen so nothwendig als die andere ist: so findet sich doch, wenn man das ausnimmt, was ein Köler in zwey Theilen geliefert hat, kein tüchtiges Handbuch, aus welchem diese der Jugend so unentbehrliche Wissenschafft könnte erlernet werden. Es hat daher der Verfasser der Geschichte der vornehmsten Reiche und Staaten vor Christi Geburt im Grundriß, schon einige Jahre an einem brauchbarn Compendio gearbeitet und ist damit durch göttliche Hülfe beynahe zu Ende gekommen.

kommen. Er würde also schon vor einem halben Jahr den ersten Theil haben an das Licht tretten lassen, wenn nicht der noch immer anhaltende leidige Krieg und unter andern betrübten Folgen deßelben die verdammliche Kipper- und Wipper-Zeiten, so wie allen Handel und Wandel, also insbesondere den Buchhandel gänzlich gestöret hätten. Dieweil es nun nicht das Ansehen hat, daß die goldene Friedens-Sonne ihre Strahlen auf unser verheertes Deutschland so bald ausbreiten wolle; so hat man lieber den beschwerlichen Weg der Pränumeration erwählen, als den Liebhabern dieser Erdbeschreibung noch länger ein Buch vorenthalten wollen, das sie von dem Verfasser erstbenannter Geschichte sowol öffentlich als schriftlich baldmöglichst zu sehen gewunschen haben. Dieser Wunsch soll auch unter folgenden Bedingnissen erfüllet werden:

1) Alle Jahr wird ein Theil oder Band in groß Octav unter der Aufschrift: **Ausführliche Erdbeschreibung der den Alten bekannten Länder oder drey Welt-Theile, zum bessern Verstand der griechischen und lateinischen classischen Schriftsteller**, herauskommen, und soll der erste, der längstens bis Michaelis 1762. geliefert wird, alle Reiche und Länder in Europa, der zweyte die in Asien, und der dritte in Africa nach dem Muster der unvergleichlichen Erdbeschreibung des Herrn D. Büschings abhandeln.

2) Auf ieden Theil wird 1 Gulden in unverruffener Münze ohne weitern Nachschuß pränumeriret, weswegen man sich in Nürnberg an Adam Jonathan Felßeckers seel. Erben, deren Handlung unstreitig eine der ansehnlichsten in Deutschland ist, wenden,

auch allenfalls auf alle 3. Theile 3. Gulden miteinander vorauszahlen kan.

3) So wie man von ihnen auf das beste wird bedienet werden: so erbieten sie sich auch, die Exemplaria bis Frankfurt und Leipzig postfrey zu liefern, auch den Herren Sammlern, die 12. Exemplaria mit einander bestellen, das 13de umsonst beyzulegen; iedoch unter der billigen Erwartung, daß sie für Geld und Briefe nichts zahlen dörfen.

4) Da man auch schon gewohnt ist, aus dieser Handlung Bücher, die sauber und correct gedruckt sind, zu sehen: so wird man sich um so viel sicherer auch bey dieser Ausgabe darauf verlassen können.

Wie man übrigens glaubet, daß dadurch nicht nur vielen Schullehrern und Informatorn, sondern auch der Jugend die Erklärung und das Lesen der alten classischen Schriftsteller werde erleichtert werden: so hoffet man auch denen damit einen angenehmen Dienst zu erweisen, die die alten Reiche und Staaten nur obenhin betrachten und die Beschreibung davon zu ihrem Vergnügen lesen wollen.

2. Nach-

2.

Nachricht
von einer zum Druck fertigen
Sammlung kleiner Schriften,
welche
die Geschichte,
Erdbeschreibung und Alterthümer
erläutern,
und die entweder mehrentheils von grossen Gelehrten in lateinischer Sprache ausgearbeitet worden sind, oder doch allgemeinen Beyfall gefunden haben.

Bey der unendlichen Menge Bücher, die von Zeit zu Zeit an das Licht gestellet werden, müssen doch die Gelehrten darüber klagen, daß sie die kleinen Schriften, die auf Universitäten und Schulen bey diesen und jenen Gelegenheiten herauskommen, entweder gar nicht, oder doch sehr selten in die Hände bekommen können. Da aber durch gar viele Beispiele darzuthun, daß solche anscheinende Kleinigkeiten oftmals viel vorzügliches vor grossen Bänden und weitläuftigen Büchern in sich enthalten: so will man, um diesem Mangel abzuhelfen und dergleichen nützliche Abhandlungen den Gelehrten bekannter zu machen, alle diejenigen kleinen und kurzen Materien, die zur Erläuterung der Geschichte, Erdbeschreibung und Alterthümer dienen, und seit zehen und mehrern Jahren hin und wieder an das Licht getretten sind, sorgfältig sammeln und unter folgendem Titel herausgeben: Collectio Dissertationum, Historiam et Geographiam veterem, ut et Antiquitates mirum in modum illustrantium. Man wird sich bey dieser Sammlung nachstehendes zur Regel dienen lassen:

1) Alle halbe Jahre, nehmlich in den Leipziger Oster- und Michaelis-Messen, soll ein Theil, der wenigstens aus einem Alphabeth bestehen wird, im Druck erscheinen.

2) Zwey Theile sollen einen Band ausmachen, und solchen iederzeit ein brauchbares Register beygefüget werden.

3) Man wird zuweilen Programmata, Orationes und andere gelehrte lateinische Schriften, die in obbesagte Wissenschaften einschlagen, in MS. mit Dank annehmen und mit abdrucken lassen.

4) Auf das Aeusserliche der Schrift wird man alle Aufmerksamkeit wenden und sauber Papier nebst dem Format in groß Octav dazu erwählen.

Damit aber diese Sammlung desto eher angefangen und um so viel ungehinderter fortgesetzet werden möge: so werden sich alle und iede Liebhaber gütigst gefallen lassen, solche bestmöglichst zu unterstützen, und auf ieden Theil 45. Kr. oder 12. Ggl. oder auch nach Belieben auf 2. Theile 1. Rthl. in unverruffener Münze zu pränumeriren; dafür aber den ersten Theil längstens bis Michaelis 1752. ohne die geringste weitere Nachzahlung ohnfehlbarlich gewärtig zu seyn. Die blühende und in Deutschland überall bekannte Felßeckerische Buchhandlung wird, wenn man Briefe und Geld postfrey an sie schicket, iederzeit für die richtige Bestellung sorgen, auch demienigen, der sich die Mühe geben wird, 12. Pränumeranten zu sammeln, das 13de Exemplar umsonst ausliefern.

Unser

Unser bisheriges ordentliches und gegenwärtiges Mitglied, Herr Walfried Daniel Troltsch, der Erlangischen deutschen Gesellschaft Mitglied, aus Nördlingen, verlies nach wohl geendigten akademischen Jahren die hohe Schule, und nahm am 24sten Merz in einer ordentlichen Versammlung der Gesellschaft Abschied mit einer schönen Rede vom Vorzug der Dichtkunst und Beredsamkeit vor den übrigen schönen Wissenschaften und Künsten. Er wurde hierauf zum künftigen Ehrenmitgliede ernannt, und sein Abschied von unserm würdigen Herrn Aufseher in einer gedruckten Ode besungen. Mit ihm wurde an eben dem 24. Merz Herr Friedrich Heinrich Marrens, aus Lübeck, der H. G. G. Beflis. zu Jena und der dasigen deutschen Gesellschaft ord. Mitglied, zu unserm ausserordentlichen Ehrenmitgliede auf sein Ansuchen und eingeschickte Proben ernennet und eingeschrieben.

Unter dem berühmten Hn. Prof. Nagel hat den 3 April ein würdiges und geschicktes Mitglied unserer Gesellschaft, Hr. Joh. Scheuber aus Nürnb. eine dissert. philolog. de Pleiadibus Poetarum Graecorum, die Hessel auf 4 Bögen gedruckt hat, wohl und rühmlich vertheidiget. Die gelehrte Abh. selbst untersuchet die verschiedenen Arten, sieben Dichter zu zählen, welche von den Alten das Sieben-Gestirn genennet wurden, die Meynungen der Neuern von diesem poetischen Siebend, und die Herleitung und Bedeutung des Wortes Pleias. Einige machten sieben tragische Dichter zur Pleias, und zwar folgende: den jüngern Homerus, Sositheus, Lycophron, Alexander, Philicus, Dionysiades und Aeantides. Die tragische Pleias wurde gleichwol von andern auch anders gezählet; so wie noch andere eine ganz andere Pleias von sieben Dichtern überhaubt, die eben nicht tragisch seyn mußten, also

also vestsetzten: Theocritus, Aratus, Nicander, Acantides, oder Apollonius Rhodius, Philicus, und der jüngere tragische Homerus.

Herr Johann Georg Schlosser, aus Frankfurt am Mayn, hat den 19 Apr. zur Erhaltung der höchsten Würde in der Rechtsgelartheit eine selbst verfertigte Inaug. Disp. de officio tutorum et curatorum circa lites pupillorum et minorum ad illustr. Reform. Francof. P. VII. T. IV. §. IV. et IX. mit ungemeiner Geschicklichkeit und vielem Beyfall vertheidiget, ist auch hierauf alsobald und ausser der hier gewöhnlichen Ordnung zum Doctor beyder Rechten ernennet und durch öffentlichen Anschlag erkläret worden. Die Disp. ist auf 8 Bögen bey Meyern gedruckt.

Lorenz Schüpfel hat verlegt: Ioh. Augustini Dietelmaieri, S. Th. D. et P. P. Historia Dogmatis de descensu Christi ad inferos literaria. Editio secunda emendatior et auctior. 1762. in groß 8. auf 15. und einem halben Bogen, mit dem ziemlich wohl getroffenen Bildniß des Herrn Verfassers. Diese gelehrte Arbeit ist bereits 1741. von unserm hochverdienten und berühmten Herrn D. Dietelmair, als er noch Candidat des Nürnbergischen Predigtamtes war, geliefert, und damals schon mit grossem Beyfall aufgenommen worden. Sie erhält gegenwärtig eine beträchtliche Vermehrung und Verbesserung, ohngeachtet diese neue Ausgabe die vorige an der Zahl der Bogen nicht übertrift, durch grössers Papier, engern und kleinern Druck aber zu vielen Zusätzen Platz machte. Uebrigens ist die alte Ordnung der Haubtstücke und die ehehin vorgesetzte gelehrte Vorrede unsers preißwürdigen Herrn Dr. Bernholds beybehalten worden.

In

In des J. J. Enderes zu Schwobach Verlag ist mit Hesselischen Schriften allhier auf 4 Bögen in 4. gedruckt worden: **Gründliche Widerlegung der Meynung, als ob der Patriciat zu Nürnberg Anno 1197. seinen Anfang genommen hätte.** Diese wenige Bögen bestreiten die gemeine Meynung, die Herr Dr. Büsching auch in seiner neuen Erdbeschreibung angenommen hat, daß das Nürnbergische Patriciat erst von K. Heinrich dem VI. nach dem zu Nürnberg im Jahre 1197. gehaltenen grossen Thurnier in den Adelstand sey erhoben worden. Die Widerlegungsgründe sind kürzlich diese: 1) die Nürnbergischen Familien haben auf besagtem Thurnier schon mitgerennet; also sind sie schon adelich gewesen, und ist ihr Adel von dem Kaiser nur bestättiget und erhoben worden. 2) sie finden sich in den Urkunden schon im 13ten Jahrhunderte unter den Altadelichen als Salmänner und Zeugen, mußten also einen Adel haben, der über 1197. hinaus geht; so wie sie schon von dem Anfang des 13ten Jahrh. an lehensfähig waren, und also schon von vier Ahnen edel und Waffengenossen seyn mußten. 3) sie haben im 12 und 13ten Sec. schon Chargen begleitet, welche nur dem Alten rittermäßigen Adel zukamen, hatten auch schon die Siegelmäßigkeit. 4) es haben einige Personen von den Nürnbergischen Adelichen die Dignität eines Ritters im 13ten Sec. wirklich geführet, deren Vorfahren also vor 1197. vom rittermäßigen Adel müssen gewesen seyn. 5) wird der Adel einiger Familien, besonders der Tucherischen, aus Urkunden des 12ten Jahrh. erwiesen. Es wird anbey nicht nur versprochen, diese wichtige Materie mit mehrern Beweisgründen zu erweitern, sondern auch in einer eigenen Deduction das Alterthum, Thurnier- und Stiftsmäßigkeit, auch Reichs-Unmittelbarkeit des Geschlechts der Tucher von Simmelsdorf und Winterstein

stein, zu erweisen, welches man mit Vergnügen erwartet. Der Verf. dieser Schrift ist nicht, wie man anfänglich vermuthete, der gelehrte Herr Oetter, Pfarrer zur Linden, sondern Herr J. G. T. von S.

Bey L. Schüpfeln ist zu haben: Bibliotheca Heumanniana, s. supellex librorum ad omnia scientiarum genera, potissimum ad Germaniae ius priuatum, politicum atque publicum pertinentium, quos Vir quondam Illustris, Dominus Ioannes Heumannus de Teutschenbrunn, Sereniss. March. Brandenb. Culmbacensis Consiliarius Sanctior, itemque Incluti Senatus Norimb. Consiliarius, Iuris publ. atque Pandectarum in Acad. Altorf. Professor Publ. Ord. collegit. Cum praef. Io. Bernh. Hofferi, I. V. D. et P. P. Alt. Bey Hesseln gedruckt, auf 3 Alph. 4 Bogen, in 8. Der Titel giebt schon eine ziemlich hinlängliche Anzeige von dem prächtigen Bücherschatz, den unser Altdorf wieder verliehren soll, nachdem selbiges den Verlust der Rinkischen und Schwarzischen Bibliothek noch nicht verschmerzet hat. Ein Schicksal für Altdorf, das unter die wichtigsten gehört. Es soll aber dieser aus 6466. Bänden bestehender Vorrath entweder ganz, oder classenweise, oder sodann durch eine öffentliche Versteigerung in Nürnberg von dem 27ten Sept. dieses Jahres an, verkauft werden. Auswärtige Liebhaber mögen sich an Herrn Dr. Gust. Phil. Zwinger, Nürnbergischen Physicus, Herrn M. Ge. Christ. Schwarz, des H. Predigtamtes Candidaten, Herrn Paul. Andr. Katterfeld, Schulcollegen bey St. Lorenzen, und Herrn Joh. Mich. Seeligmann, Kupferstechern, die alle in Nürnberg Commißion annehmen, wenden. Der Herr Dr. Hoffer, ein würdiger Schüler, Freund und College des sel.

Herrn

Herrn Geh. Raths von Heumann, hat sich mit der Einrichtung dieser Bibliothek, die nach einer reellen, brauchbarn und zum guten Muster dienenden Ordnung verzeichnet ist, viele Mühe und Verdienste gemacht, und in der Vorrede noch einige Nachrichten gegeben, auf welche wir die Liebhaber verweisen, die es nicht gereuen wird, dieselbe und das ganze Verzeichniß aufmerksam durchgelesen zu haben.

VII.

Aufgabe.

Ob nicht die Geschichte des seinen Großvater Akrisius unwissend tödenten Perseus, der verschiedene Aehnlichkeit mit dem Oedipus hat, Stoff zu einem neuen Trauerspiele gebe, und wie der Plan könnte angelegt werden?

Innhalt.

I. Selim, ein bürgerliches Trauerspiel, in 3. Aufzügen. S. 297.

II. Anmerkungen über dieses Trauerspiel. 344.

III. Nachlese zu der Abhandlung vom leinenen oder Lumpen-Papier. 354.

IV. Fabeln und Erzählungen. 356.

V. Ob die natürlichen Gesetze allein, ohne die bürgerlichen, hinreichend sind, die menschliche Gesellschaft zu ihrer Vollkommenheit zu bringen; aus den Philosophischen Nebenstunden des Hn. von Vattel übersetzt. 363.

VI. Altdorfische gelehrte Neuigkeiten aus dem Monate Merz und April. 378.

VII. Aufgabe. 387.

Digitized by Google

Altdorfische Bibliothek

der gesammten

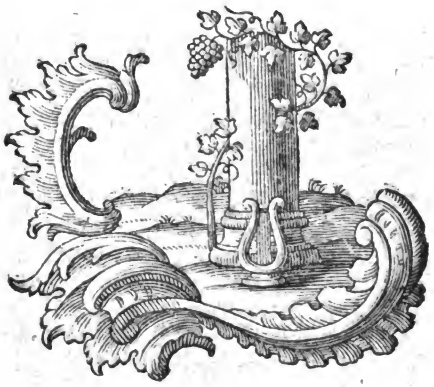
schönen Wissenschaften

herausgegeben

von der

deutschen Gesellschaft

daselbst.



Ersten Bandes fünftes Stück.

Altdorf,
in Commißion bey Lorenz Schüpfel.
1762.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Vergleichung
des Marggrafen Eckbrecht von Thüringen, und Herzogs Johann von Braganza,
von
W. J.

Die Menschen richten öfters ihre Urtheile über die Absichten und Unternehmungen anderer mehr nach dem Ausgange derselben, als nach ihrer wahren Beschaffenheit und den Umständen ein. Der Glückliche heiſſet klug, wenn er auch noch so wenig Fähigkeit gezeiget: und der Unglückliche muß mit aller seiner Geschicklichkeit die Schuld des widrigen Erfolgs tragen. Ob eine Unternehmung wohl oder übel ausgesonnen, ia so gar ob sie gerecht oder ungerecht sey, solches wird gar oft nach dem glücklichen oder widrigen Fortgang derselben entschieden. Geschiehet es manchmal, daß Geschicklichkeit mit erwünschtem Erfolg der Bemühungen bekrönet, Unfähigkeit und Fehler aber mit unglücklichen bestraffet werden: so rühret doch das Lob, so iene erhält, und der Tadel, so diese trift, bey gar vielen nicht aus den rechten Quellen her. Nicht allein Sachen in gemeinem Leben, sondern auch öffentliche Begebenheiten und Handlungen der gröſten Personen werden auf diese Art beurtheilt.

Niemand war glücklicher, als der Marechal von Vivonne, als er das aufrührische Meßina wider die Macht der Spanier vertheidigte: niemand war unfähiger, einem solchen Werk vorzustehen, und niemand wurde mit solchen Lobsprüchen überhäuft, als er. Der Spanische Admiral, Don Navarro, fällt in die Ungnade seines Königs, weil er in dem Treffen bey Toulon unglücklich gewesen, da er doch grössere Proben der Tapferkeit darbey abgelegt, als der Englische Admiral, sein Ueberwinder, dessen Thaten man so sehr herausstrich, da iener bey nahe vergessen ist. Columbus wird mit seinen Anschlägen, eine neue Welt zu entdecken, in Engeland, Portugall und auch eine geraume Zeit in Spanien, zum Hohngelächter: sein Vorhaben gelingt, und die Welt erschallet von seinem Ruhm. Langallerie wird als ein Fantaste verspottet; hätte er seine Absichten ausgeführt, vielleicht hieße er ein anderer Romulus. Gustav Wasa heißt der Befreyer von Schweden, Wilhelm von Oranien der Erretter Engellands: wären sie unglücklich gewesen, wie würde man sie alsdann nennen? Töckely, Rakotzy heisen Rebellen: wäre ihnen ihr Vorhaben gelungen, würden sie wol eben diesen Namen führen? Theodor von Neuhof wird von den empörten Corsen zum König gekrönt: allein er ist nicht im Stande, ohne auswärtige Hülfe seine Sachen aufrecht zu erhalten, er verlieret das Zutrauen der unruhigen Insulaner, und seine Krone, er wird der Gegenstand vieler Spöttereyen, der Held einer Zueignungsschrift des Marquis von Argens, in welcher er ihn mit einem Ladenjungen in eine Classe setzt. Hätten die Corsen das Glück der Holländer gehabt, wäre er nicht ihr Prinz von Oranien? Von zwey Fürsten, deren Thaten im Haubtwerk eine grosse Aehnlichkeit miteinander haben, stehet der eine unter der Reihe der Aufrührer, und der andere unter derjenigen der gekrönten Häubter

ter in Europa. Marggraf Eckbrecht von Thüringen und Herzog Johann von Braganza sind diejenigen, von welchen ich rede. Ihre Begebenheiten sind merkwürdig: ich habe mir vorgenommen, sie kürzlich zu erzählen und miteinander in Vergleichung zu setzen.

* * *

Eckbrecht stammte aus dem Hause der Herzoge von Sachsen her. Wir können bey Untersuchung seines Geschlechtes nicht weiter, als bis auf Ludolfen, Herzog von Sachsen, den Großvater Heinrich des Voglers, zurückegehen. Von dieses letztern zweytem Sohne, Heinrich, Herzogen in Bayern, stammte Eckbrecht in gerader Linie her. Er führte den Namen seines Vaters, derienige aber seiner Mutter ist ungewiß. Einige nennen sie Gaysbroch, des edlen Herren zu Landsberg Tochter, andere Irmengard oder Irmentrud, und andere noch anders: alle aber stimmen darinnen überein, daß sie die Wittwe eines Herzogs von Schweinfurth gewesen. Eckbrechts Vater starb im Jahr 1068, da er kurz vorher vom Kaiser Heinrich dem 4ten zum Marggrafen von Thüringen nach dem Tode Ottos von Orlamünde war erkläret worden, und auch noch die Versicherung dazu erhalten hatte, daß ihm sein Sohn in dieser Würde nachfolgen sollte. Er war kurz vor seinem Ende noch Willens, seine Gemahlin zu verstossen, und des Otto von Orlamünde Wittwe, Adela von Brabant, zu heirathen. Da ihn aber der Tod an Vollziehung dieses Vorhabens hinderte, so vermählte sich Adela darauf mit Dedo, Markgrafen von Meißen, welche Vermählung bey nahe für unsern Eckbrecht, der sich damals noch in einem zarten Alter befande, traurige Folgen gehabt hätte. Denn sie versuchte auf alle Weise und

Wege, denselben um die Marggrafschaft Thüringen zu bringen. Und da der Kaiser dieses ungerechte Begehren nicht erfüllen wollte, so verhetzte sie ihren Gemahl, daß er mit Gewalt dieses ins Werk zu setzen trachtete. Es zeigte sich eine bequeme Gelegenheit dazu für ihn: die Thüringer waren wegen des Zehnden, so sie dem Erzbischof von Maynz entrichten sollten, über den Kaiser schwürig. Dedo machte sich einen Anhang unter ihnen, und wagte einen Einfall in das Land. Jedoch der Kaiser dämpfete bald diese Unruhe, und Eckbrecht wurde wieder in den ruhigen Besitz seiner Marggrafschaft gesetzet.

Nicht gar lange hernach hatten die Sächsischen und Thüringischen Herren abermals Ursache, mit dem Kaiser übel zufrieden zu seyn. Sie schlossen daher einen Bund wider denselben, dem auch Marggraf Eckbrecht beytrat. Jedoch die Sache wurde bald beygelegt, und Eckbrecht hatte für diesesmal an den unternommenen Verrichtungen eben nicht den gröſten Antheil. Allein gleich darauf ereignete sich eine Gelegenheit, in welcher er gröſsere Proben seiner Tapferkeit ablegte. Nach obbemeldten Dedos Tode gab der Kaiser die Mark Meissen dem Wratislaus, Herzog in Böhmen. Dedos Sohn, welcher wegen des unruhigen Verhaltens seines Vaters leer ausgehen muste, bewegte Eckbrechten, sich mit ihm zu vereinigen und in Meissen einzufallen. Dieser eroberte die meisten haltbaren Oerter, schlug die Böhmen, welche Graf Wiprecht von Groitsch anführte, zu verschiedenenmalen: endlich aber lieſs er doch seinen Bundsgenossen im Stich und zog auf Befehl des Kaisers seine Völker wieder nach Sachsen zurück. Er hielte sich hierauf ziemlich lange ruhig. Aber bey denen zwischen dem Kaiser und Rudolf von Schwaben entstandenen Unruhen zeigte er abermals, daß er gegen den Kaiser nicht allzuwohl gesinnet wä-

re.

re. Denn ob er zwar nicht öffentlich daran Theil nahm, so lauerte er doch nur auf den Ausgang desselbigen Krieges, und hielte seine Völker in Bereitschaft, wenn Herzog Rudolf die Oberhand völlig über den Kaiser würde gewonnen haben, zu ihm zu stossen. Als im Jahr 1081. der Kaiser einen Zug in Italien vornahm, so stellte er in den darauf ausgebrochenen Empörungen eine der wichtigsten Personen vor. Graf Hermann von Lüzelburg lehnte sich wider den Kaiser auf, die Anhänger Rudolfs von Schwaben schlugen sich zu ihm, er wurde zu Eisleben zum König erwählt und von dem Erzbischof von Maynz gekrönet. Marggraf Eckbrecht, der über den Kaiser aus verschiedenen Ursachen misvergnügt war, trat auch auf seine Seite. Viele geben vor, daß dieses sein Misvergnügen daher rührte, weil der Kaiser nach Dedos Tode die Marggrafschaft Meissen dem Wratislaus, Herzog in Böhmen, und nicht ihm gegeben hatte. Allein die Haubtursache davon finden wir ausser allem Zweifel darinnen, weil der Kaiser ihm seine grossen Güter in Frießland, welche er von seiner Großmutter Gertraud, Arnolfs von Gent, Grafens in Frießland, Tochter, ererbet, entrissen hatte. Graf Hermanns Sachen giengen nach Wunsch, bis der Kaiser siegreich aus Italien zurückkehrete. Denn als er sich sodann den Gränzen von Thüringen näherte, so entfiel den Sachsen der Muth; weswegen sie eine Unterredung zu Berchach in Thüringen zwischen einigen der vornehmsten Personen von beyden Theilen veranstalteten und dadurch einen Vergleich zu Stande zu bringen suchten. Allein Eckbrecht hinderte haubtsächlich den guten Erfolg davon, indem er noch vor der Zusammenkunft den Sachsen und Thüringern beybrachte, der Kaiser gehe mit Falschheit und Betrug um, es wäre seinen Versprechungen nicht zu trauen, so lange er lebte, wäre die Freyheit der Deutschen in Gefahr; wenn sie also des Vaterlandes Bestes suchten,

so sollten sie standhaft bey Graf Hermann aushalten. Durch diese Vorstellungen wurden sie so eingenommen, daß sie von einem Vergleich nichts hören, noch wissen mochten, und Eckbrechts Widerwillen gegen den Kaiser wurde durch die wider ihn ergangene Achtserklärung noch mehr vergrössert. Er suchte aber nunmehr nicht so wol Graf Hermann wider den Kaiser zu unterstützen, als vielmehr sich selbst auf den Thron zu schwingen. Weswegen er denn ienen auf allerhand Art und Weise verächtlich zu machen suchte; ia er verhinderte es einmal durch seine listigen Anstalten, daß Hermann den Kaiser, den er mit einer sehr überlegenen Macht verfolgte und leicht mit allen den Seinigen hätte gefangen bekommen können, nicht in die Enge treiben konnte. Durch diese und andere Ursachen wurde endlich Graf Hermann der Sache überdrüßig und legte freywillig die Herrschaft, welche er nicht behaubten konnte, nieder. Markgraf Eckbrecht fand auch in seinem Vorhaben bey den meisten Grossen taube Ohren und sahe sich gezwungen bey dem Kaiser um Gnade zu bitten. Kaum aber hatte der Kaiser mit seinem Heer den Rücken gewendet, so ließ er demselben melden, er hätte sich zwar zu ein und dem andern anheischig gemacht, allein die Verbindungen, welche er gegen die Sachsen zu beobachten hätte, wären stärker, er könne also sein Versprechen unmöglich halten. Insgemein hält man dafür, daß Hartwich, Erzbischof von Magdeburg, und Burchard oder Bucco, Bischof von Halberstadt, des Kaisers geschworne Feinde, ihn hierzu verleitet haben. Wiewol es auch gar leicht seyn kan, daß sein eingewurzelter Haß gegen den Kaiser der einzige Rathgeber gewesen, dessen er sich bedienet. Als er aber sahe, daß die Macht des Kaisers täglich zu- und die Anzahl der Feinde desselben abnahm, und ausser dem Bischof von Halberstadt und etlichen wenigen andern niemand

mand eine öffentliche Feindschaft wider ihn blicken ließ: so nahm er seine Zuflucht wieder zur Gnade des Kaisers, welche er auch leicht erhielte. Er kündigte demnach, dem Kaiser seine aufrichtige Treue zu erweisen, dem Bischof von Halberstadt den Krieg an und drohete alles in seinem Lande mit Feuer und Schwerd zu verheeren, wo er sich nicht dem Kaiser unterwerfen würde. Der Bischof bat sich nur Zeit aus, mit seinen Bundsgenossen die Sache zu überlegen und bewog den Marggrafen, seine Völker zurückzuziehen. Es wurde darauf eine Zusammenkunft von verschiedenen Fürsten zu Goslar angestellt, allwo auch Eckbrecht sich einfand, bey welcher der Bischof von Halberstadt, der sich durchaus weigerte, dem Kaiser sich zu unterwerfen, von den Bürgern zu Goslar, welche kaiserlich gesinnet waren, auf Anstiften Markgraf Eckbrechts in einem Aufstand erschlagen wurde. Allein das Blut des erschlagenen Bischofs rauchte noch, als Eckbrecht sich schon von den Feinden des Kaisers durch viele Versprechungen gewinnen und überreden ließ, sich selbst zum Kaiser aufzuwerfen: worauf er grosse Anstalten zum Kriege machte. Seine erste Unternehmung gieng auf Meißen: er iagte Wiprecht, Grafen von Groitsch, heraus und richtete eine grosse Verheerung darinnen an.

Der Kaiser erklärte ihn hierauf abermals in die Acht, gieng ihm selbst mit einem Kriegsheer zu Leibe, und belagerte sein vestes und starkbesetztes Schloß Pleiche. Eckbrecht, um den Kaiser zu nöthigen, die Belagerung aufzuheben, legte sich vor Quedlinburg, wo des Kaisers Gemahlin und Schwester waren. Allein dieser setzte dem ungeachtet die Belagerung fort und schickte nur einen Theil seiner Völker unter Erzbischof Hartwichs Anführung, Quedlinburg zu entsetzen. Dieser aber verrieth dem Marg-

grafen den Anschlag, und gab ihm zu verstehen, es wäre jetzt die beste Gelegenheit, den Kaiser in seinem Lager selbst anzugreifen, er wollte schon einen solchen Umweg nehmen, daß er ihm in seinem Zuge nicht begegnen würde. Eckbrecht gieng auf den Kaiser loß, und grief dessen Lager am H. Weyhnachtsabend an, welches nicht allein wegen der abgeschickten Völker, sondern auch wegen der Abwesenheit vieler vornehmen Herren und Befehlshaber, welche das Fest begiengen, sehr geschwächet war. Nichts desto weniger hielte sich der Kaiser tapfer, und brachte Eckbrechts Völker zum Weichen, muste über doch endlich unterliegen, und in gröster Unordnung die Flucht ergreifen. Hierauf wendete sich Eckbrecht gegen diejenigen, so es noch mit dem Kaiser gehalten, und überfiel zuerst Otto, den Bischof zu Hildesheim. Er zwang ihn, alles was er verlangte, zu bewilligen, und ihm zur Versicherung Geißel auszuliefern: allein, Otto nachdem er wieder Freyheit bekommen, weigerte sich, sein erzwungenes Versprechen zu erfüllen. Der Marggraf belagerte hierauf Hildesheim, und ließ im Angesicht der Stadt den Geisseln die Köpfe abschlagen, wodurch aber die Belagerten nur erbitterter wurden. Er zog hierauf noch mehrere Völker an sich, um bey der Belagerung grössern Ernst zu gebrauchen. Unterwegens, da er den größten Theil derselben voraus geschickt, und nur mit wenigen Reutern nachfolgte, wendete er sich nach einer nahe gelegenen Mühle, daselbst auszuruhen, und schickte den Müller fort, einen frischen Trunk zu bringen. Auf diesen stiessen unterwegs einige Reuter, welche aus Zwang Marggraf Eckbrechts Parthey hielten, und in das Lager vor Hildesheim sich begeben sollten, heimlich aber es mit dem Kaiser hielten, und jenen aus dem Wege zu räumen suchten. Als diese von dem Müller vernahmen, daß Marggraf Eckbrecht mit wenigen

gen Leuten ſich auf der Mühle aufhielte und ausruhen wollte, überfielen ſie denſelben, und erlegten ihn nach einem verzweifelten Gefechte nebſt dem meiſten Theil ſeiner bey ſich habenden Reuter im Jahr 1090: womit denn alle dieſe Unruhen, und zugleich auch die Würde der Marggrafen von Thüringen, ihre Endſchaft erreichten.

* * *

Ich komme nunmehr auf den Herzog Johann von Braganza, der ſein Geſchlecht von den alten Königen in Portugall herleitete, und wegen ſeiner Großmutter, Katharina, König Emanuels Enkelin, die ſchon mit Philipp dem 2ten, König in Spanien, nach dem Tode Heinrich des Cardinals um die Erbfolge ſtritte, noch einen nähern Anſpruch auf das Reich hatte. Seine Gemahlin war Aloyſia von Guſman, Johann Emanuel Perez, Herzogs von Medina Sidonia, Tochter. Er war einer der allerangeſehenſten Portugieſiſchen Herren, und ſeine Güter machten faſt den vierten Theil des Königreichs aus. Die meiſte Zeit, ehe er zur Regierung kam, brachte er zu Villa Vicioſa, der alten Reſidenz der Herzoge von Braganza, ganz in der Stille zu, und wuſte alle Fallſtricke, die ihm der liſtige und argwöhniſche Spaniſche Miniſter, Olivarez, der iederzeit auf ſein Bezeigen aufmerkſam war, legte, klüglich zu vermeiden. Er würde auch vielleicht niemals für ſich auf eine Unternehmung bedacht geweſen ſeyn, wenn nicht ein groſſer Theil des Portugieſiſchen Adels, der wider ſeine Neigung in dem Feldzuge gegen die aufrühriſchen Catalonier dienen ſollte, und ſchon lange nebſt dem ganzen Volke über die Spaniſche Regierung höchſt misvergnügt war, ihm im Jahr 1640. die Krone angetragen hätte. Die Häupter

ter der wider bemeldete Regierung gemachten Verschwörung, Michael von Almeida, Anton von Almada, Peter von Mendoza, Franz und Georg von Melo, und der Erzbischof von Lissabon, Roderich von Acunha, gaben ihm heimlich von ihrem Vorhaben Nachricht, worein er doch lange Bedenken trug zu willigen. Allein die Vorstellungen seines getreuen Agenten zu Lissabon, Johann Pinto Ribeiro, und seiner beherzten Gemahlin, brachten ihn endlich zu dem verlangten Entschluß. Jener sagte ihm unverhohlen: sie würden ihn auch wider seinen Willen zum König ausruffen, und alsdann möchte er sehen, wie er zurecht käme. Diese stellte ihm vor: sein Leben wäre in Gefahr, er möchte nun nach Madrid oder nach Lissabon gehen; wenn er denn nun unter beyden wählen müste, so wäre es ia besser, wenn er als König, und nicht als ein elender gefangener Mensch stürbe. Nachdem er nun also seine Einwilligung gegeben, so wurde der erste December zur Ausführung dieses grossen Vorhabens bestimmt, welches auch sehr glücklich und mit gar wenigem Blutvergiessen ins Werk gesetzet wurde. Er kam wenige Tage darauf selbst nach Lissabon, und bezog den Königlichen Pallast, welchen die bisherige Spanische Vice-Königin, Margaretha von Savoyen, verwittibte Herzogin von Mantua, räumen muste. Sie bekam wenige Monate darauf Erlaubniß nach Castilien zu reisen, ohnerachtet sie der König als eine Geissel an Statt seines Bruders, Prinz Eduard, hätte zurückbehalten können, welchen die Spanier von dem Kaiser, dem er als General diente, um eine Summe Geldes erkauft, und auf das Castel zu Mayland gefangen gesetzt hatten. Nicht allein alle Städte in Portugall und Algarbien, sondern auch alle Länder, welche die Portugiesen ausser Europa besassen, unterwarfen sich dieser neuen Regierung ohne Weigerung, weil fast alle Befehlshaber und Statthalter gebohr-

ne

ne Portugiesen waren. In den Tercerischen Inseln thäte der Spanische Commendant eine Zeitlang einen vergeblichen Widerstand; das einzige Ceuta blieb noch unter Castilianischer Herrschaft. König Johann machte sich bey Anfang seiner Regierung durch Güte und Mildthätigkeit gegen das Volk und gute Haushaltung an seinem Hofe beliebt. Er bekam daher von der Geistlichkeit, Ritterschaft und den Städten ansehnliche Geschenke, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, gute Anstalten zu seiner Vertheidigung zu machen; ia es wurde ihm diese Bemühung auch dadurch noch um ein merkliches erleichtert, daß er das Glück hatte, viele reichbeladene Spanische Schiffe, welche von der Veränderung nichts wusten und ganz sicher in die Portugiesischen Häfen einliefen, in seine Gewalt zu bekommen.

Nach seiner Krönung ließ er, nebst der Einrichtung seiner innerlichen Reichsangelegenheiten, dieses sein erstes Werk seyn, daß er seine Sache bey den Ausländern zu rechtfertigen suchte; weswegen er nicht allein einen weitläuftigen Bericht von dem ganzen Verlauf der Sache überall bekannt machen ließ, sondern auch seine Gesandten an alle Europäische Höfe schickte, seine Gelangung zum Throne anzuzeigen. Diese wurden auch in Frankreich, Holland, Engelland und Schweden, welche beynahe alle des Hauses Oesterreich offenbahre Feinde waren, als königliche Gesandten angenommen. Dänemark alleine, nebst dem Pabste, weigerten sich, sie in dieser Würde zu erkennen. Ja der Pabst trieb auch die Sache so weit, daß er die von König Johann ernennte Bischöffe nicht bestättigen wollte, sondern vielmehr die von König Philipp in Spanien bestimmte, für die rechtmäßigen erklärte; worüber die Portugiesischen Bisthümer lange Zeit ledig stunden und die Nation beynahe dem Päbstlichen Stuhl den Gehorsam

horsam aufgekündigt hätte, wenn die Inquisition nicht gewesen wäre, welche es noch verhindert. Jedoch kaum hatte Herzog Johann von Braganza die Regierung angetretten, so gerieth er wieder in Gefahr, selbige auf eben die Art, wie er sie bekommen, zu verlieren. Der Erzbischof von Braga, Sebastian von Mattos, der General-Inquisitor, der Marquis von Villa Reale, der Herzog von Caminha und andere Grosse, machten eine fürchterliche Zusammenverschwörung wider ihn, woran alle Spanischgesinnte und auch die Juden Theil nahmen. Ihr Vorhaben war, den König nebst seiner Gemahlin und Kindern zu ermorden, und das ganze Haus von Braganza auszurotten. Sie unterhielten einen heimlichen Briefwechsel mit dem Spanischen Minister, und wurden auf Beystand vertröstet. Allein ein schlauer Diener des Königs, welchen er oft als einen Kundschafter in Castilien geschickt, traf unterwegs einen ihm verdächtigen Boten an, welchen er mit etlichen Dolchstichen ermordete, und seine Briefschaften dem König überlieferte, wodurch der Anschlag, ehe er zur Reife kam, vernichtiget wurde. Denn der König rufte den geheimen Rath zusammen, unter dem Vorwand, über die Fortsetzung des Kriegs zu rathschlagen, wobey sich denn auch die vornehmsten der Zusammenverschwohrnen einstellten; und die Soldaten bekamen Befehl, sich einzufinden, damit der König die Musterung von ihnen vernehmen könnte. Da er nun also diese bey der Hand und jene beysammen hatte, ließ er einen nach dem andern abruffen, und in absonderlichen Verhaft in dem Pallaste bringen, und nachgehends zur Strafe ziehen. Kaum war der König der Gefahr dieser Zusammenverschwörung entgangen, so nahm er selbst an einer andern gegen den König in Spanien Antheil, welche aber auch einen gleichen Ausgang hatte. Der Marquis von Ayamonte war der Anstifter

stifter davon und fand Mittel, den Herzog von Medina Sidonia, des Königs in Portugall Schwager, auf seine Seite zu ziehen. Sie waren Willens, sich mit den Portugiesen, Holländern und Franzosen zu vereinigen, und Andalusien der Castilianischen Bothmäßigkeit zu entreisen. Sie unterhielten deswegen ein Verständniß mit dem König in Portugall: allein die Unvorsichtigkeit eines Franciscaners, welchen sie in dieser Sache brauchten, und welcher dieselbe einem gefangenen Castilianer entdeckte, der sein Vertrauen gewonnen hatte, machte ihre Anschläge fruchtlos; indem dieser nach erhaltener Freyheit, unter dem Vorwand, selbst dieses Vorhaben befördern zu helfen, an Statt in Andalusien zu gehen, sich nach Madrit wandte, und dem Herzog von Olivarez alles offenbarte. Während diesen Begebenheiten hatte der König von Frankreich und Holland einige Hülfe erhalten, und gab sich alle Mühe, seine Leute, welche bisher fast keine blossen Degen gesehen hatten, streitbar zu machen. Er schloß auch mit der Westindischen Compagnie in Holland Friede, unter der Bedingung, daß sie das bisher in Brasilien eroberte behalten sollte. Wiewol, da wenige Jahre darauf Brasilien sich empörte, setzten sich die Portugiesen wieder in völligen Besitz davon, musten aber dagegen dasienige, was sie in Ostindien hatten, der Ostindischen Compagnie in Holland zur Beute überlassen. Der Krieg mit Spanien wurde unterdessen mit schlechtem Glücke fortgeführt, und getraute sich König Johann nicht mehr seine Sachen aufrecht zu erhalten, wenn Spanien, welches mit Frankreich und Holland zu Münster in Friedenstractaten stund, dieser mächtigen Feinde los werden sollte. Weswegen er denn ebenfalls Gesandte nach Münster und Osnabrük abfertigte, welche aber mit ihrem Gesuch, ihre Sachen vor allen andern vorzunehmen, wie leicht zu erachten, abgewiesen würden, und sich gar nicht öffentlich zeigen durften. Der König führte

deswe-

deswegen gegen den Französischen Gesandten, Lanier, grosse Klagen, und ließ sich so gar aus Unmuth verlauten, er wolle Kron und Zepter niederlegen und solche dem König in Frankreich übergeben, und zwar solchergestalt, daß die Landesregierung dem Herzog von Orleans aufgetragen, und dessen Prinzeßin mit seinem ältesten Prinzen vermählt werden, der Schwiegervatter aber die Regierung so lange führen sollte, bis der Kronprinz sie selbst würde antretten können. Eine neue Gefahr, worein er gerieth, von einem Meuchelmörder, den die Spanier bestochen hatten, am Fronleichnamstage erschossen zu werden, machte ihn noch kleinmüthiger, so daß er sich gar auf die Insel Tercera begeben, und sein Leben daselbst zubringen wollte, wenn ihm der Französische Gesandte nicht wieder einen Muth eingesprochen hätte. Wie er denn beständig den heimlichen Nachstellungen der Spanier ausgesetzt war, welche das Volk wieder zum Abfall zu bringen suchten und gefährliche Verschwörungen wider ihn anzedelten. Er führte übrigens seine ganze Regierung durch mit Spanien Krieg und zwar meistentheils mit schlechtem Fortgang, wiewol selbige ganze Zeit nichts entscheidendes vorfiel: weil die Spanier nicht allein ihre gröste Macht gegen Frankreich wenden musten, sondern auch diejenigen Völker, so sie wider Portugall gebrauchten, fast eben so schlechte Soldaten, als die Portugiesen selbst waren. Es wurden daher viele Feldzüge mit bloßen Scharmützeln, Plündern, Verbrennen und Einnehmungen etlicher Oerter von weniger Wichtigkeit zugebracht. Endlich starb König Johann im Jahr 1656. und zwar zu einer Zeit, da sein Reich mit Spanien in einem offenbaren Krieg, mit Holland in schwehrem Mißverständniß und mit der Republik Engelland in einem ungewissen Frieden stunde, und es also noch sehr zweifelhaft war, ob es sich noch ferner in aufrechtem Stande würde erhalten können.

Bey

Bey der Vergleichung, so ich zwischen diesen beyden Herren und ihren Begebenheiten anzustellen habe, betrachte ich zuerst ihre Gemüthsbeschaffenheit, nach welcher sie zwar wenig Aehnlichkeit miteinander hatten. Marggraf Eckbrecht war muthig, unruhig, ehrgeizig und geschickter, ein Reich zu vertheidigen, als zu regieren. Der Herzog hingegen war furchtsam, von stillem Wesen, und mehr zu Regierungsgeschäften, als zum Kriege, aufgelegt. Jener hatte daher noch, ehe er sich zum Kaiser aufwarf, schon verschiedenemalen etwas gegen Heinrich den 4ten unternommen: Johann von Braganza aber dachte an nichts weniger, als etwas wider den König Philipp anzufangen. Darinn kamen sie miteinander überein, daß sie beyde viele Arglist besassen, worinn letzterer iedoch den ersten merklich übertraf: wovon der Grund vielleicht in der Beschaffenheit seiner Zeiten und seiner Nation zu suchen ist. Marggraf Eckbrecht war von dem Kaiser durch die Wegnehmung seiner Güter in Frießland empfindlich beleidiget worden und dachte auf Rache. Der Herzog war wegen seiner grossen Güter in Portugall der mistrauischen Aufmerksamkeit des Spanischen Hofs beständig ausgesetzt, wuste aber keine sichern Maasregeln zu ergreifen, um den gefährlichen Folgen davon aus dem Wege zu gehen. Die Gelegenheiten, welche beyde gehabt, sich der Regierung anzumassen, waren fast einerley. Um dieses in ein desto grössers Licht zu setzen, wird es mir erlaubt seyn, eine kurze Abschilderung derienigen Prinzen, wider welche sie sich aufgelehnt, hier einzuschalten.

Kaiser Heinrich der 4te und Philipp der 4te, König in Spanien, waren Fürsten, welche viele Fehler, aber die wenigsten davon miteinander gemein hatten, aus welchen iedoch bey beyden fast eben dieselben Folgen entsprungen. Darinnen waren sie einan-

der ähnlich, daß sie beyde eine sehr vernachläßigte Auferziehung gehabt. Adelbrecht, Erzbischof von Bremen, suchte seinen Vortheil darinnen, den jungen Heinrich in allen Unarten aufwachsen zu lassen. Der Herzog von Lerma hatte die nehmliche Ursache, es zu verhindern, daß Philipp nicht zu den Regierungsgeschäften tüchtig werden möchte. Heinrich war unruhig und, wie fast alle Fürsten des Fränkischen Hauses, kriegerisch und streitbar; Philipp träge und nach Art bey nahe der meisten Oesterreichischen Prinzen, nichts weniger, als ein Kriegsmann. Heinrich wollte alles nach seinem Kopfe thun; Philipp desto weniger. Jener verachtete den Rath der deutschen Fürsten, drückte sonderlich die Sachsen mit Anlegung neuer Schlösser, deren Besatzungen allen Muthwillen verübten, wollte die Thüringer wider alles Recht und Billigkeit aus ganz unächten Absichten zwingen, dem Erzbischof von Maynz den Zehnden zu entrichten; er nahm denen Fürsten ihre Lehn und Güter, ohne ihnen rechtliches Gehör zu verstatten, und verursachte durch alles dieses den unruhigen Reichstag zu Tribur, den Ueberfall in Goslar, und sechs wider ihn ausgebrochene Empörungen. Dieser überließ die völlige Regierung seinem Günstling, dem von Olivarez, dessen Hochmuth und Grausamkeit die Catalonier zum Aufstand brachte, und dadurch den schon lange misvergnügten Portugiesen ein gleiches zu thun Gelegenheit gab. Andalusien stund auf dem Sprunge, diesem Exempel nachzufolgen, und das Murren über den Minister, und die Sorglosigkeit des Königs war in ganz Spanien so allgemein, daß auch die Geistlichen auf den Kanzeln kein Bedenken trugen, ihre Meynung öffentlich zu sagen. Etliche von ihnen hatten einen ganz neuen Einfall, den König auf eine ehrerbietige Art wegen seiner Nachläßigkeit zu tadeln. Sie verglichen ihn mit Christo vor Antrettung seines Lehr-

amts,

amts, als von dessen damaligen Verrichtungen man eben so wenig, als von denienigen des Königs wüste. Mit grosser Mühe erhielte man von ihm, daß er dem Olivarez die Verwaltung der Reichsgeschäfte nahm, um sie unmittelbar darauf an Don Ludwig von Haro zu übergeben, da wenige Zeit hernach auch zu Neapel eine gefährliche Empörung ausbrach und die Monarchie in die mislichsten Umstände setzte. Aus dem kurzen Abriß dieser beyden Regierungen wird also deutlich erhellen, daß sich die Sachsen und Portugiesen bey gleichem Verhalten in gleichen Umständen befanden. Jene waren über die vielen Bedrängungen, so sie von dem Kaiser erlitten, schwürig; der Pabst Gregorius der 7te, des Kaisers Todfeind, vermehrte durch seinen Bannstrahl die Anzahl der Feinde desselben, und rechtfertigte nach der Meynung der damaligen Zeiten die Unternehmung derienigen, so sich wider ihn auflehnten: Eckbrecht war also leicht von einigen vornehmen Fürsten zu bereden, sich der Kaiserlichen Würde anzumassen. Diese waren über die schon unter Philipp den 2ten angefangenen und in den folgenden Regierungen fortgesetzte Kränkungen ihrer Freyheiten, und den unglücklichen Krieg, darein sie mit den Holländern durch ihre Vereinigung mit Spanien verwickelt waren, schon lange Zeit höchst misvergnügt, und fanden endlich Mittel, den Herzog von Braganza zur Annehmung der Königlichen Würde zu bewegen, welcher nebst der Gefahr, so er von dem Spanischen Hofe zu befürchten hatte, sich auch seiner eigenen Ansprüche auf die Krone erinnern konnte.

Eckbrecht nahm an der Unternehmung Hermanns von Lützelburg, und der Herzog, schon als König, an dem schlimmen Vorhaben des Marquis von Ayamonte Theil. Jener konnte, vielleicht haubtsächlich wegen der kurzen Dauer seiner angemasseten Regierung, nicht viele Reichsstände auf sei-

ne Seite ziehen, um ihn in der Würde, so ihm einige derselben aufgetragen, zu erkennen. Dieser aber hatte das Glück, daß ihm nicht nur alle Portugiesische Länder zufielen, sondern auch ein grosser Theil der Europäischen Staaten ihn aus Feindschaft gegen Spanien für einen König erkannten. Eckbrecht bekam durch die Untreue des Erzbischofs Hartwich Gelegenheit, einen wichtigen Sieg über den Kaiser zu erfechten und seine Sachen dadurch in ziemlich guten Stand zu setzen. Die Empörung der Catalonier und Holländer, und der schwehre Krieg, den die Spanier mit Frankreich führen musten, zertheilte ihre Macht und verhinderte, daß sie den Herzog von Braganza nicht wieder aus Portugall iagen konnten, sondern ihm Zeit lassen musten, seine Regierung zu bevestigen. Eckbrecht bequemte sich nach etlichen mislungenen Unternehmungen nach des Kaisers Willen, ehe er noch selbst der Regierung sich anmassete. Herzog Johann wollte, da er sie schon verschiedene Jahre geführt, aus Verdruß über den schlechten Fortgang des Kriegs und Furcht wegen des Zukünftigen, sie wieder ablegen. Eckbrecht endigte sein Leben durch die Untreue einiger seiner Leute: Johann von Braganza war öfters, als einmal in Gefahr, gleiches Unglück zu erfahren. Jener überließ, da er keine Erben und den Kaiser zum Feind hatte, seine Länder einem ungewissen Schicksal: dieser konnte nichts weniger als versichert seyn, ob seine Erben das Königreich würden behaubten können, oder ob es wiederum unter Spanische Herrschaft kommen würde. Beyder Fürsten Exempel aber zeigen endlich, was für Gefahr eine Regierung ausgesetzt ist, welche durch Ungerechtigkeiten und Bedrängnisse die Unterthanen zwinget, ihre Pflicht zu vergessen, und gewaltsame Maasregeln, um sich Hülfe zu verschaffen, zu ergreifen.

II.

Gedichte.

I.

An Doris.

Lord! whenn will Woman Kind be wiſe? Prior.

O Freundin! die du mir das ſeltenſte der Welt,
Des Himmels erſtes Gut, in dir ſtets dargeſtellt,
Die Tugend, die ſo oft verlarvte Mädchen nennen,
Von der oft Lehrer ſchreyn, doch ohne ſie zu kennen;
Die du den Prieſter oft durch Thaten roth gemacht,
Der das vom Lehrſtuhl ſpricht, was ſeine Bruſt verlacht;
Die du die Tugend ehrſt, ſo wie man ſie einſt ehrte,
Eh man noch Wort und Aug das Herz verſtecken lehrte:
O Freundin, höre mich! denn du nur hörſt ein Lied,
Das eine Muſe ſpielt, die für die Tugend glüht.

Iſts recht, daß ein Geſchöpf, gemacht der Welt zur Zierde,
Des Himmels letzter Schuf, dem beſten gleich an Würde,
Der nur auf Engel folgt, und uns oft Engel iſt,
So ſehr den ſtolzen Werth, der in ihm liegt, vergißt?

Jſts recht, daß ein Geſchlecht, das eine Doris heget,
So oft, mit ſo viel Luſt, entweihte Feſſel träget?
Komm, ſiehe dein Geſchlecht, das ſich von dir entfernt,
Und Künſte ſich zur Schmach und GOtt zur Schande lernt.

Geſchickt, ſo gut als wir, der Wahrheit nachzudenken,
Weiht ſich die Schöne meiſt gezierten Kleiderſchränken,
Hält Ordnung in dem Putz, und brennet für ein Band
Und für ein Eſklavaſch, das Frankreich hergeſandt;
Holt bey dem Spiegel Rath, wie man beſiegend blicke,
Und doch das, was man fühlt, im Auge unterdrücke;
Sitzt halbe Nächte ſteif beym Buch, das ſie belehrt,
Wie man ſein hohes Herz durch Eitelkeit entehrt;
Lernt Sprachen, um durch ſie die Mutter zu betrügen,
Und einen jungen Herrn franzöſiſch zu beſiegen;
Nimmt ängſtlich vom de Beaux im Tanzen Unterricht;
Und lernt, was möglich iſt, doch nur die Tugend nicht.

Sieh Philaiden an! Wie alles an ihr blendet!
An ihr hat die Natur, wie viel ſie kan, verſchwendet.
Sie kommt, man ſiehts, und glaubt ein Götterbild zu ſehn,
Sie lächelt, Amathunt ſah Venus nie ſo ſchön;
Sie ſpricht, man ſchweigt, und hört allein auf Philaiden;
Sie tanzt, Arkadien ſah einſt kaum ſo Naiden,

Wenn

Wenn sie am Fluß getanzt, und kaum maß so in Gnid,
Wenn seine Gottheit kam, ihr junges Volk den Schritt.
Man bringt die Laute her; sie wühlt in ihren Chören;
Betrogen glaube ich Amphions Lied zu hören,
Und bethe sie fast an: doch schnell sagt mir ein Blick,
Den sie zu schwach verwahrt, des niedern Lykas Glück.
Sie geht, und Lykas mit, der — mit der harten Stirne —
Und die erst Göttin war, ist ietzo eine Dirne.

Dort spricht Diotime von Tugend, Witz und Geist;
Wie sich der Sterbliche der Sterblichkeit entreißt.
Ihr hoher Geist schwingt sich weit aus den Weiber-Sphären,
Sie spricht wie Sokrates, und spricht nur Sittenlehren;
Sie schilt auf ihr Geschlecht, daß es sich oft vergißt,
Und das nur selten thut, was seiner würdig ist.
Ich höre sie entzückt — bald ließ ich mich verleiten,
Und setzte, Doris, dir Diotimen zur Seiten:
Allein zu unserm Glück verläugnet sie den Schein,
Und schläft, die Muse sahs, im Arm des Stutzers ein.

Laide, klug wie sie, und schön wie Philaide,
Verstecket nicht so sehr ihr lüsternes Gemüthe:
Sie ist nicht leicht zu sehn, als bey dem wilden Ball,
Im schwärmenden Parterr, und bey dem Carnewall;

Hier übet sie die Kunst recht spiegelklug zu blicken,
Und wo sie geht und steht, führt sie ein Herz in Stricken.
Dort ist ein kleines Kind, das noch die Puppe rührt.
Doch siehe, wie es sich um zu gefallen ziert:
Klein ärgert es bereits des Kindes schlechter Name;
Es wünscht sich, groß zu seyn, nur weil der Stolz der Dame,
Der iezt schon in ihm liegt, und ihm Gedanken zeugt,
Noch keinen Federhuth zu seinen Füssen beugt;
Und jenes ärgert sich, daß Schwestern Band und Spitzen
Und Pflästerchen am Kinn mit gröſſerm Anstand sitzen.

Wie göttlich wäre nicht, o Freundin, dein Geschlecht,
Dem die Natur, was reizt, verschwendrisch eingeprägt?
Wenn es die niedre Lust, den Stolz, die Pracht vergäße,
Und mehr beym klugen Buch, als bey dem Spiegel, säße;
Wenn es gern den Roman, den Wollust werden hieß,
Um einen Grandison, der Seelen formt, verließ;
Wenn es sich Tugenden für schlaue Blicke wählte,
Aus ihnen seinen Werth und seine Siege zählte.
Wenn ihm kein Puppenwerk, kein lärmendes Gespiel,
Und kein vergüldter Thor, der sclavisch seufzt, gefiel:
Dann, Freundin, müßte erst ein Himmel aus der Erden,
Und iedes schöne Kind auch eine Doris werden.

2. Mei-

2.

Meine Glückſeeligkeit.

In meiner Lauberhütten,
Die Pracht und Lärmen ſcheut,
Such ich mit ſchnellen Schritten
Der Dichter Seeligkeit,
Die Stille, die ſanft lächelt,
Und da zehn Höfe gilt,
Wenn mich der Zephir fächelt,
Der mit dem Laube ſpielt.

Du GOtt geprüfter Töne,
Der du das Lied belebſt,
Und deine treuen Söhne
Weit über Fürſten hebſt!
Komm, ſteig in meinen Buſen,
Dir nur iſt er geweiht,
Dir und den ſtillen Muſen,
Und dieſer Einſamkeit.

Hier ſinget Philomele,
Die ewig Reize hat,
Vergnügen in die Seele,
Und Eckel für die Stadt.
Hier ſtürzen ſich zwo Quellen,
Und rauſchen Reitz ins Ohr,
Und nah bey ihren Fällen,
Bricht junges Gras hervor.

Weg mit Lyäens Söhnen!
Ihr Jauchzen thut mir weh;
Sie lallen mit Silenen
Ein wildes Evoe.

Umsonst zeigt ihr den Becher,
Wo trinkbar Geld mir winkt,
Es schröcket mich der Zecher,
Der mit ihm nieder sinkt.

Eilt nur mit falschen Schritten,
Und mit zerrißnem Kranz,
Und schleppt in eurer Mitten
Das Mädchen zu dem Tanz;
Die Tollheit herrscht in Tönen,
Sie herrscht in iedem Schritt,
Und unter Bacchus Söhnen
Lacht keine Muse mit.

Die Lust, die ihr mir lobet,
Ist reitzlos für mein Herz:
Es zürnet, wenn man tobet,
Und kennt nur artgen Scherz;
Der Vögel Harmonien,
Die sie der Wald gelehrt,
Sind tausend Symphonien
Von euren Geigern werth.

Sie will ich ietzo hören,
Sie flattern um mein Ohr
Und singen mir in Chören
Des Feldes Freude vor;
Und wenn mein Geist recht fühlet,
So werde iedes Lied
Der Vögel nachgespielet,
Bis mich der Abend flieht.

Dann will ich unter Sträuchen,
Wo Philomele klagt,
Im Traum mehr Glück erreichen,
Als mir der Tag versagt.

Wie ſanfte will ich ſchlafen,
Da mir der Kummer fehlt,
Der Fürſten oder Sklaven
Mit ewgen Ruthen quält.

Und wenn der Morgen grauet,
Und wenn des Vogels Lied,
Der in die Laube bauet,
Den Schlaf dem Aug entzieht,
So will ich froh erwachen,
Das Aug zum Morgen drehn,
Und ihm entgegen lachen,
Weil ich ihn früh geſehn.

Kein Dunſt von ſpäten Weinen
Wird meinen Geiſt umziehn;
Nein, froh wird er erſcheinen
Und durch die Felder fliehn,
Und ihre Reize fühlen,
Und von dem Schöpfer voll
Ein Lied in Tönen ſpielen,
Die Daſnis hören ſoll.

3.

An Herrn Haubtmann von M.

Von der Verachtung des Todes.

Freund! zehnmal ſahſt du ſchon in allen Schreckensbildern
Den Tod ſich furchtbarer vor deinen Augen ſchildern,
Als ich ihn denken kan, den eine ſtille Welt
Bei einem klugen Buch und ſeiner Muſe hält.

Du

Du sahest den Schwerin, die Fahne in den Händen,
Grau und von Wunden krum, sein Leben groß vollenden:
Du sahst, wie Winterfeld sich sterbend Ruhm erwarb,
Und Kleist, der Musen Freund, den Tod der Helden starb;
Noch mehr, du sahst den Tod im Säbel auf dich blitzen,
Und dreimal schon dein Blut des Feindes Stahl bespritzen:
Doch trittst du, kaum geheilt, auf die gewohnte Bahn,
Und siehst mit kaltem Blut den Tod aufs neue an.
Dich schröckt der neue Tod mit dreimal wildem Blicke,
Und dein gespaltnes Haubt, dein Arm noch nicht zurücke.
Was ist es, tapfrer Freund, das dich in Säbel iagt,
Und deiner Brust die Furcht vor deinem Tod versagt?
Solls der Gedanke seyn? Der Tod ist kein Gerippe,
Das man abscheulich malt, das stets mit scharfer Hippe
Von Hunger angespornt begierig Menschen fällt,
Und mit dem rothen Raub die Hölle unterhält.
Es ist ein eitler Traum, daß die verlagten Seelen
In dichter Finsterniß stets zittern, sich stets quälen:
Der Tod hebt alles auf, und wenn die Geister fliehn,
So flieht auch das Gefühl und das Bewußtseyn hin.

Kan der Gedanke wol aus Menschen Helden machen,
Die gern Gefahren sehn, und bei dem Tode lachen?

Wirkt

Wirkt er wol stark genug, daß sich der Mensch vergißt,
Und tausend Uebel sucht, damit er nicht mehr ist?
Mir würde er nur schwach für Heldenthaten sprechen,
Ich würde, kühn durch ihn, der Schwüre größten brechen,
Und, um frei von Gefahr, und um recht lang zu seyn,
Den Ruhm der Helden fliehn, und mich der Wollust weihn:
Stürb ich gleich unberühmt, so stürb ich grau von Haaren,
So hätte meine Brust doch viele Lust erfahren,
Die ihr die Tugend raubt, die länger nicht belohnt,
Als sie im lauen Blut, im schwachen Körper wohnt.
Denn sag! was nützt der Ruhm uns in des Enkels Ohren?
Wir haben das Gefühl für ihn ia längst verlohren.
Weit lieber fühlen wir das sanfte von der Welt,
Wir schlafen doch so gut, als Kleist und Winterfeld,
Und unsern Leib wird doch der Wurm getröst verzehren,
Wenn unser Grab gleich nicht geraubte Fahnen ehren.
Dieß muß es wol nicht seyn, was unsre Furcht zerstreut,
Wenn ein gezückter Stahl uns mit Zerstöhren dräut.
Komm, höre mich, mein Freund, ob ich den Grund gefunden,
Der wahre Helden zeugt, durch den sie auf die Wunden
Mit innerm Beifall sehn, und da noch frölich sind,
Wenn vom verspritzten Blut der letzte Tropfen rinnt?

Es ist ein GOtt; ein GOtt, dem keine That entflie-
het,
Und der auf iede That mit Richter-Augen sichet,
Und iede Handlung wiegt. Der GOtt hat uns
gemacht,
Der GOtt hat einen Geist in unsern Leib ge-
bracht,
Der ewig leben soll, und ihm gab er die Kräfte,
Gut oder bös zu seyn. Erwählt er sich Geschäfte,
(Die Wahl bleibt ihm stets frey) die sein Er-
schaffer liebt,
So ist er tugendhaft: doch wenn er Thaten übt,
Die sein Erschaffer haßt, so wird er Lastern frohnen.
Den bösen strafet er, den guten wird er lohnen.
Und eben dieser GOtt gab Fürsten ihren Sitz,
Und in der Fürsten Hand verbarg er seinen Blitz,
Mit dem er Welten straft, und andere befreiet:
Der, welchen die Geburt dem Dienst des Fürsten
weihet,
Der soll sein Werkzeug seyn. Thut er das seine
gut,
Ficht er für seinen Herrn mit Redlichkeit und
Muth,
Stirbt er in seinem Dienst, so wird ihm für das Le-
ben,
Das er dem Fürsten gab, ein besseres gegeben.
Die Seele kennt den GOtt, von dem ihr We-
sen stammt,
Und wird, weil sie ihn kennt, zu Thaten ange-
flammt,
Die ihrer würdig sind. Muth, Tapferkeit und
Treue
Sind, wenn der Feind erscheint, mit seinem Anblick
neue.
Der Held, der redlich ficht, weil es der Staat
befiehlt,
Der in die Feinde bricht, nicht weil ihr Blut ihn
kühlt, Nein

Nein, weil das Land es heischt, das ihm den Stahl gegeben,
Weiß, fällt er in der Schlacht, daß er doch noch wird leben,
Und daß sein Geist, der flieht, sich darum nicht zerstäubt,
Und für ein besseres, ein stetes Leben bleibt.
Dieß machet ihn getrost, dieß trägt ihn durch die Schlachten,
Und lehret ihn das Schwerd und seinen Tod verachten.
Sag, Freund, ob ich geirrt, der du so oft gesehn,
Wie Helden ihrem Tod getrost entgegen gehn.
Durchsuche selbst dein Herz in seinen letzten Falten,
Ob der Gedanke dir nicht stets den Muth erhalten?
Und ob, wenn sichrer Tod in iedem Schritte ist,
Ein bessrer Krieger sei, als ein bewährter Christ?

4.

Die Wünsche der Menschen.

Wie thöricht ist der Mensch! Ihn treibet, wie das Meer
Der Sturm, ein neuer Wunsch beständig hin und her;
Sein Herz ist stets bewegt, und zürnt auf seine Gaben,
Doch, was er hat, ist klein, das groß, was andre haben.
Beständig quält er GOtt, gespornt vom Unverstand,
Und drängt durch Bitten ihm die Strafe aus der Hand.

Voll Weisheit und voll Huld sieht GOtt auf seine Erde,
Und sorgt für iedes Ding, daß es erhalten werde.
Dem Vogel, der die Luft mit schnellen Schwingen theilt,
Dem Fisch, der durch den Strom mit starken Flossen eilt,
Dem Reh, das schüchtern flieht, dem Schaf, das speißt und kleidet,
Ist das, was es bedarf, von seiner Hand bereitet;
Das Kraut, das uns ernährt, und das, das blüht und fällt,
Scheint seiner Sorge werth, so gut als eine Welt:
Und dennoch glaubt der Mensch, der beste Schuf, von allen,
Er seye diesem Aug, das alles spaht, entfallen,
Und sorgt, was er nicht soll, und wählt sich selbst sein Glück,
Und das, was er nicht wünscht, ist widriges Geschick.
Wie billig ist es nun, wenn er sich das erlieset,
Wozu der Schöpfer ihn aus Klugheit nicht erkieset,
Daß er die Martern fühlt, die er sich selbst verdient,
Da sein verwegnes Herz sich alzuviel erkühnt.
Kleant, der traurigste von den gestraften Thoren,
Ward durch des Schicksals Wohl zum niedern Stand gebohren.
Er wuchs in Armuth auf, doch schützte ihn ein Brod,
Ein Kleid, ein kleines Hauß, beständig vor der Noth.
Der Mutter Zärtlichkeit, des Vaters kluges Sorgen
Hielt ihm sein kleines Glück durch ihren Fleiß verborgen.

Wie

Nie hungerte Kleant, sein Hunger ward gestillt,
Und ein gesunder Born, der Thier und Menschen quillt,
Vertrieb den heissen Durst; nie hat er mehr begehret,
Bis die verderbte Stadt ihn ihren Wunsch gelehret.
Kleant sah Glanz und Pracht zum allererstenmal,
Da ihn, ich weiß nicht was, dem Aug der Mutter stahl;
Sein iunges Herz war weich, schnell ließ er sich betrügen,
Sein Brod war ihm zu schlecht, sein Hauß gab kein Vergnügen,
Sein Kleid, womit er sich sonst Sonntags nur bedeckt,
Schien elend, abgeschmackt, und allzusehr befleckt.
Vorher war er stets froh, weil er den Wunsch nicht kannte,
Der manchen Thoren schon zum Unglück hin verbannte;
Jetzt ward er krank und bleich, sein Herz ward ungestüm,
Und Munterkeit und Schlaf entfloh zugleich von ihm,
Sein Wunsch gieng nur nach Gold, um in geputzten Zimmern,
Wie Leute in der Stadt, die er iüngst sah, zu schimmern.
Des Schicksals Hand räumt oft zur wohlverdienten Pein
Dem Menschen weit mehr noch, als er gewünschet, ein.

Kleant ward groß und reich. Ein prächtiger Palast,
Ein Gut, auf dem vorher ein schwelgender Dynast

Des Landmanns Schweiß verschmaußt, ein Wald, voll von Gewilde,
Ein See, an Fischen reich, ein schwangeres Gefilde,
Ward ihm zum Eigenthum. Kaum kannte sich Kleant,
Wenn er sich in dem Saal umschanzt mit Gold befand.
Er zählte immer fort, und sah sich bei dem Zählen
Den Tag weit eher noch, als seine Thaler, fehlen.
Was wurde doch aus mir, sprach er von sich ganz voll:
Allein, ob ich auch diß beständig bleiben soll?
Kan mich ein Unfall wol nicht wieder niederdrücken
Und mich verarmt zurück nach meiner Hütte schicken?
Droht nicht ein naher Feind, wacht nicht ein schlauer Dieb,
Und hat mein Schmeichler nicht etwan mein Geld nur lieb?
Betrüget man mich nicht? Nun gut, ich will schon wachen,
Und meinen Schatz vor Dieb und Schmeichlern sicher machen.
Es rauscht -- und zu gewiß wird es ein Bettler seyn --
Geschwind die Riegel vor -- ich lasse niemand ein.
Man ruft -- zu Tisch -- nein nein -- man soll mich nicht betrügen,
Die Thaler solten hier so unbewachet liegen? --
Mein Vater kommt -- ia ia, ich merke seine List,
Er glaubet, daß Kleant nun reich geworden ist,
Und hoffet Geld von ihm -- gewiß bei meinem Leben!
Mein guter alter Mann, ietzt kan ich euch nichts geben;

Die

Die Zeiten sind zu schlimm, – bedenket meine Noth!
Seit gestern zehre ich an diesem alten Brod –
Und wirklich fieng er an, ein Brod von zehen Tagen,
Vom Schimmel halb verzehrt, aufs neue anzunagen.
Ist nun Kleant beglückt, daß er den Zweck erreicht,
Nach dem er voller Angst im niedern Dach gekeucht?
Ich hasse sein Geschick, und wenn es Feinde tragen,
Die mich voll Grimm verfolgt, so muß ich sie beklagen.

Krispin kennt keinen Wunsch, als nur den Wunsch nach Ruhm.
Gebt ihm die ganze Welt zu seinem Eigenthum,
Und laßt ihn unberühmt, er wird die Welt verachten,
Und stets nach einem Nichts, nach einem Namen schmachten.
GOtt höret ihn im Zorn, und schickt ihn vor dem Heer,
Das Welten unterdrückt und Blut vergiesset, her.
Er kommt, er schlägt und siegt – doch! ist er wol zufrieden?
Beständig quält er sich, daß ihm nicht mehr beschieden;
Und wenn ein ganzes Volk vor seinem Schwerde fällt,
So seufzet er erzürnt: Ach! wär es eine Welt.
Was hilft ihn nun sein Ruhm – Er kan ihn nicht begnügen,
Und eh er ruhig wird, wird er im Staube liegen.

Silen, ein iunger Herr, wünscht weder Ruhm noch Geld:
Er kennt ein schön Gesicht, dieß ist ihm eine Welt;
Nach diesem seufzet er, und Schmauß, Ball und Concerte,
Ein übergüldtes Kleid, und zugerittne Pferde,
Sind ihm nur darum werth, weil sie die Mittel sind,
Durch die er Flavien, die ihn nicht liebt, gewinnt.
Sie giebt ihm ihre Hand, und giebt sie ihm zum Zeichen,
Daß diese Hand ihm soll zur steten Pein gereichen.
Jetzt hat er, was er wünscht; allein zu seiner Pein,
Sieht er von Tag zu Tag, wie sehr er irrte, ein.

* * *

O Freunde, laßt den Wunsch dem niedern Schwarm der Thoren!
Der Vorsicht Hand hat schon, das, was euch nützt, erkohren.
Seyd klug, und machet euch der grossen Sorge werth,
Die niemals euer Weh, das sie selbst schmerzt, begehrt.
Hat sie ein niedres Dach zu eurem Sitz beschieden,
So seyd damit vergnügt; sie gab euch ia den Frieden,
Der in den Hütten wohnt: und will sie euer Glück,
So rufet sie euch selbst vom niedern Dach zurück.

Die

Die Wünsche können nichts, als daß sie euch verzehren,
Und euch das größte Glück, der Seelen Ruhe, stöhren:
Für diese sorget nur, nur diese macht euch groß;
Denn Weisen heißt beglückt, soviel als kummerloß.

J. M. D.

* *

III.

Freye Abhandlung
von den Selbstlautern aller Sprachen
und der Verbesserung ihrer Aussprache in der deutschen.

So glücklich die Menschen waren, als sie nur eine Sprache redeten: so unglücklich sind sie nach der allgemeinen Sprachverwirrung. Vor der allgemeinen Ueberschwemmung, welche der Deutsche ungemein schön eine Sündfluth nennet, war der ganze Erdboden mit Menschen recht fruchtbar und überflüßig angefüllet; und dennoch redeten sie nur eine Sprache. Wie groß war nicht in dieser Zeit das Band der Geselligkeit! Wohin man reisete, redete man seine Sprache, und man wurde verstanden. Die ganze Erde war das Vaterland. Jeden Menschen hielte man für seinen Bruder, und zu der Zeit muß man eine rechte Ueberzeugung gehabt haben, daß nur eine Person der Vater aller Menschen war, welchem die Mutter ohne Widerspruch die Sprache ablernte. Wie reizend muß nicht die Liebe aller Menschen gewesen seyn? Und wie leichte war es nicht damals, ein Gelehrter zu werden! Man durfte

keine fremden Sprachen erlernen: ſondern grief alſobald die Wiſſenſchaft bey den Sachen, bey den Haubtbegriffen an, welche wir ietzo nur alsdann kennen lernen, wenn wir Sprachenkenner heiſſen. Wieviel dieſer Unterſcheid betrage, kann man an dem Beyſpiel der Franzoſen ſehen. Die meiſten Gelehrten in Frankreich verſtehen auſſer ihrer Mutterſprache keine andere. Dadurch bringen ſie es ſo weit, daß iunge Leute mehr denken, als Greiſen, die ihre Jugend mit der Erlernung der Sprachen zugebracht haben. Ich will nur das Beyſpiel des Klairaut anführen, welcher es in der Erfindungskunſt und der Mathematik, in ſeinem zwölften Jahre ſchon ſo weit gebracht hatte, daß er, in die königl. Franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften tretten zu können, von ſeinem Könige für mannbar erklärt wurde. Stellen ſie ſich vor, meine Herren, wie die Wiſſenſchaften ausſehen ſolten, wenn man allezeit eine Sprache geredet hätte. Gedenken ſie aber auch, wieviel man noch zu thun haben wird, bis man ihnen den Glanz geben kan, den ſie, unter einerley Sprache, heute haben würden. Ich erſtaune, meine Herren! Doch ich muß mich erholen, und zu meiner Abſicht eilen. Ich will ihnen von den Selbſtlautern aller Sprachen und der Verbeßerung ihrer Ausſprache in der deutſchen etwas vorlegen. Beurtheilen Sie mich gütig.

Es kommt in der Ausſprache aller Buchſtaben, in welcher Sprache es auch ſeyn mag, alles auf die Töne an, in welche man ſie zerlegen kan. Ein Mitlauter iſt allezeit ein zuſammengeſetzter, und ein Selbſtlauter ein einfacher Ton. Dieſer iſt urſprünglich: iener iſt abgelernt, und durch die Nachahmung entſtanden. Ich will von iedem inſonderheit reden. Unſere Kehle iſt ſo gebauet, daß ſie ſich erweitern und wieder zuſammenziehen kan. Sobald

die

die Luft dazu kommt, so entstehet ein Laut, den wir nicht weiter eintheilen können, der also einfach und ursprünglich ist. In Mutterleibe können wir also keinen Laut von uns geben, um so weniger aber reden, denn wir athmen noch keine Luft aus und ein. Was wir also in den Zeiten des Aberglaubens von den Worten, welche Kinder in Mutterleibe gesprochen haben, lesen, sind Unwahrheiten, oder wenn wir es höflicher nennen wollten, Fehler des Erschleichens. Der erste Selbstlauter ist der Buchstabe A, und er ist sonder Zweifel in allen Sprachen darum zu dem ersten gemacht worden, weil dieses der erste Ton ist, den wir gleich nach der Geburt hören lassen. Er muß also der leichteste seyn, und verdienet im eigentlichsten Verstand, der ursprüngliche Ton genennet zu werden. Die Kinder lassen ihn nicht nur sehr oft hören: sondern sie verfälschen auch, bey dem Anfang des Redens, andere Selbstlauter nach diesem. A, ist ihnen leichter als E., und ein ieder anderer einfacher Buchstabe oder Laut. Wenn sie sagen sollen: Vatter, Wasser, ꝛc. so sprechen sie: Vatta, Wassa ꝛc. und daher mag, wegen der leichtern Aussprache, Papa, Mamma entstanden seyn, welches in unsern Tagen vornehm klingt. Die übrigen Selbstlauter sind, in allen Sprachen, nach der leichtern Aussprache geordnet. Denn man gehet wie die Natur, gerne von dem leichtern auf das schwerere. Auch der Mund thut hiebey das seine. Jemehr sich dieser schliesset, um so härter wird die Hervorbringung des Lauts. Man versuche es mit der Aussprache der Selbstlauter, so wird man wahrnehmen, daß bey dem ersten, A, der Mund am weitesten geöfnet ist, bey E. J. O, immer mehr geschlossen wird, bis er endlich bey U. die geringste Oefnung macht, die zu einem einfachen Laut nöthig ist. Man versuche es, den Buchstaben, den wir das harte P. nennen, ohne Selbstlauter auszuspre-

chen: ſo wird man finden, daß es wegen des gänzlichen Schluſſes des Mundes unmöglich ſey. Da nun dieſe Laute, deren nur fünfe möglich zu ſeyn ſcheinen, in eines ieden Gewalt ſtehen, da ſie in keine einfachere eingetheilet werden können, da ſie von allen Sprachen und Ländern haben angenommen werden müſſen: ſo haben wir ſie, nicht ohne Grund, die einfachen und urſprünglichen Töne genennet, und nun können wir ſie auch die allgemeinen heiſſen. Alle andere Laute, die man in Sprachen Mitlauter heiſſet, ſind abgelernt und durch die Nachahmung entſtanden. Die Menſchen haben gar bald die Natur als eine allgemeine Lehrmeiſterin angeſehen, und ſich eine Schuldigkeit daraus gemacht, ſie nachzuahmen. Die Thiere ſchienen ihnen die ähnlichſten und auch die nachahmungswürdigſten zu ſeyn. Das Nothwendige zur Lebensart befahl ihnen, ſich auf die Viehzucht zu legen. Mit dieſen giengen ſie um, und führeten ſie durch Fluren und Wälder. Hier hörten ſie Vögel, deren Stimmen von den Stimmen der Pferde, Kühe und Schaafe unterſchieden waren. Der Raab ließ ſein Kra, das Schaaf ſein Mee, das Pferd ſein Gi, und Eulen und Kühe iene ihr Uhu und dieſe ihr Mu hören. Nur nicht leichte wird man ein Thier finden, das einen zuſammengeſetzten Laut auf ein O endiget. Vielleicht möchte es in Griechenlande Thiere geben, deren Stimme in O endiget: denn ſie haben unſerm R. den Laut Rho gegeben. Der Deutſche nimmt die drey erſten und den letzten Selbſtlauter, und ſetzet vor und nach demſelben eine Art des Tones, wovon wir einen ganz dunkeln Begrif haben, welcher aber doch in der Verbindung eine Deutlichkeit erhält, und in der Natur ſeine Aehnlichkeit findet. Es gehet der Sprache hier, wie der Metaphyſik. Dieſe lehret: aus einfachen Dingen entſtehet ein zuſammengeſetztes, welches man ſehen, oder allgemeiner empfinden kan, ohngeachtet man dieſes

von

von dem Einfachen nicht ſagen kan: iene ſpricht, es ſeyen Laute, die unausſprechlich ſind; und doch geſprochen und gehöret werden, ſo bald ſie in eine Verbindung gebracht werden. Der Deutſche hat zwey Buchſtaben, deren Laut in der Verbindung nemlich als Mitlauter, auf A ausgehen, einer geht auf U aus, und ſechſe endigen ſich mit E, fünfe fangen mit E und einer mit J an. Yſilon und Zet, werden nur wegen der gleichlautenden J und C anders ausgeſprochen. Ich wundere mich, daß man den Buchſtaben nicht mehrere A zur Endigung oder zum Anfang gegeben. Denn man könnte B. D. F. u. ſ. w. eben ſowol Ba, Da, Fa, oder Ab, Ad, Af ausſprechen. Denn die Ausſprache ganzer Wörter leidet dieſes ſo leicht, als ienes. Ja es wäre meine Beſtimmung noch urſprünglicher, weil A, der eigentlichſte urſprünglichſte Laut iſt. Doch ich verlange dieſe Aenderung gar nicht. Es wäre auch äuſſerſt thörigt, dergleichen vorzunehmen. Denn Gewohnheiten ſind ein Strom, der ſich ein Waſſerbet macht, aus dem ihn nichts vertreibet. Und wenn dergleichen Veränderung möglich wäre, wer wolte alle Deutſche verbinden, unſere Verbeſſerung anzunehmen? Doch es ſind Kleinigkeiten, und uns iſt genug, wenn man es für höchſt wahrſcheinlich hält, daß die Mitlauter aus der Nachahmung gehörter Töne entſtanden ſind.

Wir könnten noch manches ſagen: alleine ich muß nach meinem Verſprechen von der Verbeſſerung der Ausſprache der Selbſtlauter in der deutſchen Sprache handeln. Die Ausſprache der Selbſtlauter in der deutſchen Sprache machet denen, die dieſe, als eine fremde Sprache, lernen, groſſe Schwierigkeiten. Sie ſind bald lang, bald kurz, bald hoch, bald tief. Die Hebräer haben ſich hier recht fürſichtig erwieſen, in dem ſie fünf lange und fünf kurze

Selbstlauter zählen, und iedem ein anderes Zeichen und einen andern Nahmen geben. Hiedurch ist der Länge und Kürze vollkommen geholfen, und man wird nicht leicht einen Fehler begehen können. Uns machet dieses auch in der Mutterspracheschwierigkeiten: sonderlich in der Poesie und ihrem Sylbenmase. Es ist wahr: ein scharfes Gehör hebt viele, doch nicht alle Hindernisse. Die Griechen haben sich auch geholfen; aber ihre zweifelhaften Selbstlauter machen doch oft eine Irrung, die man aus ihren besten Dichtern heben muß.

Es gibt ein gedoppeltes Mittel wider diese Irrung. Man muß entweder die langen Selbstlauter doppelt und die kurzen einfach schreiben, wie in den Worten Saal, Heerde, Loos, der und war, er, mit: oder welches nützlicher ist, man muß die deutschen Hexametristen, die ein reines Gehör, eine leichte Schreibart und eine gute Scansion haben, fleißig lesen; oder auch deutsche Gradus ad Parnassum verfertigen. Ich halte dafür, daß die fleißige Lesung der Hexametristen das beste thue, und es wäre der deutschen Sprache gewiß vortheilhaftig, wenn wir mehrere Dichter in dieser Art hätten. Ich will nur aus des Zacharias seinem Murner einige Stellen hersetzen. Und weil meine Abhandlung etwas schulmeisterisch klinget: so will ich einen Küster und Schulmeister das Sylbenmaas aussprechen lassen. So heist es, Seite 40.

Also goß sie den dichtrischen Trieb in die Seele des Küsters,
Welcher aufstand vom krachenden Thron, aus Binsen geflochten,
Und sogleich der lärmenden Schule die Freyheit ertheilte,
Wie eine Heerde geschwätziger Gänse, vom Schießhund gejaget,

Mit

Mit Geschrey in die Lüfte sich hebt, und über dem Dorfteich
In das sichere Schilf sich rettet; so drangen die Knaben
Jauchzend aus ihrem dümpfichten Kerker, und liefen zum Spielplatz,
Wo unter Jubelgeschrey der elastische Ball in die Luft stieg.
Aber der Küster steckte die Fasces des wichtigen Lehramts,
Seine birkene Ruth und den Stock an das schwitzende Fenster.
Und nun, da er allein war, ergrif er Feder und Dinte,
Zog an der Stirne schreckliche Runzeln, verkehrte die Augen,
Und fieng an mit tiefen Gedanken auf Reime zu sinnen.
Dreymal schmiß er die Feder halb aufgefressen zur Erde,
Dreymal beschwur er die Musen, und seinen getreuesten Hübner. u. s. w.

Wenn man den Zacharias, Kleist, und vor allen den Klopstock, in dieser Absicht praktisch liefet: so wird man bald eine Fertigkeit in der Bestimmung langer und kurzer Selbstlauter erlangen. Hohe und tiefe Laute werden auch durch das Gehör unterschieden. Man muß aber eine recht reine, und wol die beste, die Meißner Mundart zu dieser Untersuchung erwählen. Doch ich glaube, daß man die hohen und tiefen, oder wie andere sagen, die hellen und dunkeln Selbstlauter durch ein kleines Zeichen allgemein kenntlich machen könnte. Man dürfte nur über einen hellen Selbstlauter einen Punct machen, der bey einem dunkeln unter ihm stehen müste. Z. E.

Sal,

Salz, Blase, Leben, Nehmen, Geben, Heben, Feld, stellt. ꝛc. Doch auch diese Bestimmung müste von einem guten Deutschen gemacht werden, und es ist uns keine Schande, wenn wir sagen, daß ein Sachse dieser Arbeit am ersten und besten gewachsen sey. Dann es muß einer eine Gottschedische Einsicht in die Sprachlehre der Deutschen haben, wenn er diese Besserung versuchen will. Dichter, denen die Reime gefallen, hätten daraus grossen Vortheil, und unsere Ohren würden nicht so oft beleidiget werden, wenn man lange und kurze, hohe und tiefe Selbstlauter in der Aussprache zu unterscheiden sich angelegen seyn liese.

R.

IV.

Entwurf

einer Geschichte des Antheils der Stadt Nürnberg an dem 30 jährigen Kriege,

vorgelesen

an dem Geburtsfeste

des Herrn Präsidenten,

den 16. Febr. 1760.

So werth und feyerlich uns der heutige Tag ist, an dem wir einer Erlauchten Person, die mit uns in die genäueste Verbindung zu tretten geruhet hat, eine höchst angenehme Schuldigkeit erweisen: so wird doch unsre Feyer und unser Vergnügen noch immer durch die Erinnerung an die allgemeine Noth Deutschlandes, wo nicht gehindert, doch eingeschränket.

schränket. Unsre Aussicht in die grosse Welt mag noch so kurz und unser Gesichtskreis noch so enge seyn: so erblicken wir doch Unruhe, Krieg und Noth genug. Schier will sich der unglückliche Gedanke vom Krieg gar nicht verdrängen lassen; wenn wir gleich in Vergleichung mit den übrigen Provinzen Deutschlandes mehr den Genuß eines Friedens, als die Empfindung des Krieges in unsern Gegenden haben. Ein Gedanke zeuget den andern und eine Leidenschaft die andere. Die Hoffnung zum Frieden verschwindet, und die Furcht vor einem ewigen Krieg bemeistert unser Herz. Doch der Krieg darf nicht ewig dauern. Es wäre für die Deutschen und für unsere Musen Herzenleid genug, wenn er auch nur 30 iährig werden, wenn er nur ein Zehend von Jahren durchdauern sollte. Wir würden unglücklich genug seyn, wenn unsre Vaterstadt, wenn unser Musensitz nur so viel Antheil an dem gegenwärtigen Kriege nehmen müßte, als wir in dem vorigen Jahrhunderte an dem 30 iährigen Kriege genommen haben.

Diese Gedanken, H. H. die ich Ihnen eben vorzutragen die Ehre habe, erinnerten mich des Vorsatzes, den ich schon vor einiger Zeit gefaßet habe, die Geschichte des Antheils der Stadt Nürnberg an dem 30 iährigen Kriege zu beschreiben. Heute will ich Ihnen einen Auszug, oder vielmehr nur einen Entwurf dieser Geschichte, vorlegen. Wenn ich auch gleich meine ganze Ausführung schon hätte zu Stande bringen können; so würde ich doch nicht Zeit genug haben, und von Ihnen könnte ich nicht so viel Gedult fordern, als zur Ablesung und Anhörung der ganzen und ausgearbeiteten Geschichte nöthig wäre. Durch mein gegenwärtiges Vorhaben aber sollen Sie hoffentlich nicht ermüdet werden.

Einer

Einer der feinsten Schriftsteller unserer Zeit, Wilhelm Hyacinth Bougeant, beschrieb die Geschichte des 30 jährigen Krieges. Diese Arbeit gefället an und für sich selbst so wohl, als sie in dem deutschen Kleide reitzt, mit welchem sie von dem verdienten Rambach gezieret wird. Allein ich entlehne nichts aus dem Bougeant, so vorzüglich dieser Franzoß auch immer geschrieben hat. Eher schmeichle ich mir, ihn berichtigen und ergänzen zu können. Einem Ausländer entwischen tausend kleine Umstände, die uns bekannt sind: und der Antheil, den ganz Europa an jenem Kriege genommen hat, verdunkelt den Antheil, den Nürnberg und Altdorf dran nehmen mußte. Ja niemanden, als nur einem recht eifrigen Liebhaber der Geschichte seines Vaterlandes, können Dinge bekannt seyn, die in diese meine besondere Geschichte gehören. Selbige sind auch nicht etwann lauter Kleinigkeiten, die man in der Geschichte überschauen darf: und sind sie nicht alle gleich wichtig, so sind sie doch unterhaltend. Die Historie gewinnt überhaubt dadurch am meisten, wenn man ganz kleine und besondere Felder in derselben bearbeitet.

Vor allen habe ich zween Männer aufzustellen, die auf dem grossen und blutigen Schauplatze des 30 jährigen Krieges die wichtigsten Rollen gespielet haben. Einen hat Nürnberg gebohren: den andern aber, oder eigentlich beyde, hat unser Altdorf gebildet. Der eine arbeitete im Kabinet; der andere führte den Degen und den Commandostab. Beyde haben auch einigermassen ähnliche Schicksale. Der eine ist der berühmte und berüchtigte Wallenstein, oder Freyherr von Waldstein, wie er eigentlich hies. Ich darf Ihnen diesen Mann nicht erst schildern. Wir wissen, daß sein Muth und seine Tapferkeit so groß war, als sein Glück, welches ihn zuerst

zum

zum Grafen, sodann zum Fürsten und Herzog gemacht hat; in welchem Glücke er sich auch würde erhalten haben, wenn sein moralischer Charakter besser, und er weniger grausam gewesen wäre. Er war der Schrecken der Welt; mehr als Hannibal vor den Thoren. Im Jahre 1599. kam dieser fürchterliche Mann als ein Studente allhier zu Altdorf an, und schrieb sich den 29 Sept. also in unsere Matrikel ein: Albertus 1) a Waldstein, Baro Boh. Zweyerley Irrthümer lassen sich durch diese Nachricht in der Geschichte verbessern. Einmal ist falsch, daß der Baron Waldstein von schlechter Geburt war; und dann thut man uns unrecht, wenn man uns die Ehre absprechen will, diesen grossen Feldherrn zu unserm akademischen Bürger gehabt zu haben. Doch was das leztere betrift, so hat schon Wagenseil in einer eignen Abhandlung 2) bewiesen, daß der Herzog von Friedland unser ehemaliger Mitbürger gewesen, und ich halte mich dabey nicht auf. Ist es wahr, das Wallenstein einen grossen Geist gehabt, daß er gelehrt, klug, und arbeitsam gewesen, daß er alle seine Verrichtungen selbst beschrieben habe; wie durchgehends behaubtet wird: so ist es höchst wahrscheinlich, daß ihn die berühmten Lehrer, die Altdorf zu seiner Zeit hatte, hierinnen einigermaßen gebildet haben: ohngeachtet ich eben nicht genau ausmachen und beweisen kan, wie lange er bey uns geblieben sey, und ohngeachtet auch einige anmerkten, daß er damals noch wenig Geschmack an der Gelehrsamkeit gehabt hatte. Man müßte aber

1) Er hat eigentlich Albrecht Wenzel Eusebius geheisen. Es wird aber hoffentlich niemanden befremden, daß er seinen ganzen Namen nicht eingeschrieben hat.

2) S. Ioh. Cph. Wagenseilii Exercitationes sex varii argumenti, p. 204. seqq.

aber auch schon damals, als Wallenstein ein Studente war, seiner Wuth und Grausamkeit Schranken setzen. Er hat nicht nur überhaubt vielen Muthwillen hier verübet, den berühmten D. und Prof. Schopper einstmals mit mehrern Studenten zu Nachtzeit gröblich beleidiget, und an einer gewissen Entleibungssache Theil gehabt: sondern er hat auch einstens seinen Bedienten, oder Famulus, ganz unmenschlich gepeitschet und zugerichtet, daß er auch darüber Arrest halten, 30 fl. Strafe geben und sich noch mit mehrerm Gelde mit dem so erbärmlich gezeichneten Knaben abfinden mußte. Weil er in dieser Begebenheit nicht viel Unrecht haben wollte, wendete er sich an den Magistrat zu Nürnberg. 3) Ich habe einst sein eigenhändiges Schreiben in Handen gehabt, in welchem er auf seine Familie groß thut und schier in einem drohenden Tone mit dem Rathe zu Nürnberg gesprochen hat. Es war auch in der That gut, daß Nürnberg und Altdorf noch so säuberlich mit diesem Burschen umgiengen: er kam in den Stand, es ihnen wieder zu vergelten und seine Rache nach etlichen 20 oder 30 Jahren auszuüben; welches er in noch reicherer Maße, als es wirklich geschehen, würde gethan haben, wenn insbesondere die Mährgen wahr wären, mit denen man sich lange trug, daß er nemlich auf den Bärnkasten, der auch von seinem Hunde diesen Namen soll gekriegt haben, oder gar in das sogenannte Hundsloch wäre gesperret worden. Allein beydes ist falsch: 4) man

3) S. Rechtsgegründete Vorstellung der Universität Altdorf Jurisdiction, S. 53.

4) Wenn schon unter andern die Geschichte des 30 jährigen Krieges und Westphälischen Friedens, die zu Fr. und Leipz. 1748. in 4. herauskam, und insgemein dem Herrn Hofrath Bader zugeschrieben wird, noch eben dieses S. 40. Not. 79. behauptet.

man belegte ihn in erwähnter Klagsache bloß mit Hausarrest. Als etwas besonders merkt man von ihm an, 5) daß er schon hier in Altdorf mit den Gedanken, Fürst, oder gar König in Böhmen zu werden, schwanger gegangen. Es soll ihn einst sein Stubenbursche allhier gefragt haben: was er denn immer dächte? Worauf Wallenstein geantwortet hätte: ich denke, wie ich will König in Böhmen werden. Noch andere Histörchen erzählt man, die wenigstens so viel beweisen, daß er sich dessen gar wohl erinnert habe, was ihm hier in Altdorf begegnet ist. Z. E. Er soll hier mit einem gewissen Nürnberger, der mit ihm studierte, Verdruß gehabt haben; und eben diesen hätte unser Magistrat, als seinen nachmaligen Consulenten, zu dem Wallenstein hinaus geschicket, da derselbe 1632 vor Nürnberg lag, um bey ihm die Verschonung der Stadt auszuwirken. Auf seinen sehr demüthigen Vortrag hätte Wallenstein trotzig geantwortet: Haben deine Herren keinen ärgern Schelm schicken können, als dich 6)?

Ich komme auf die andere Haubtperson, an der wir noch grössern Antheil als an dem Wallenstein haben, auf den grossen Staatsmann, **Ludwig Camerarius**. Er ist zu Nürnberg gebohren, hat unter andern hier in Altdorf, aber schon vor dem Wallenstein, studieret, und ist Geheimerrath bey dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich, dem unglückchen Könige in Böhmen und so genannten Winter-

5) S. Joh. ab Indagine Beschreibung der Stadt Nürnberg, S. 776. Anm. a) und Herrn Baders Geschichte am angeführten Orte.

6) So lautet die gemeine Sage, die noch immer bey uns fortgepflanzet wird. Da aber dieser Nürnbergische Abgeordnete D. Johann Christoph Herpfer soll gewesen seyn, der mit Wallenstein wenigstens zu Altdorf nicht studieret hat, (siehe das Nürnb. Gel. Lexikon,) so lasse ich diese Erzählung auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen.

könige, geworden. Man giebt ihm Schuld, daß er den 30 jährigen Krieg mit anspinnen helfen und seinen Churfürsten zu einem so gefährlichen Schritte, als die Annehmung der Böhmischen Krone war, verleitet habe. So viel ist gewiß: er kriegte bey dem neuen Könige die Kanzlerstelle, wurde unter die Böhmischen Stände aufgenommen und hat in den entstandenen Böhmischen und Pfälzischen Unruhen die Feder mit geführet. Daß er aber der Anstifter und Urheber des Böhmischen Krieges und des grossen Unglückes seines Herrn gewesen, ist unwahrscheinlich und unwahr befunden worden, so viele es auch noch von den Geschichtschreibern behaubten wollen, und so ernstlich es neuerlich noch in den Rambachischen Anmerkungen zu dem Bougeant 7) bejahet wird. Die einzige Gemahlin Friedrichs war nach ihrer Eitelkeit im Stande, dem Churfürsten die Böhmische Krone angenehm genug vorzumalen; und Camerarius war nur so ehrlich, daß er seinen Fürsten, so wol bey dem gefährlichen Schritte selbst begleitete, als auch hernach in dem erfolgtem Unglücke mit treuem Rathe nicht verlies. Er gieng nach der so unglücklich abgelaufenen Schlacht bey Prag mit Hintansetzung aller seiner Güter mit dem Churfürsten ins Exilium nach Holland.

Doch er erschien bald wieder auf der Staats- und Kriegs-Schaubühne. Der grosse König von Schweden, Gustav Adolph, machte ihn zu seinem Geheimenrath und Ambassadeur: ja dieser gab ihm so gar im Jahre 1629 die Vollmacht, mit Frankreich ein Trutz- oder Schutz-Bündniß nach seinem eignen Gutbefinden zu schliessen.

Glück und Unglück wechselte also bey dem Camerarius, wie bey dem Wallenstein, in diesem Kriege

7) 1. Theil, S. 69.

Kriege ab: und deswegen sind auch ihre Schicksale ziemlich ähnlich. Nur war Camerarius ein noch grösserer Geist, als Wallenstein, und sein Charakter war durchaus unvergleichlich; da hingegen Wallenstein den seinigen mannichfaltig beflecket hatte. Sie belieben nur H. H. das Bildniß des Camerarius zu betrachten, welches wir in der hiesigen öffentlichen Bibliothek aufbewahren: so können Sie sein Ansehen und die Grösse seines Geistes aus allen Zügen lesen. Das Glück durfte ihm auch nicht auf die Art begegnen, als es mit Wallensteinen spielte. Er brachte sein Alter zu Haag, zu Leiden und zu Gröningen in einer ruhigen Lebensart zu. Er starb nicht eher, als bis er den allgemeinen Frieden Deutschlandes erlebte, bey welchem er seinen einzigen Sohn Joachim als bevollmächtigten Gesandten von Churpfalz erblickte, und bis die Ruhe so vollkommen war, daß er wieder nach Heidelberg ziehen konnte, woselbst er endlich die Augen schloß. Wallenstein aber hat lange zuvor einen gewaltthätigen und grausamen Tod erlitten, der nach einem allgemeinen Zeugnisse seinem Leben vollkommen ähnlich und würdig war 8).

Dieß sind die Personen, die ich aus dem 30 jährigen Kriege aufstellen wollte. Ich habe dabey noch anzumerken, daß Camerarius einen Schwiegersohn hatte, Dr. Paul Strasburgen 9), der auch ein Nürnberger und ein in diesem Kriege gleichfalls berühmter grosser Staatsmann war: so wie

8) Die Picke, womit Wallenstein ermordet wurde, ist in die Hände unsers berühmten Rinken gekommen, der selbige in seinem stattlichen Gewehr-Kabinette als eine grosse Seltenheit aufbewahret hat.

9) Man sehe von ihm und seinem Schwiegervater einstweilen das Nürnb. Gel. Lexikon.

Wallenstein einen Landsmann hatte, Daniel Kundmannen, der auch allhier studierte und in der Oekonomie speiste, sich bald darauf im Jahre 1626 als General an die Spitze der aufrührischen Bauern in Ober-Oesterreich stellte, Muth und Tapferkeit genug hatte, aber sein Handwerk nicht lange trieb. In den Geschichtbüchern kommt er unter dem allgemeinen Namen des Studenten vor, worunter einige fälschlich den Wallenstein selbsten verstanden haben. 10)

Von den Personen auf die Begebenheiten zu kommen, woran Nürnberg Antheil nahm, so will ich selbige nach der Zeitordnung ganz kurz entwerfen.

Im Jahre 1619 kamen die evangelischen Stände auf dem bekannten Vereinigungs-Tage zu Nürnberg zusammen. Was man für alte Klaglieder wider den Kaiser daselbst angestimmet, und daß man dem Böhmischen Kriegs- und Unions-Wesen beygetretten, ist bekannt. Der neue Böhmische König war selbst in Person dabey gegenwärtig, und unsere Nbgl. Chroniken beschreiben gar weitläuftig seinen Einzug und den ganzen Congreß. 11) Der Kaiserl. Gesandte,

10) S. von diesem Kundmanne Wagenseilen am angeführten Orte, S. 209, 210.

11) Von diesem Congreß aus wurde eine Gesandtschaft an den Herzogen in Bayern Maximilian geschickt, unter welcher auch 2 Nürnbergische Abgeordnete, Herr Consulent Joh. Christoph Oelhafen von Schöllenbach und Herr Andreas Im-Hof, waren. Es gehört hieher folgende Druckschrift: Hochwichtiges Anbringen deren von den sämmtlichen Correspondirenden Unirten König, Churfürsten und Stände von Nürnberg aus abgefertigten Herren Gesandten, bey dem Durchl. F. und H. Herrn

Gesandte, Graf Johann Georg von Hohenzollern, hat damals unter andern einen eigenen Vortrag an die Stadt Nürnberg gethan; und diese muß noch eine geraume Zeit in grossen Gnaden bey dem Kaiser gestanden seyn. Man erneuerte ihr nicht nur alle ihre Freyheiten; sondern es wurde auch mitten in diesem gefährlichen Zeitpunkte unsre hiesi-

Maximiliano, Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogen in Ober- und Nieder-Bayern ꝛc. und ihrer Durchl. Antwort ꝛc. ꝛc. Gedr. 1620. 4. Wobey ich nicht umhin kan eine andere seltne, und zur Geschichte damaliger Umstände wichtige Schrift anzuführen, die ich lateinisch und deutsch zugleich besitze. Die deutsche führt die Aufschrift: Copia verträulichen Schreibens Wenzeln von Meroschwa, Behmen, an Joh. Trauten, Burgern in Nürnberg, aus dem Behmischen Lager abgefertigt und von Walonen aufgefangen; darinnen die Beschaffenheit des Kriegs in Behem, und was die Reichsstädt darunter in Acht zu nehmen, begriffen. Auf beyden Exemplaren, dem lat. und deutschen, steht: Nachgedruckt zu Augspurg, 1620. 4. Der vornehmste Innhalt dieser merkwürdigen Schrift betrift die Stadt Nürnberg und handelt folgende Fragen ab: 1) Ob die Stadt Nürnberg öffentlich dem Pfalzgrafen beystehen solle; 2) ob sie beym Kaiser halten solle; 3) ob sie keinem von beeden beystehen; 4) ob sie öffentlich sich erzeigen solle, als hielte sie bey dem Kaiser, heimlich aber dem Pfalzgrafen helfen; 5) ob sie öffentlich mit dem Pfalzgrafen zu halten sich stellen, heimlich aber dem Kaiser helfen solle; 6) ob sie keinem Theil beygethan zu seyn sich stellen, und heimlich dem Kaiser, oder dem Pfalzgrafen Hilf thun solle; 7) ob sie auf den Fall solcher Verstellung beeden Theilen mit Geld verholfen seyn soll.

Digitized by Google

ge Akademie von dem Kaiser zur Universität erhoben 12).

Im 1621 Jahre wurde ein Fränkischer Kreisschluß zu Nürnberg gemacht und eine Tripel-Hülfe beschlossen; nachdem nemlich der Graf von Mansfeld, ein Anhänger des verunglückten Böhmischen Königes, so arg, auch in unsern Gegenden, gehauset, und selbst eine Nürnbergische Besatzung mit samt ihrem Hauptmanne niedergehauen hat 13). Der berühmte Tilly, der dem Mansfeld nachgieng, wirthschaftete nicht besser, und der Antheil Nürnbergs an diesen Unruhen wurde immer grösser und empfindlicher, bis endlich 1629 das fürchterliche allgemeine Restitutions-Edict ausgefertiget wurde; nachdem schon ein Jahr zuvor der Kaiser einen besondern Befehl an den Magistrat zu Nürnberg ergehen liese, daß dieser ein eingezogenes Dominicaner-Kloster restituiren und seinen Ordensleuten wieder einräumen sollte. Die evangelischen Churfürsten und Stände schrieben zwar auf den Hornung 1631 eine Versammlung zu Leipzig aus, die auch Nürnberg durch die Herren, Georg Christoph Volkamer, Joh. Christoph Tucher und Doctor Georg Richter, unserer Universität damaligen Prokanzler, beschickte 14). Man wollte sich auf dieser Zusammenkunft dem Restitutions-Edicte widersetzen: alleine es wurde nichts ausgemachet. Der Churfürst von

12) S. Historiam Diplom. Nor. S. 1011 - 1016.

13) Also schreibt Bellus (sagt Joh. ab Indagine ꝛc. S. 770. Anm. a.) und giebt den Ort Kall an, wo es soll geschehen seyn. Es ist uns aber kein Kall in dem Nürnbergischen bekannt.

14) S. Schwedischen und deutschen Krieg, durch M. Liborium Vulturnum, Tannebergensem, beschrieben. 1632. 4.

von Sachsen hinkte und wollte sich durchaus nicht zur Schwedischen Parthey schlagen. Er lies so gar Magdeburg drüber verlohren gehen und setzte sich selbst in grossen Schaden.

Es ist zu verwundern, daß noch um eben diese Zeit und in dem zuvor erst angeführten 1629sten für die Protestanten so bedenklichen und gefährlichen Jahre, die Stadt Nürnberg wieder eine sehr vortheilhafte Ausdehnung einer gewissen Freyheit in Münzsachen von des Kaisers Maiestät erlanget hat 15). Genug, es geschahe: und etwann können wir daraus einen neuen Beweis von der grossen Geschicklichkeit der Nürnbergischen Staats-Unterhändlere machen.

So glücklich inzwischen die Stadt Nürnberg von der Execution des Restitutions-Edictes, durch die Ankunft des unsterblichen Gustav Adolphs in den Fränkischen Landen und vor unsern Mauern, befreyet wurde; so wuchs doch gleichwol Noth und Furcht bey uns von Tag zu Tag. In den Jahren 1630, 31 und 32 war unser Vaterland der Schauplatz des Krieges, und wir mußten die freundlichen und feindlichen Kriegsheere ernähren, ohngeachtet wir nicht einmal sagen konnten, daß wir Freunde oder Feinde waren, indem sich die Stadt Nürnberg immer in einer gewissen Neutralität zu erhalten suchte. Da aber der tolle Wallenstein Nürnberg zu belagern und zu plündern drohte, auch die Kroaten alle ersinnliche Wuth und Bosheit bey uns ausübten; so mußte Nürnberg freylich den König in Schweden als seinen Schutzengel ansehen: und so nöthig, als es für den König war, sich zu verschanzen, Aussenwerke anzulegen und Linien um Nürnberg zu ziehen;

15) S. Historiam Diplomat. Norimb. S. 1016.

so sicher glaubte auch Nürnberg bey diesen Anstalten zu seyn.

Der König kam zweymal in die Stadt. Nichts war grösser, als die Begierde der Bürgere, diesen Herrn zu sehen; nichts war rührender, als des Königs Eifer, mit welchem er unsern Gottesdienst besuchte und mit welchem er von dem Prediger, Cornelius Marci, den er sich zum Beichtvatter wählte, etliche mal das Heil. Abendmahl genoß; und nichts war beweglicher, als die Rede, die er an die Nürnbergischen Abgeordneten hielte, in welcher dieser grosse Monarch unter andern sagte: Es wird euch GOtt nicht alle Tage einen solcher Prediger schicken, als wie mich, der ich euch begehr zu beisen, zu trösten und allen Beystand zu leisten, ia unter die Arm zu greifen, so viel mir GOtt Kraft verleihen wird. Dulret und leidet noch etwas; bleibet beständig; thut das Eurige in diesem Werk: so wird GOtt ferner sein Gnad geben u. s. w. Ich habe diese stattliche königliche Rede, so wie die Beschreibung des erstern königlichen Einzuges in Nürnberg, in meinem Museo Norico abdruken lassen. Man wird Nürnberg loben müssen, daß es den Ermahnungen dieses Königs unter den Helden Folge geleistet und für sein höchstheures Leben und Waffenglück auch auf öffentlichen Kanzeln hat bethen lassen.

Doch es herrschte noch immer Bangigkeit, Theurung und Noth in der Stadt, und ausser derselben Brand und Verheerung. Wallenstein rückte mit seinem Lager von Neumarkt hieher nach Altdorf und wollte unser Städtlein anzünden. Kaum konnten sich unsere Professoren von dem Schrecken ermannen und ihm entgegen eilen, um ihn zu bewillkommen und um Gnade zu bitten. Doch erhielten sie diese, und

er

er forderte auch nicht einmal Brandschatzung von uns. Auf einer andern Seite aber gieng es unsern Professoren unglücklicher. Ihrer etliche reisten nemlich mit verschiedenen Studenten und andern Personen nach Nürnberg, den König in Schweden zu sehen. Auf der Heimreise wurden sie bey dem Fischbacher-Brücklein von 3 Compagnien Kroaten angesprenget, vier Personen niedergehauen, etliche verwundet und bey 16 gefangen. Hierunter waren nicht nur die Professoren, Agricola, Bruno und der Präceptor Claßicus Göpner mit seiner Frauen, sondern auch der damalige Rector Magnificus, Doctor Georg Nößler selbst 16). Dieser Nößler, der auch schon vorher bey dem General Tilly es zweymal dahin brachte, daß unser Altdorf, dem der gänzliche Untergang und die Einäscherung gedrohet war, verschonet blieb, wurde unter beständiger Lebensgefahr nach Neumarkt, Amberg, Nabburg, hernach mit dem ganzen Heerzuge nach Franken und Sachsen geschleppet, da inzwischen seine andern Mitgefangenen sich durch vieles Geld loskauften. Nößlers Glück war es, daß er ein Arzt gewesen ist. Er wurde bey den Kranken der Armee gebraucht, Wallenstein selbst beschenkte ihn mit einer güldnen Kette von grossem Werthe, er erwarb sich noch über dieses ein Vermögen von 500 Goldgulden, und mit diesem entwischte er durch die unglückliche Schlacht bey Lützen aus der Gefangenschaft und kam wieder nach Altdorf 17). Wie artig sich aber der lustige Prof. Schwenter einstens von den Kroaten, die auch auf dem Nürnberger Weg auf ihn stiessen, loß gemacht habe, ist ein bekanntes Histörchen, welches sich noch immer fortpflanzet.

16) S. Nürnbergische Kriegs-Chronica ꝛc. 1632. 4.

17) S. Nößlers Leichpredigt und Lebenslauf, und sein Leben in dem Nögl. Gel. Lexikon.

Sie können sich nun einbilden, H. H. daß bey diesen Umständen die hiesigen Musen völlig verscheuchet worden sind. Lehrer und Zuhörer entflohen. Selbst die theologische Facultät entwich nach Nürnberg und verrichtete daselbst zu einem höchstseltnen Beyspiel eine Ordination in der Jakober-Kirche 18).

Doch war unsere Nachbarin, die Stadt Lauf, noch schlimmer dran, als wir. Es hat sich eine Bayrische Besatzung hineingeworfen, die der Stadt Nürnberg die Zufuhr abschneiden wollte und inzwischen die ganze Gegend herum rein aufzehrte. Die Schweden und Nürnberger mußten also Lauf belagern. Sie waren freylich so glücklich, daß sie bey dem Wasserthor bald Bresche schossen und das Städtlein nebst dem Schloß eroberten; da sich dann die Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben mußte: was aber die unschuldigen Einwohner dabey empfunden haben, ist leicht zu erachten. Bey diesem Vorfalle hat sich ein Nürnbergischer Oberster, Hr. von Schlammersdorf, besonders hervorgethan 19). Noch mehrere Noth haben die Nürnbergischen Städtlein, Velden und Gräfenberg, erlitten, die rein ausgeplündert worden sind; wovon ich aber, so wie von den übrigen Begebenheiten, Ueberfällen, Plünderungen, Scharmützeln und Schlachten, die bey uns geschahen, nach meiner Absicht dießmal nicht viel sagen kan 20). Die einzige Begebenheit will ich anfüh-

18) S. D. G. G. Zeltneri vitas Theologorum Alt. S. 122.

19) S. Kurzer und gründlicher Bericht, was Gestalt den 13 Oct. 1632 Lauf samt dem Schloß erobert, die Besatzung auf Gnad und Ungnad gefangen genommen und nach Nürnberg geführet ꝛc. 1632. 4.

20) Von den Schicksalen Hersbrucks, Engelthals und des benachbarten Gnadenbergs gar nichts zu gedenken.

anführen, von welcher der König in Schweden gesagt hat: sie sey für einen Ernst zu gering, und für einen Scherz zu groß gewesen. Der König grief nemlich den Wallenstein den 23 Aug. (andere, den 24) 1632 in seinem Lager hinter Schweinau bey Nürnberg an, kornte aber nichts ausrichten, sondern soll bey 4000 Mann zurück gelassen haben, ohngeachtet seine Feinde auch keine Seide dabey gesponnen haben und sich kein Theil einen Sieg zuschreiben konnte 21).

Noch

21) S. die angeführte Nbgl. Kriegs-Chronica, mit Vergleichung des Historischen Bildersaals 4ten Theil, S. 638. und des Bougeants 1ten Theil, S. 234. folgg. Georg Grefflinger von Regenspurg, der unter dem Namen Celadon von der Donau, den deutschen 30jährigen Krieg poetisch erzählet, (gedruckt 1657. 8.) schreibt von diesem Vorfall also:

- - - - Als aber bey den Scharen,
So wol der guten Stadt, die Seuch und Hungers-Noth
(Ich hatte selber da mehr Gold als liebes Brod)
Hart auf dem Halse lag, daß manche tausend starben,
Als brach der König auf, eh ihm noch mehr verdarben,
Und grief den starken Feind in vesten Vortheln an,
Wobey Bernhardus hat gleich wie ein Löw gethan,
Der auf den Berg hinauf, wo sich der Feind enthielte,
Und grausam in dem Thal mit groben Stücken spielte,
Mit seinen Scharen drung, und meynte, daß der Dachs
Solt aus dem Loche gehn. Der tapfere Weimar-Sachs
Wolt in dem Felde sich mit seinem Feinde schlagen,
Er aber, Wallenstein, begehrt es nicht zu wagen,

Noch ein Paar Worte von dem Könige in Schweden zu reden; so hat derselbe mit seinem Heere nicht nur unsere Vaterstadt bedecket, und auch nicht nur unserer Universität seinen gnädigsten Schutz angedeyhen lassen, um welchen er in einem Schreiben D. Andr. Dinners demüthigst ist ersuchet worden, welches Schreiben in der Sammlung Richterischer Briefe noch zu lesen ist 22): sondern es hat auch Se. Maiestät unserm Nürnberg noch andere ganz ausserordentliche Zeichen seiner Gnade gegeben; die ich aber hier nicht erzählen kan 23). Z. B. Er bemühte sich, wiewol vergeblich, die unglücklichen Streitigkeiten zwischen den Marg- und Burggrafen und der Stadt Nürnberg beyzulegen 24), und leistete

Enthielt sich auch im Loch und brauchte für die Spitz
Auf seinen Gegentheil das donnernde Geschütz.
Als nun der König sah, daß sich der Feind nicht regte,
Und nur mit Stücken sich ihm grausam wiederlegte,
Daß grosse Menge blieb, Bannier, der grosse Held,
Verwundt, und Torstensohn, der sich hernach der Welt
Sehr tapfer hat bezeugt, vom Wallenstein gefangen,
Und daß sehr wenig wär auf dießmal zu erlangen,
Bewog es ihn, den Feind zu lassen - - u. s. w.

22) S. Ge. Richteri Eiusque Familiarium Epistolas selectiores p. 650.

23) Auch ganz einzelne Privatpersonen erhielten Gnade von ihm. Unser berühmter Herr Dr. Dietelmair allhier besitzt einen Ring mit dem Bildniße des Königs von erhabner Arbeit und den Buchstaben G. A. R. S. den der König selbst soll geführt, und der Fr. Saubertin, Herrn Pred. Joh. Saubers Ehegattin, zum Zeichen seiner besondern Gnade im Kindbette verehret haben.

24) S. des Hn. Geh. Rath. von Schütz Corpus Historiae Brandenburg. diplomaticum, Erste Abtheilung, S. 136.

ſtete der Stadt in ihren Händeln mit dem deutſchen Orden wichtige Dienſte. Zeit ſeiner Gegenwart und unter ſeinem Anſehen wurde ein Gang ſamt den ſteinernen Pfeilen, ſo von dem deutſchen Haus in die Jakobs-Kirche gegangen, abgetragen und dieſe Kirche dadurch von dem deutſchen Hauſe völlig abgeſondert: ja der König ſchenkte dem Rathe ſogar den deutſchen Hof 25).

Endlich, weil Mangel und Sterb bey den Kaiſerlichen, Bayriſchen und Schwediſchen Heeren eingeriſſen 26), brach Wallenſtein im Sept. 1632 aus ſeinem wohlverſchanzten Lager bey Zürndorf und Fürth auf: Guſtav Adolph folgte ihm, und zwar nach Sachſen, wo er aber leider zu bald ſeinen Tod fand,

25) S. die Hiſtoriſche Nachricht von Nürnberg, S. 342. und das Nürnbergiſche Zion, S. 44.

26) Es war zu verwundern, daß ſich beyde mächtige Heere in unſern Gegenden ſo lange haben halten können; ja es war ein Zeichen einer auſerordentlichen Klugheit der Stadt Nürnberg, daß ſie ſich und die Schwediſche Armee ſo lange zu ernähren wußte. Der Graf Galleazo Gualdo Priorato, der ſich in ſeinem Schwediſchen Geſandtſchafts-Poſten auch eine geraume Zeit zu Nürnberg aufgehalten hat, ſchreibt deswegen in ſeinen ſeltenen Relatione del Governo e Stato delle Città Imperiali di Norimberg, Auguſta, Vlm e Francfort, beym Ende der Erzählung von Nürnberg ſehr rühmlich von dieſer Begebenheit und erzählt unter andern folgende Anekdote: I Signori Stati d' Olanda ammirati dall' hauer una ſola Città mantenuto ſi lungo tempo un eſſercito tanto grande, e che haurebbe per altro conſumata ogni gran Prouincia, ſcriſſero al Senato, e nella lettera gli diedero il titolo di Potenti Signori.

fand, den GOtt durch den neuerlich erst entdeckten Meuchelmord über ihn verhängte. So schmerzlich Nürnberg diesen König bedauerte, und so wehmüthig es auch sein Gedächtniß durch eine an dem Buß- und Bethtage von Cornelius Marci gehaltene Predigt und andere Anstalten verehrte: so schien doch Nürnberg von dieser Zeit an seiner meisten Sorgen entledigt zu seyn. Ich finde bis auf den Prager Frieden keine wichtigere Vorfallenheit, als daß Nürnberg wegen der Eroberung Regenspurgs ein Dankfest angestellet, wobey der berühmte Joh. Saubert eine Dankpredigt gehalten und drucken lassen. Dem aber im Jahre 1635 zu Prag geschloßnen besondern Frieden ist Nürnberg mit mehrern Protestantischen Ständen wirklich beygetretten.

Im Jahre 1636 beschickte Nürnberg den Reichstag zu Regenspurg 27), wo unser erwähnter Prokanzler Richter das der Stadt Nürnberg damals zustehende Städte-Directorium mit solcher ausserordentlichen Beredsamkeit verwaltete, daß sich der Kaiser genau nach ihm erkundiget und ihm grosse Gnade würde ertheilet haben, wenn er dieselbe verlanget hätte 28).

Nun hatten wir in unsern Mauern Ruhe, und deswegen beschloß auch das Churfürstl. Collegium mit Genehmhaltung des neuen Kaisers, Ferdinand des III, 1639 einen Collegial-Tag nach Nürnberg zu verlegen. Man sprach auf demselben in erwähntem und dem folgenden 1640sten Jhre viel von der Wieder-

27) Anderer Reichs-Kreis- und Städte-Versammlungen, die Nürnberg zu diesen Zeiten beschicket, kan in der Ausführung dieser Geschichte gedacht werden.

28) Man sehe einstweilen Richters Leben in dem Nürnbergischen Gel. Lexikon.

Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe in Deutschland 29). Doch mußte sich dießmal noch alles zerschlagen und Deutschland noch 8 Jahre seufzen, bis nemlich der allgemeine Friede zu Münster und Osnabrück zu Stande kam.

Was für grossen Antheil Nürnberg auch an diesem höchstheuern und ewig werthen Werke des Westphälischen Friedens habe, ist weltkündig. Wir genossen nemlich die ersten Folgen davon, nachdem 1649 das berühmte Executions-Convent zu Nürnberg angesetzet, die Recesse zu Stande gebracht und unterschrieben, der Friede 1650 in Nürnberg öffentlich verkündet, ein Dank- und Friedens-Fest angeordnet und solche Anstalten zu Feyerlichkeiten gemacht worden sind, dergleichen wol Nürnberg nicht mehr machen und sehen wird 30). Die Herren von Peller haben die Ehre, daß dieses weltberühmten Friedens

29) Man sehe der damals herausgekommenen Actorum publicorum Tomum quartum (Frankf. 1641. fol.) darinnen nicht allein, was in dem 1639 und 1640sten Jahr bey dem Churf. Convent zu Nürnberg und dann auf dem Reichstag zu Regensburg verhandelt, begriffen ꝛc. ꝛc. Daß übrigens während dieses Churf. Collegialtages zu Nürnberg der grosse Leopold gebohren worden, ist eine bekannte Sache.

30) Sie sind weitläuftig beschrieben, und es gehören verschiedene Schriften hieher, die in der ausgeführten Geschichte erzählet werden müssen, vornemlich aber: Irene, oder die vollständige Ausbildung des zu Nürnberg geschlossenen Friedens 1650, mit vielen feyerlichen Begängnissen, Gastmahlen, Feuerwerken, Musiken und andern denkwürdigen Begebenheiten vorgestellet, und mit Kupferstücken gezieret, durch Johann Klai. Nürnb. 4.

Friedens Präliminar-Stücke auf ihrem Schloß und Landsitze zu Schoppershof von dem Kaiserl. General Piccolomini, Herzogen von Amalfi, und dem Schwedischen Grafen Ochsenstirna abgeschlossen worden sind. Das geringste aber, was Nürnberg zur Bezeugung seiner Freude bey diesem Frieden gethan hat, ist, daß ein hochl. Rath alle Gefangene loß und ledig gelassen hat.

Es wäre zwar nicht unangenehm zu erzählen, was sich bey dem Friedens- und Freudens-Feste mit dem kleinen Heerzuge von Nürnbergischen Steckenreutern und der auf diese Begebenheit geschlagnen, nicht mehr alltäglichen Münze zugetragen hat 31): ich kan aber vermuthen, daß solches M. H. H. nicht unbekannt sey.

Die Ausführung dieses meines bisher entworfenen Plans wird auch noch erfordern, daß die Verdienste und Charaktere derienigen Väter des Vaterlandes, Staatsmänner und anderer Personen beschrieben werden, die sich bey diesem grossen Kriege und Frieden zum Nutzen unserer Stadt besonders hervor gethan haben. Hier will ich nur eines einzigen solchen verdienten Mannes gedenken. Herr Georg Volkamer von Kirchensittenbach, ein grosser Staatsmann, der 49 Jahre bey uns zu Rathe gieng, war es, den der König Gustav Adolph selbst ehrte, ihn seinen Vater nennte und ihn zu seinem Hofrath machte 32).

In

31) S. Joh. ab Indagine Beschreibung der St. Nürnberg, S. 783. folg.

32) S. Mich. Virdungi laudat. fun. Ge. Volcameri, Reip. Nor. Duumviri etc. Alt. 1633. 4.

In dem Friedens-Executions-Haubt-Receß sind auch ein Paar hochverdiente Männer, als Nürnbergische Gesandte mit unterschrieben, deren Namen der Ewigkeit allerdings werth sind: Herr Burkhard Löffelholz von Kolberg, ein Rathsherr, und Herr Tobias Oelhafen von Schöllenbach, der bald darauf hiesiger Universität Prokanzler geworden. 33)

Ich schließe mit dem Wunsche, daß, wenn es möglich wäre, der heutige Tag, der unsern Erlauchten Reußen gebohren, auch der Geburtstag des güldenen Friedens werden möchte! Die übrigen Wünsche, die unser Herz und unsre Pflicht gefasset hat, wird unser würdigster Dichter und bestverdienter Herr Aufseher mit dem gewohnten Beyfalle vortragen, den seine Muse sich allezeit erworben hat.

W.

33) S. den Friedens-Executions-Haubt-Receß, zu Nürnb. bey Jer. Dümlern in 4. gedruckt, S. 38. vordersamst aber des Herrn von Meiern Acta Executionis Pacis Westphal.

V.

Einige Oden
Anakreons
und der Sappho.

Anakreons 19. Ode.

Es nähret sich die Erde
Vom Thau und von dem Regen;
Und nährt hingegen wieder
Die Bäume und die Pflanzen.
Des Ozeans Erhaltung
Ist blos der Luft zu danken;
Des Meeres kühle Fluthen
Kan Phöbus nicht entbehren;
Der Mond muß seinen Schimmer
Vom Sonnenlicht entlehnen,
Und ich muß mich alleine
Vom Rebensaft erhalten;
Doch wollt ihr mir das Trinken
Aus Unverstand verargen!

26. Ode.

Wenn Bachus mich mit seinem Nektar tränket,
So weichet alles, was mich kränket,
Kein Schmerze, kein Verdruß, kein Kummer quälet mich;
Ich singe zu Lyaeus Ehren
Und, wer mir dieses will verwehren,
Der packe sich.

Geschwind laßt mir auch iene Gläser füllen,
Um meinen grossen Durst zu stillen;

Fort,

Fort, Junge! hörst du nicht? Komm, schenke hurtig ein.
Der Wahlspruch, den ich mir erwählet,
Ist: lieber tod und gar entseelet,
Als durstig seyn.

30. Ode.

Die Musen fiengen neulich
Den listigen Kupido:
Sie banden ihn mit Ketten
Von Rosen und Violen,
Und gaben ihn der Schönheit,
Ihn fleißig zu verwahren.
Drauf wollte seine Mutter
Mit grossen Summen Goldes
Ihn wieder ledig kaufen.
Das war ihm nicht gelegen,
Drum sprach er zu der Venus:
Ich habe schon die Ketten
Und Sclaverei gewohnet;
Und will hinführo lieber
Ein Knecht der Schönheit bleiben,
Als meine Freiheit haben.

40. Ode.

Einst schliefe der Kupido
In einem Rosengarten,
Da floge eine Biene
Auf seine rothen Lippen,
Die sie für Rosen hielte
Und wollte Honig saugen.
Cupido wurde munter,
Und suchte mit den Händen
Die Mücke, wie er glaubte,
Von sich hinweg zu jagen.
Sie ward hierüber böse
Und stach ihn in den Finger.

Dieß schmerzte ihn gewaltig,
Er sprunge in die Höhe,
Und liefe, ganz wie rasend,
Im Garten auf und nieder,
Und flog zuletzt behende
Zu seiner schönen Mutter.
Er fiel zu ihren Füssen
Und sprach: ich bin verlohren!
O Mutter, ich muß sterben!
Es hat mich eine Schlange
Geflügelt wie ein Drache
Bis auf den Tod verwundet;
Man nennt sie nur die Biene.
Cithere muste lachen,
Als er vom Sterben schwatzte.
Sie heilte ihn geschwinde
Und gab ihm diese Lehre:
Wann schon der zarte Stachel
Von einer kleinen Biene
Dir so viel Schmerzen machet;
Wie meinst du, daß es schmerze,
Wenn du mit deinen Pfeilen,
Mit deinen Liebespfeilen
Die Sterblichen verwundest?

45. Ode.

Der Häßlichste der Götter,
Der hinkende Vulkanus,
Saß bey der Feueresse
In Lemniens Gefilden,
Und schmiedete die Pfeile
Für seinen Sohn Kupido.
Wenn sie nun fertig waren,
Nahm Venus etwas Honig
Und strich es an die Spitze.
Allein ihr Sohn, Kupido,
Der neidische Kupido,
Vermischte es mit Galle.

Mars,

Mars, der mit seinem Harnisch
Und schröcklich grossem Spiese
Erst aus dem Treffen kame,
Verspottete sie beide
Mit ihren kleinen Pfeilen.
Allein Kupido sagte:
Hier ist der allerkleinste,
Nimm ihn in deine Hände
Und fühle dessen Schwere.
Mars nahm ihn, doch die Venus
Fieng heimlich an zu lachen,
Als er mit vielem Seufzen
Und athemlosen Keichen
Zu ihrem Sohne sagte:
Nimm ihn behende wieder,
Ich kan ihn nimmer tragen,
So groß ist dessen Schwere;
Er drückt mich schier zu Boden.
Allein es half kein Klagen,
Kein Winseln und kein Seufzen,
Kein Bitten und kein Flehen,
Er muste ihn behalten.

47. Ode.

Ein Greiß, der scherzt und lacht,
Und selten Grillen macht,
Dies ist mein Mann:
Ein Greiß, der niemals lacht,
Und täglich Grillen macht,
Steht mir nicht an.

Ein Jüngling, der oft ist,
Wo man die Schönen küst,
Dies ist mein Mann:
Ein Jüngling, der vergißt,
Daß man die Schönen küst,
Steht mir nicht an.

Drum wer der Lustbarkeit
Ein iedes Alter weyht,
Der ist mein Mann:
Doch wer der Lustbarkeit
Nur blos die Jugend weiht,
Steht mir nicht an.

65. Ode.

Als ich vor kurzem einem Schmauße
Bey guten Freunden beygewohnt
Und mich nicht allzusehr geschont,
So kam ich ziemlich voll nach Hauße.
Ich kleidete mich aus, und ich entschliefe kaum,
So hatt ich diesen Traum:
Ich sahe einen Alten,
Der noch sehr frisch und munter war,
Mit Blumenkränzen auf dem Haar;
Kupido führte ihn an seiner rechten Hand,
Woran er, wie es schien, sehr viel Vergnügen fand:
Für wen nun sollte ich ihn halten?
Ich dachte hin und her, doch endlich fiel mir ein,
Wer sollte dieses anderst seyn,
Als iener theure Bacchus-Sohn,
Anakreon?
Dann eilte ich sogleich ihn zu umfangen,
Und küßte ihn auf seine Wangen,
Die noch sehr stark vom Weine rochen;
Da wuste ich gewiß, daß ich mich nicht betrogen.
Noch mehr -- Wer hätte das geglaubt?
Er nahm den Blumenkranz von seinem Haubt,
Mir selbigen zu schenken.
Ich trug zwar Anfangs noch Bedenken,
Und wollte mich sehr lange nicht bequemen,
Ihn anzunehmen,

Dieweil man leicht was erben kan:
Doch, da er endlich böß zu werden schiene,
So nahm ich ihn mit ehrfurchtsvoller Miene
Von diesem lieben Manne an,
Und setzte mir ihn auf;
Allein sehr bald darauf
Fieng mir die Liebe an im Kopf herum zu gehen,
Kaum sahe ich ein Mädgen stehen,
So regte sich – ich weis nicht was.
Ich wollte nichts, als lieben, küssen, scherzen,
Ich seufzte nach dem vollen Glas.
Was macht mir dieser Blumenkranz für Schmerzen!
Ich bin voll Unruh, Gram und Neid,
Und also ist es ausser Streit,
Kupido muß ihn selbst gewunden haben;
Denn Schmerzen sind der Liebe Gaben.

Gebeth der Sappho an die Venus.

Göttin! welcher alle Nazionen,
Die das weite Erdenrund bewohnen,
Täglich Opfer und Gelübde bringen,
Höre mein Singen!

Tochter des erhabnen Donnergottes!
Sieh, ich bin der Gegenstand des Spottes,
Der verliebte Seelen stetig drücket,
Die du berücket.

Lindre meine heissen Liebesschmerzen,
Treibe Angst und Qual aus meinem Herzen,
Rette mich zu deines Namens Ehre,
Grosse Zithere.

Denke noch an iene frohe Zeiten,
Da du meinen Kummer zu bestreiten
Von Olimp den Weg zur Erde nahmest
Und zu mir kamest.

Kaum warst du vom Wagen abgestiegen,
Kaum sah ich die Tauben rückwärts fliegen,
Die als Blitze durch die Lüfte eilten
Und sie zertheilten;

Als ich aus der göttlichheitern Miene,
Die in deinem Angesicht erschiene,
Die Erhörung meiner Bitte sahe,
Die auch geschahe.

Gnädig fragtest du, woran es fehlte?
Und warum ich mich so heftig quälte,
Daß ich von Olimpens hohen Stuffen
Dich hergeruffen?

Ob ein schöner Jüngling, den ich liebte,
Mich vielleicht durch Sprödethun betrübte;
Und das, was ich ihm zu Liebe thäte,
Trotzig verschmähte.

Wäre dieß, so wolltest du ihn zwingen,
Mir sein Herze kniend darzubringen,
Und mit den vortreflichsten Geschenken
Mich zu bedenken.

Dieß versprachst du mir vor vielen Jahren;
Laß mir jetzo Hülfe wiederfahren.
Denke, daß die Götter ihr Versprechen
Niemalen brechen.

Höre deiner Sappho sehnlich Flehen,
Laß mich deine Gnade wieder sehen;
Hilf mir meine Feinde selbst bekriegen,
Und sie besiegen.

VI. Die

VI.

Die Stände.

Erster Versuch.

Ich weiß nicht, ob ich in meinen Schilderungen glücklich gewesen bin. Die Leser mögen es beurtheilen. So viel weiß ich, daß ich mir nicht einwenden lasse, als ob ich von den Ständen zu frey urtheilte. Man müßte dem menschlichen Geschlechte das Recht der Vernunft und die Erfahrung nehmen, wenn man nicht mehr erlauben wollte, zu sagen, wie der Mensch in diesem, oder jenem Stande beschaffen seyn soll, und wie er wirklich ist. Eher lasse ich mir vorwerfen, daß ich die Stände nicht genugsam kenne; ohngeachtet ich versichern kan, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, sie genau kennen zu lernen. Doch wie leicht entwischt ein Zug in einem Bilde, und wie leichte geschiehet es, daß man ein Gesicht für schön hält, welches in der That garstig ist: kenne ich es deswegen nicht, weil ich es für garstig halte? Der Maler muß das Bild, welches er nach den Regeln seiner Kunst mit aller Fertigkeit und Feinheit gemacht hat, beurtheilen lassen. Der eine sagt: es ist getroffen -- vortreflich! Der andere: es hat Aehnlichkeit, man kennt es; doch -- -- Der dritte: ich finde nichts, das besonders ähnlich wäre -- -- gar nichts -- -- wenn nicht die Kleidung wäre, ich wüßte nicht -- -- ich hielte es eher für -- -- Wer hat wol recht? Etwann geht es meiner Schilderung auch so. Ich werde es gleichgiltig hören. Doch nein. Bey dem ersten Urtheile werde ich beschämt seyn; bey dem andern werde ich mich meiner Schwachheiten erinnern und glauben, daß ich fehlen kan; bey dem dritten werde ich lachen,

oder gar böse werden, wie Apelles. Daß ich den König und den Minister zu erst geschildert habe, forderte das Ceremoniel, welches ich nicht beleidigen wollte, ob ich gleich in der Kenntniß dieser beyden Stände nicht so viel Stärke und Muth habe, als ich selbst wünsche. Verdiene ich gelesen zu werden, und wie bald erfahre ich nicht das! so werde ich in diesen Versuchen fortfahren, und vielleichte bis zum Bauernstande herunter kommen. Denn der Bauer ist auch eine Person von Stand. Meinen eignen Stand werde ich nicht schildern. Ich dürfte mich selbst zu bloß geben, und andere mehr loben, als sie vertragen können. Noch einen Stand will ich ausnehmen: er ist in seinem Verdienst weit über unser Lob, und in seiner Unwürdigkeit weit unter unserm Tadel. Er hat die größten und die kleinsten Leute. Jene überschauen wir nicht, und über diese stolpern wir weg: sie fliehen

Klein und unmerkbar dahin, wie unter dem Fuße des Wandrers
Niedriger Staub, von Gewürmen bewohnt, aufwallet und hinsinkt.

Klopstock.

Der König.

Er hat viel Neider, und er ist doch nicht vollkommen glücklich. Er kan es auch nicht seyn, weil er das vorstellen soll, was er selten ist, und was er nur werden könnte, wenn er nicht König wäre. Die Geburt hat ihn meistens bestimmet: und diese ist noch immer in ihren Bestimmungen unglücklich gewesen. Wie viel sind wol Priester rechtschaffen geworden, die in ihrer Mutter Leibe zum schwarzen Rocke geheiliget, oder von dem eigensinnigen Vater

ter der Theologie gewiedmet waren? Und dennoch sagt Aristoteles: Die Natur mache den König. Er hat nicht Unrecht.

Der König kan am wenigsten ein Herr seyn. Ist er kein Diener seines Temperaments und kein Knecht der Leidenschaften, so ist er ein Sklave derer, die seine Diener heisen. Doch kan er berühmt werden, und in der Geschichte ein Aufsehen machen. Er darf nur die Gelehrten lieben und sich stellen, als ob er ihnen Geschenke und Freyheiten gebe. Doch er muß sie ihnen auch manchmal wirklich geben. Sie können ihn leichter stürzen, als sein unüberwindlichster Nachbar mit einem Heere von etlich hundert tausenden. **Ludwig der Grosse** muß selbst Conringen ein Gnadengehalt geben. Heutzutage kan der König diese kostbare Geschenke erspahren. Er macht Barons und Räthe, er kauft Bänder zu Orden und stiftet Akademien der Wissenschaften, der Sprachen und der Aufschriften. Diese setzen Preise zu seinem Lobe aus, und der gewinnt sie, der am besten schmeicheln kan. Die Pariser Akademie setzte einen Preis von tausend Thalern auf ein Gedicht, das ihren grossen Ludwig am besten besingen würde. Ein witziger Schmeichler gewann den Preiß, weil er in einem Vers von 2 Zeilen mit einer unzufriednen Unverschämtheit sagte: es käme von den aufgesetzten Thalern kein Sous auf einen Sieg des Königs. Nicht wahr, der König muß es mit dem Dichter halten? Er hüte sich, ihn zu verachten. Es ist so gar gefährlich, mit ihm nur in die Wette zu dichten. Ein grosser Staatsmann erzählte mir, daß der neueste unglückliche Krieg Deutschlandes zwar nicht unterblieben, doch ganz anders würde ausgefallen seyn, wenn der König die Verse des B*** nicht verachtet hätte.

Doch

Doch der Krieg macht die Könige groß. Dies glaubt wenigstens der Feldwaibel, der sich in demselben zum Lieutenant geschwungen hat. Der Unterthan glaubt es auch: aber er erzittert vor der Grösse des Königes. Er hält ihn für eine Sonne, die blendet und anzündet, statt daß sie sanfte wärmen und nähren soll. Wie unglücklich sind wir, daß wir so viele Sonnen haben! Ist eine einzige genug, so viele und grosse Weltkörper in unserm System zu beleuchten: warum mußten denn in Europa, warum in Deutschland, so viele Sonnen seyn? Vielleicht wird aber auch manchmal ein Planet für einen Fixstern gehalten.

Der König ist sich bey seinem Glanz selbst zur Last. Der Mittelpunkt so vieler Gegenstände zu seyn, die alle auf ihn loß wirken, ist eine Marter. So viel Millionen Leuten Recht zu schaffen; so viele Schmarotzer zu ernähren; so viel zu wissen, als der Staat und das Land von dem Könige fordern kan: ist übermenschlich. Niemanden Recht zu schaffen; niemanden wohl zu thun und nichts zu wissen: ist unmenschlich. Und eine Mittelstrasse zwischen beyden zu halten, ist selten möglich, und selten königlich.

Ein Mensch ohne Leidenschaften ist ein Unding: und ein König mit einer einzigen Leidenschaft richtet oft Unheil an. Er darf nur ein einziges Vorurtheil haben, so sind Millionen Menschen in Gefahr, um ihr Glück zu kommen. Hat er den Eroberungs-Geist, so wird er eine Geisel der Welt: und ist er gelehrt dabey, so foltert er die Menschen methodisch. Die Kriegskunst wird eine Wissenschaft, und nun ist es um die Welt gethan. Mir schauert die Haut, wenn ich an meine Nachkommen denke.

Was

Was iſt ſich erſt von dem Pöbel der Prinzen zu verſprechen? Es giebt keinen: ſprichſt du. Ich weis es nicht: doch ſagt es ein König. Dieſer muß ihn kennen. Und wahrhaftig es iſt ein Troſt, wenn es einen giebt: dann muß es auch vorzügliche und erhabne Prinzen geben. Dann giebt es auch Könige, die werth ſind, daß ſie Maieſtäten heiſen. Wie viel ſind ihrer? Die Frage iſt verwegen: Beaumelle und Maubert ſind kaum ſo frech, ſie zu beantworten. Es giebt überhaubt wenig Menſchen, die das ſind, wofür ſie ſich halten: und ein ieder hält ſich für einen Herrn. Deswegen war es auch nicht möglich, daß die Welt ohne König bliebe, geſetzt, daß es noch ſo wenig gute Könige gebe.

Doch lieſt man von dem guten Könige; und Cicero muß unrecht haben, wann er crudeliter et regie factum als gleichgiltige Redensarten gebraucht. Der gute König iſt ein Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes. Dieß iſt auch die einzige Urſache, warum er gerne König iſt. Hat er noch eine, ſo iſt es dieſe: er regiert, um die Menſchen tugendhaft zu machen. Wären ſie es ſchon, ſo würde er ſeinen Unterthanen einen Schimpf anthun, wenn er ihr König ſeyn wollte. Der Tragloditen König weinte, als man ihm die Krone aufſetzen wollte: und doch war er der gerechteſte unter den gerechten. Der gute König braucht keine neuen Geſetze zu machen: er verderbt die Zeit, wenn er ietzt erſt ein Juſtinian werden will. Es giebt Geſetze genug: dieſe ſoll er handhaben. Die Sitten und Gebräuche aber müſſen durch ſein Beyſpiel beſtimmet werden. Wie groß und wichtig iſt dieſes! Uebrigens ſetzt er nur mehrere Unterrichter und duldet keine - - doch ia - - wenige Sachwalter. Er darf nirgends beſtändig reſidiren: ſeine Familie kan in dem Herze des Landes wohnen; er ſelbſt wohnt überall, auch auf dem Dorfe.

Der

Der Bequemlichkeit und des Vergnügens wegen darf er nicht König werden. Er kan doch mehr Ruhe und Lust haben, als wenn er zu Felde geht und selbst Befehlshaber im Kriege ist. Es scheint, der König sey der Mensch, der keine, oder wenige Pflichten gegen sich selbst beobachten darf. Dieß muß man dem Prinzen sagen, ehe er König wird; und diesen müssen Leute erziehen, die werth sind, selbst Könige zu seyn. Wie wäre es, wenn sich der gute König besser mit der Kinderzucht abgebe? Durchaus kein Frauenzimmer, kein Pfaf, kein Soldat, kein Hofmann, kein Schulmann soll ein Prinzen-Hofmeister seyn. Ist er ia ein Hofmann, so muß er ein Tetzin seyn. Ein gewisser = = hat von der Erziehung eines iungen Prinzen geschrieben. Er sagt seinem iungen Herrn viel schönes von den Ringelreimen, dem Gegenschall, dem Bildgedicht, der Letterkehr und dgl. vor und giebt ihm ein Recept wider das Podagra. Noch mehr: er erzählt ihm, daß in Bononien die kleinen Hunde so theuer wären, daß einer von seinen Reisegefährten ein solches Bologneser-Hündgen gestohlen habe; und daß in Biscaia das Frauenzimmer an statt der Hündgen kleine mit Bändern gezierte Spanferklein mit sich herumtrage. Muß das nicht ein guter König werden, der also unterrichtet wird? Ein Glück ist es, wenn der Prinz, wie Kaiser Maximilian, bey Zeiten einsieht, daß er einem Pedanten unter die Hände gerathen sey, und wenn er so viel Naturgaben und ein so gutes Herze hat, daß er sich selbst unterrichten kan. Am besten ist es, wenn er nicht weis, daß er König wird.

Kan die Dame auch ein König seyn? Ich glaube es; wenn es wahr ist, daß der Mensch ein König seyn kan. Man hat über das Frauen-Regiment so sehr nicht zu klagen, als sich manche bereden wollen.

Aber

Aber die Dame muß männlich erzogen werden. Wählt man den König, ſo wird die Wahl wol auf keine Frau fallen: iſt ſie des Königs Gemahlin, oder gar nur = = ſo ſoll ſie nicht König ſeyn wollen. Sie bleibe die Königin, des Königs Liebe = =

Iſts möglich, daß der König nicht heirathe, ſo wäre es gut und für den Staat vortheilhaft: wenigſtens ſollten ſeine Kinder nicht alle Prinzen und Prinzeßinnen ſeyn. Es iſt genug, wenn des Königs Sohn ein Graf iſt: und was wäre es, wenn er auch nur ein Edelmann hieſe? Man könnte ihn beſſer erziehen. Bey Erbfolgen geht es zwar nicht an: aber ich weis auch, das ſich ein gewiſſer Prinz nicht hat überzeugen können, daß die Erbfolge gerecht und das Königreich des Königs Eigenthum ſey. Der König ſoll nichts beſitzen und doch alles haben. Wählt man ihn aus dem Volke, ſo wird es mehr tugendhafte unter demſelben geben: man wählt den weiſeſten und beſten Mann; doch kan des Königs Sohn vor andern in Betrachtung kommen.

Der König kan kein Kind ſeyn. Es gehört unter die Landesſtrafen, wenn der König ein Kind iſt. Das Majorenn = Sprechen und dergleichen hilft nichts: es iſt eine Ceremonie. Die Interims = Regierung von Räthen und Vormündern iſt dem Lande entweder ſchädlich, oder wenn ſie nützlich iſt, ſollte ſie eine beſtändige Regierung ſeyn.

Der Fürſt iſt kein König. Schade genug, daß er es ſeyn will, und Schande, daß man manchen König nicht einmal einen Fürſten ſeyn läſſet. Doch was dieſer nicht ſeyn darf, wenn er es gleich ſeyn könnte, iſt iener in deſto reicherer Maße. Er iſt ein König unter den Königen, der allerliebenswürdigſte Menſch, würdig, wie Baſedow von ſeinem Friedrich ſingt, ein König der Engel zu ſeyn.

Drum

Drum kan ihn auch die Welt nicht miſſen,
O, würd er ihr zu früh entriſſen,
Denkt, was mit ihm die Welt verlöhr!
Der Engel Flehn iſt angenommen,
Er kan in funfzig Jahr nicht kommen,
Und eben drum verdient er ihren Thron noch mehr.

Der Miniſter.

Er heiſt ein Diener, und er iſt bald mehr, bald weniger, ſelten das, was er ſeyn ſoll. So wenig der Pabſt ein Knecht der Knechte iſt, ſo wenig iſt öfters der Miniſter ein Diener ſeines Herrn. Wenn er ja dienet, ſo dienet er ſich und ſeiner Leidenſchaft und ſeinen Freunden. Wie ſehr könnte man ihm dieſen Dienſt gönnen, wenn nicht der Schaden der Unterthanen und der Untergang des ganzen Reichs damit verknüpfet wäre. Wollte GOtt, daß man keine Beyſpiele wüßte, und daß meine Gedanken ein Traum wären. Wie ſüſſ wollte ich davon erwachen!

Doch hat man ihn, dieſen Diener, zum Erſtaunen mit wachenden Augen geſehen, und man hat nichts größers und nichts kleiners geſehen, als ihn. Er ſtrotzet von Hochmuth, und ſchier kleidet ihn ſelbiger beſſer, als den Herrn ſein Anſehen. Dennoch iſt er auch die Gnade ſelbſt und theilet mehr Zeichen davon aus, als oftmal der Fürſt mit dem ganzen Lande vermag. Er iſt der feinſte Geiſt im Lande: ſonſt hätte er ſolches nicht ausſaugen können. Man mag den Herrn mit ſeinem Hofe nicht ſehen, wenn man ihn, den Diener, geſehen hat. Und will man ja den Fürſten ſehen, ſo muß man ihn in Geſellſchaft des Dieners ſehen. Dann erſcheint der Herr in ſeinem ganzen Lüſter, und auf ſeinen Mienen iſt das Feſt, das

Jovi-

Jovialische und die Freude, deren er etwann sonst nicht fähig ist.

Wenn er König wäre, der Diener, so würde er etwann besser, und das Land glücklicher seyn. Cartouche, ein König, sagt Beaumelle, würde angefangen haben, sich seine Unterthanen zu verbinden, er würde fortgefahren haben, seine Feinde durch List zu zertheilen, er würde geendiget haben, dieselben durch eine öffentliche Gewalt sich unterwürfig zu machen. Eine Republik, welche Cartouchen zum Urheber hätte, würde weisere Gesetze haben, als die Republik Solons, und vielleicht noch einen glücklichern Fortgang, als des Romulus seine. Doch etwann irrt sich Beaumelle und ich mich. Der Minister ist ja König, und wäre ers nicht, so wollte ers noch werden. Darf ich sagen, was ich denke? Er ist alles: er spielt alle Rollen; sein Charakter hat alle Wahrheit und allen Widerspruch. Wie viel muß er denken! Und wie viel muß ich nicht denken, bis ich ihn denken kan! Wie viel wacht er, und wie wenig schläft er, damit er desto mehr träumen kan! Wie schröcklich sind seine Träume! Wie süße träumt aber sein Herr, weil er von seinem Lieblinge träumt, und wie lange kan er nicht träumen, weil der Diener für ihn wacht!

Meine Gedanken verwirren sich und werden schier lauter Gegenstand. Ich entwickle sie und lasse ihn stürzen. Nun wird er erst groß, weil er nicht mehr fürchterlich ist, und weil er sich allemal etliche Meilen von dem Hoflager und dem Aufenthalte des Königes entfernen muß. Doch sie ruffen ihn schon wieder, damit der König nicht zu klein werde. Welcher Sprung in der politischen Welt! In dem Reiche der Natur wäre er ohne Grund. Peter der Grosse küßte das Bild des Richelieu und sagte: o du grosser Mann, wenn du noch leben solltest! ich gäbe dir die Helfte meiner Staaten,

um zu lernen, wie ich die andere Helfte regieren soll. Beaumelle urtheilt: er würde ihn nicht lange behalten haben. Und ich glaube: er würde ihn abgeschaffet und mit Freudenthränen wieder eingesetzet haben, wenn nicht etwann ein Peter anders denkt, als ein Ludwig.

Mich wundert es gar nicht, daß auch ein König, der eine tiefere Einsicht besitzt, als viele andere, den alten Minister, selbst öfters den untreuen, beybehalte. Wenn man hoch spielt, wählt man lieber ein altes und schlechtes Billard, auf dem man eingespielt ist, als ein kostbares neues, das man noch nicht kennet. Und behält der Hausvater nicht oft einen schlechten Bedienten aus Furcht, einen noch schlimmern zu kriegen? Der König ahmt dem Hausvater nach. Das Hauswesen ist ein kleines Reich, und das Reich das größte Hauswesen.

Kennen wir denn aber nicht auch gute Minister? Ja: es sind es die Könige, die Philosophen sind und selbst regieren. Diese sind, sagt der Antimachiavell, zugleich Justizpräsidenten, Generale und Oberschatzmeistere. Ihre Minister sind nicht einmal Diener: sie sind Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschickten Werkmeisters.

Ein anderer Minister würde der fürtreflichste Mann seyn, den man ihn heist, wenn er einem Fürsten diente, der ihn, ich will nicht sagen, zu belohnen, sondern nur zu ernähren wüßte. Der Herr von * * ist ein grosser Mann: er hat aber nur einige tausend Gulden Gehalt; und von diesem hat ihm der Fürst auf einem Abende ein Drittheil im Spiele abgewonnen. Das übrige reicht nicht einmal hin, seinen Sohn auf Reisen zu schicken. Er war bis in das funfzigste Jahr tugendhaft: nun wird er treuloß. Der Fürst erfuhr es, da er eben den Kopf mit Wein erhitzt hatte: er sprach vom

Henken.

Henken. Der Hofnarr antwortete: man muß ihm eine Gnade erweiſen, daß er nicht ſchon 15 Jahre eher zum Schelmen worden iſt.

Dem Herrn von * * fehlt nicht viel, was zu einem groſſen Kopf und feinen Staatsunterhändler nöthig iſt. Dennoch giebt ihm der Hof, von dem er * * iſt, nicht ſo viel, als ein Secretär von ihm brauchte, wenn er ſeine Perſon gehörig machen ſollte. Er fängt an, mit Büchern, und Gemälden, und Kupfern zu handeln. Schier gleicht ſein Viſiten-Zimmer einem Trödelmarkte. Er kauft alles, um es zu verkaufen: und im Fall der Noth entlehnt er es dazu. Er ſpielt Amuretten: ſie gelingen auch nicht. Er hat Hoffnung, nach R * * zu kommen: ſie verzieht ſich aber zu lange. Er unternimmt eine Reiſe und wichtige Unterhandlung in * *. Niemand iſt aufgelegter dazu, als er. Er ſtirbt ſchnell. Man weis noch mehr von ihm.

Ich prophezeyhe der Welt von ihren künftigen Staatsminiſtern noch weniger Gutes, als ſie an dieſen Männern bisher gehabt hat. Wie leicht wäre es, hundert Urſachen anzugeben. Wenn man nur nicht gar anfienge, Gymnaſiaſten an das Regiments-Ruder zu ſetzen! Studenten, die noch nicht abſolviret haben, ſitzen ohnedem oft daran. Wenigſtens werden ſie Hof- und Regierungs-Räthe. Doch ſie lernen nur unter der Aufſicht des über die Univerſitäten ſchimpfenden Herrn Vaters: dieſen lernen ſie bald aus; inzwiſchen erreichen ſie ihr 21ſtes Jahr; ſie vermählen ſich und übernehmen Geſandtſchafts-Poſten. Wie fein und keck werden ſie ſolche bekleiden, da ſie noch ſo iung ſind und ſich einen Fehler zu gut zu halten wiſſen; welches die kluge Liſt geſchickter Leute iſt, wie Gracian in ſeinem Hofmanne ſagt. Sie haben übrigens einen alten verſuchten Secretär bey ſich: mit dieſem theilen ſie alle Geſchäfte, auch die Maitreſſe.

Manchmal ist doch nur das Land mit seinen Einkünften vor dem Minister nicht sicher gewesen: wie schlimm ist es aber, wenn auch das Leben des Fürsten vor seinem Diener in Gefahr zu laufen anfängt. Der Kaiser Domitian lies den edelsten Rathsherren zu Rom und seinen vornehmsten Bedienten die Köpfe ungestraft und ohne Rächer herunterreisen, so oft es ihm beliebte: so bald er aber dem Taglöhner und gemeinem Manne fürchterlich zu werden anfieng, fand er seinen Untergang. Dieß erzählt Juvenal. Heutzutage dürft ihr, ihr Grossen, dem Bürger und Bauern und Taglöhner eher die Haut abziehen: nur schonet der Staatsmänner, besonders wenn sie G. und C. sind. Die Gemahlin des Kaisers Claudius vergiftete nur die Pfiffer, die ihr Herr so gerne speiste: in den neuen Zeiten vergiftete man die Hostien; und schon fieng man an, sich dieser übertriebenen und unnöthigen Kunst zu schämen. Man trug frey den Dolch auf eure Brust, ihr Könige!

Ich will mit dem beliebten Juvenal schließen. Seine Worte mögen die Ermahnung eines J = = an einen Staatsmann in P = = an einen H = = A = = seyn: Wage etwas, das Bau und Kerker verdient, wenn du ein Mann von Ansehen werden willst. Man lobt die Tugend, und sie kan sich nicht vor Kälte decken. Die Laster haben Gärten, Lustschlösser, eine köstliche Tafel, altes Sibergeschirr und getriebene Becher = = =

VII.

Beantwortung der Aufgabe, welche im Ersten Stück, S. 99. gemacht worden ist.

Ein untadelhafter Trieb, mit der Geschichte meiner Vaterstadt etwas näher bekannt zu werden, machet mich auf alles dasjenige aufmerksam, was in dieselbige einschlägt, oder sie in ein näheres Licht zu setzen scheinet. Ich hatte nicht so bald die Aufgabe gelesen, welche dem ersten Stück der Altdorfischen Bibliothek der gesammten schönen Wissenschaften angehänget ist, als ich derselben weiter nachzudenken beschlose. Ich hatte bereits verschiedene Betrachtungen darüber angestellet, da ich meinen Vorsatz einem berühmten Kenner der Nürnbergischen Alterthümer eröfnete, und mir dessen Meynung von dieser Sache ausbath. Durch seine Gütigkeit erhielte ich eine glaubwürdige Handschrift, welche mich kühn genug machet, die Auflösung der gedachten Aufgabe zu wagen. Ich werde mich bemühen, das Vorgeben des Herrn Arkenholz, daß man dem König Gustav Adolph bey Lützen eine Ehrensäule habe wollen errichten lassen, ausser allen Zweifel zu setzen.

Ehe ich aber die Beweise für diese Sache anführe, muß ich eine Frage ergehen lassen. Sie betrifft die Zeit, in welcher dieses Denkmahl hätte aufgestellet werden sollen. Wollte man es in, oder nach dem 30jährigen Krieg errichten? In der Aufgabe bleibet die Zeit unbestimmet. Jedoch, die daselbst angeführte Anmerkung des Herrn Prof. Böhme scheinet zu behaubten, es hätte dieses noch währenden Krieges geschehen sollen, weil er vermuthet, die Feindseligkeiten zwischen Sachsen und Schweden

seyen die Hinderniſſe geweſen, daß dieſes Werk nicht zu Stande gekommen iſt. Nimmt man an, dieſes Monument habe noch währenden Krieges errichtet werden ſollen, ſo könnte man wider meine Sache folgende Einwürfe machen.

Erſtlich lag Sachſen den Kaiſerlichen Ländern allzunahe, als daß es nicht ein und andere feindliche Anfälle daraus befürchten muſte. Würde ſodann ein ſo koſtbares Werk nicht der größten Gefahr ausgeſetzt geblieben ſeyn? Schon 1633, daß ich der folgenden Ueberziehungen des Wallenſteins und anderer nicht gedenke, gleich ein Jahr nach dem Tod des Königs, bewies dieſes Holke zum groſſen Schaden der Leipziger. Würde er alsdenn dieſe prächtige Statue in ihrer Nachbarſchaft haben ſtehen laſſen? Er hätte gewiß dem König befohlen, ſo ſchnell mit ihm davon zu reuten, als die Paderborniſchen Apoſtel in alle Welt gehen muſten.

Der andere Einwurf könnte ſeyn: daß der Churfürſt von Sachſen 1634 den Pragiſchen Frieden annahm, und folglich bey dem Kaiſer ein Mißtrauen erregt haben würde, wenn er dieſelbe in ſeinem Lande hätte errichten laſſen. Will man vermuthen, die Sache hätte erſt nach geendigtem Krieg zu Stande kommen ſollen: ſo glaube ich nicht, daß ein Einwurf gemacht werden könnte, als daß man fragte, wo dieſes Denkmahl hingekommen ſey, und warum es nicht errichtet worden.

Ich komme nun auf die Sache ſelbſt. Herr Arkenholz beruffet ſich auf die Nürnbergiſchen Rathsbücher, wenn er ſaget: dieſe Stadt habe dem König ein Denkmahl mit ſeiner Statue zu Pferde aufrichten wollen. Iſt Herr Arkenholz ein Nürnberger? Hat er die Nürnbergiſche Kanzley geſehen? Hat er darinnen eine Stelle geleſen, welche dieſes Vorgeben beſtättiget? Ich zweifle ſehr. Ein ſchätzbarer Gönner verſicherte mich, man fände keine

Wort

Wort davon in derselben. Ich werde in einigen Stücken von der Meynung des Herrn Arkenholz abgehen. Daß man dem Schwedischen König eine Bildsäule habe errichten wollen, behaubte ich: daß aber die Stadt Nürnberg dieses allein unternommen habe, und daß diese Bildsäule den König zu Pferd vorstellen sollen, will ich durch folgende Aufschrift, welche derselben vorgesetzt werden sollte, und durch die kurze Beschreibung, welche von der Statue beygefüget ist, hinlänglich widerlegen. Der Innhalt derselben ist folgender:

Maximo
post hominum memoriam
regi
Gustavo Adolpho
repurgatorum sacrorum
Defensori Propugnatori
qui invictus obiit
Lüzeni ad Lipsiam
hoc monumentum
demississima mente
posuerunt
Quidam sacri Romani Imperii ordines
tanto Heroi
tutelarique Genio
multis nominibus
devotissimi.

„ Des Königs Brustbild im Profil, welchem ein
„ Genius einen Lorbeerkranz aufsetzet, und die Fama
„ bläst mit zwey Trommeten seine Thaten aus.
„ Darunter sind einige Thaten des Herkules.

Hierdurch glaube ich nun genugsam dargethan zu haben, daß man würklich gesonnen gewesen sey, dem König eine Bildsäule zu setzen. Daß es Nürnberg nicht allein unternommen habe, beweisen die Worte: quidam sacri Romani imperii ordines posuerunt. Die Klugheit, welche Nürnberg in sei-

nem Verhalten, ſo lange der 30jährige Krieg dauerte, gewieſen hat, läſſet ohnehin ſchon vermuthen, daß es nicht für ſich allein ein Werk würde unternommen haben, welches ihm den Haß des Kaiſerlichen Hofes hätte zuziehen müſſen. Herr Arkenholz giebt vor; der König hätte zu Pferd vorgeſtellet werden ſollen: und meine Handſchrift machet nur ſein Bruſtbild namhaft. Sollte Herr Arkenholz nicht die Statue Karls des zweyten in Engelland zu Pferd, welche Leygebe *) in Nürnberg verfertiget hat, und die noch gegenwärtig in der Dreßdniſchen Kunſtkammer aufbehalten wird, mit Guſtav Adolphs Bruſtbild verwechſelt haben? Ich habe nunmehr noch eine Muthmaſſung beyzubringen, wo dieſe Statue endlich hingekommen ſey. In der Dominicaner- oder Prediger-Kirche zu Nürnberg an der Mittagſeite bey dem Hochaltar befindet ſich ein Denkmahl des Schwediſchen Oberſten Haſtver, **) welcher bey Reichenſchwand, ein paar Meilen von Nürn-

*) Siehe Doppelmayers Nachricht von den Nürnbergiſchen Mathematicis und Künſtlern, S. 237 folgg.

**) Die Unterſchrift dieſes Denkmahls heiſt: Nobiliſſ. Max. que Strenuus Vir, Dn. CLAVS HASTVER, Haereditarius in Sommershauſen et Mexhofen S. R. M. Regni Succici et Confoederatorum Euangelic. Dux Equitum Peditumque Supremus. Natus Sommershuſae in Ljuonia A. MDXCVII. qui poſtquam in diuerſis praeliis praeclara animi ſpecimina plane heroica edidiſſet, tandem A. MDCXXXIV. XII. VIIbris ex arce Reichenſchwand globuli ictu ſclopetarii eheu lethaliter vulneratus, poſtrid. hora IIX. in oppido Lauff ditionis Noricae in Chriſto placide obdormiuit. Sepultus XXVI. VIIbris Norimbergae in Templo Praedicator. Huius moeſtiſſima vidua Matrona nobiliſſ. Anna Nobiliſſ. Wrangeliorum proſapia oriunda et filius Claus Helmuth ex VIII liberis ſuperſtes poſthumus conjugi et parenti deſideratiſſimo monumentum pietatis ergo poſuerunt. Auf deſſen Grabſtein iſt eingehauen: Der Wohledle und Geſtrenge

Nürnberg, im Jahr 1634 durch einen Schuß sein Leben eingebüsset hat. Es ist dasselbe maßiv, in Lebensgröße, prächtig ausgearbeitet, und siehet den Bildnissen, welche wir von Gustav Adolph haben, vollkommen ähnlich. Könnte nicht das Monument des Königs, nach einigen Veränderungen, dazu verwendet worden seyn, nachdem die Aufrichtung desselben ins Stecken gerieth?

M.

Herr Claus Hastver, der königl. Kron Schweden bestellter Obrister zu Roß und Fuß, so mit einem tödlichen Schuß vor Reichenschwand den 12 Sept. verwundet worden, und am andern Tag in Lauf selig verschieden 1634. dem GOtt genad. Siehe Herrn Pf. Andr. Würfels Beschreibung des Dominicaner- oder Prediger-Klosters in Nürnberg, S. 66. und Nürnb. Zion, S. 116.

* *

VIII.

Unrichtigkeit der Erzählung von der Päbstin Johanna.

Alle Streitigkeiten, wobey die Religion einigen Antheil hat, werden mit ungleich mehrerer Hitze, und Hartnäckigkeit, als andere, geführet. Es bestättiget diesen Satz nicht allein die traurige Erfahrung der sogenannten Religions-Kriege, und der theologischen Zwistigkeiten: sondern auch die Art, wie über manchen historischen Umstand gestritten worden, gibt einen Beweiß von der Wahrheit derselben ab. Wie einrißig war nicht die Zänkerey zwischen Müllern und dem P. Carl von Kreutzen über einige Histörchen von der Lebensart des seel. Luthers? Wie viele Mühe gibt sich nicht iener, die abgeschmack-

testen Fabeln, welche die Feinde dieses Mannes erdichtet, als z. B. daß er vom Teufel und einer Baderemagd erzeuget, und am Ende auch vom Teufel wieder geholt worden sey, zu widerlegen? Und auf was für eine thörigte Art bemüht sich nicht der Jesuite, diese elende Märchen glaubwürdig zu machen? Würden sich wol diese beyde Männer mit dergleichen Sachen so sehr beschäftigt haben, wenn sie nicht geglaubt hätten, es könnte ihrer Religion dadurch ein ungemein wichtiger Vortheil zuwachsen? Schwerlich. Ueber ähnliche Fabeln, welche auf die Religion keine Beziehung haben, ist entweder gar nicht, oder doch weniger heftig gestritten worden. Hat man iemals einen Beweiß, oder eine Widerlegung von der Fabel, daß der Marschall von Luxemburg vom Teufel geholt worden, (welche man vor eben nicht so gar langer Zeit noch auf der deutschen Bühne konnte vorstellen sehen) geschrieben, hat man wol ie hierüber eine Streitigkeit geführt?

Ich glaube, es würde auch die Gewißheit von der Geschichte der Päbstin Johanna nicht so lange unentschieden geblieben seyn, wenn nicht viele Gelehrte geglaubt hätten, sie thäten unserer Kirche einen ungemein grossen Dienst daran, wenn sie diese Fabel so scheinbar machten, als sie könnten: eben, als wenn hievon die Entscheidung, welche von beyden Religions-Partheien die Wahrheit auf ihrer Seite habe, abhienge, und als wenn man nicht stärkere Gründe vor sich hätte, als solche, deren Schwäche der guten Sache, wenn es möglich wäre, in der That zum Nachtheil gereichen würde. Da auch noch gegenwärtig viele diese Sache für richtig halten, oder doch wenigstens sie dahin gestellt seyn lassen, so wird es vielleicht nicht ganz unnützlich seyn, wenn ich mich bemühe, die Gründe der Vertheidiger davon zu prüfen, und die Erheblichkeit derselben gegen das zu halten, was man dagegen einwenden kan. Ich werde

suchen,

ſuchen, meine Gedanken ſo kurz zu faſſen, als möglich iſt, und ſchmeichle mir daher um ſo viel mehr, Sie, hochgeehrteſte Herren, werden mir Dero geneigte Aufmerkſamkeit ſchenken, da Sie verſichert ſeyn können, daß ich dieſelbe nicht misbrauchen werde.

Der erſte Grund der Vertheidiger von der Wirklichkeit einer Päbſtin Johanna iſt dieſer: Weil ſehr viele Geſchichtſchreiber hievon Meldung thun. Wer nur im geringſten unterrichtet iſt, wie man bey Beurtheilung von der Richtigkeit einer Erzählung zu verfahren hat, wird wiſſen, daß ein gar groſſer Unterſchied zwiſchen Geſchichtſchreibern zu machen iſt, und daß das Stillſchweigen derer, welche zu der Zeit, da eine Sache vorgegangen ſeyn ſoll, gelebet, ſelbige ziemlich zweifelhaft mache. Nun findet man aber in allen zu Zeiten der vermeinten Johanna lebenden Scribenten nicht die geringſte Spur von dieſer Sache.

Der erſte, ſo nach einiger Meinung hievon Meldung thut, iſt Sigbertus Gemblacenſis, der zu Anfang des 12ten Jahrhunderts gelebt hat. Allein es iſt auch dieſes nicht einmal richtig: denn in den alten und ächten Exemplaren von ſeiner Chronik iſt nichts hievon zu finden, und iſt, wie einige Gelehrte behaubten, entweder der Mönch Gallfried, oder der Vermehrer dieſer Chronik, Robert, derienige, ſo dieſe Fabel hinein geſchoben. Eben ſo verhält es ſich mit der Nachricht, welche ſich bey dem Bibliothekar, Damaſus, und dem Pandulph von Piſa finden ſoll. Denn es iſt die Erzählung von der Päbſtin Johanna nur am Rande des Exemplars, und noch darzu von einer andern Hand, deren Züge auch denen, ſo damals üblich waren, im geringſten nicht ähnlich, und weit neuer ſind, hinzugeflicket worden. Derienige, ſo wirklich am erſten davon Erwähnung thut, iſt Martin Polonus, ein Ciſtercienſer-Mönch, der das Leben der Päbſte, ingleichen auch ein Buch

unter

unter dem Titel, Mirabilia Romae, geschrieben, und in der Mitte des 13. Jahrh. gelebet hat.

Es ist vielleicht unnöthig, wenn ich anführe, daß der berühmte Martin Cromerus Polonus, ein Pohlnischer Geschichtschreiber und Gesandter bey Kaiser Ferdinand dem ersten, von den unsrigen wohl zu unterscheiden ist. Wie glaubwürdig nun dieser Geschichtschreiber sey, erhellet z. B. unter andern daraus, wenn er schreibt: der erste Nachfolger des Romulus, wäre Pompilius, des Numa Vater, gewesen; Virgilius und Numa wären Zunftmeister des Volks; das Amphitheater zu Rom ein Tempel der Sonne gewesen; der Friedenstempel wäre in der Nacht, da Christus gebohren worden, eingefallen; und dergleichen mehr. Dieses ist nun die Stütze, auf welcher alles beruhet. Wer die Geschichtschreiber der mittlern Zeiten kennet, wird wissen, daß großentheils einer den andern oft von Wort zu Wort, ohne Unterschied zwischen Wahrheit und Lügen zu machen, ausgeschrieben. Es ist also kein Wunder, daß diese unreine Quelle ihr Wasser so vielen andern mitgetheilet hat.

Der zweite Grund, dessen man sich zum Beweiß dieser Sache bedienet, ist dieser: **weil es viele gelehrte Katholiken selbst geglaubt, also ist es wahr.** Ich habe diesem Schluß keinen andern entgegen zu setzen, als diesen: weil es viele gelehrte Protestanten nicht geglaubt, also ist es auch nicht wahr.

Drittens gibt man vor: **es wäre noch die Gewohnheit in Rom, das Geschlecht eines neuerwählten Pabsts zu untersuchen, und wäre ein besonderer Stuhl zu diesem Gebrauch ausgesetzt.** Allein es ist fast unnöthig, hierauf zu antworten, da man sich heut zu Tag schämt, mit diesem Märchen mehr aufgezogen zu kommen. Ich will nur dies einzige erinnern, daß sich noch niemand unterstanden, zu sagen, er habe ihn gesehen, oder

er

er habe es von glaubwürdigen und solchen Personen, welche darum wissen könnten, gehört; sondern man begnügt sich nur, ein, man sagt, zum Beweiß davon anzuführen.

Viertens sagt man: die Päbste vermeiden noch bis auf den heutigen Tag bey öffentlichen Proceßionen die Strasse, wo die Johanna in der Geburt gestorben und begraben worden. Es ist wahr, der Pabst nimmt ordentlicher Weise bey solchen Gelegenheiten, wenn er sich nach dem Lateran begiebt, einen Umweg; er wendet sich bey dem Amphiteater links hinum gegen das Colosseum, geht alsdann gerade gegen die Kirche von S. Peter und Marcellin zu, und schwenkt sich wieder um das Amphitheater hinum, auf den Weg, welcher bey der Kirche der H. vier Gekrönten vorbey, auf das Lateran zuführet. Allein, nichts davon zu gedenken, daß viele Päbste dieses wirklich nicht beobachtet haben, so bezeugen alle die, so selbige Strassen gesehen, daß ein so grosses Gefolge, als der Pabst bey dergleichen Gelegenheiten bey sich hat, nicht ohne viele Beschwerlichkeit, und zu befürchtende Unordnung den nähern Weg mitten durch das Amphitheater nehmen könne.

Nachdem ich nun die Gründe der Vertheidiger dieser Fabel kürzlich beleuchtet, so will ich noch einige, welche die gegenseitige Meinung rechtfertigen, mit anhängen.

Erstlich sagen alle Schriftsteller, so von dieser Sache Meldung thun, daß die Päbstin Johanna zwischen Leo dem 4ten und Benedict dem 3ten, und also im 9ten Jahrh. etwas über 2 Jahr regieret hätte; und daß der Stuhl vorher ein Monat lang, oder wie Platina sagt, gar zwey und ein halb Monat ledig gewesen. Nun sagt aber der Bibliothekarius der römischen Kirche, Anastasius, welcher damals lebte: es wäre der Stuhl nur 15. Tage unbesetzt geblieben, und gesetzt unmittelbar nach Leo dem 4ten Benedict den 3ten. Uber dieses kan man auch aus Aufschriften und Urkunden unwidersprechlich darthun, daß von Hadrian dem I. a. 772. an bis auf den

den Tod Johannis des 8ten a. 882. nicht einmal eine monathlonge, zu geſchweigen eine zweyjährige Regierung einer Päbſtin Johanna könne eingeſchaltet werden.

Zweytens iſt nicht allein von der griechiſchen Kirche bey andern heftigen Beſchuldigungen doch dergleichen den Päbſten nicht vorgeworfen worden; ſondern Leo der IX. ſchrieb ſo gar ungefähr 200 Jahr nachher, als die Johanna ſoll gelebt haben, an den Conſtantinopolitaniſchen Patriarchen Michael Cerularius, und den Biſchof Leo Achridonus folgender maſſen: Abſit autem, ut velimus credere, quod publica fama non dubitat aſſerere, Conſtantinopolitanæ eccleſiæ contigiſſe, ut eunuchos contra primum S. concilii Nicæni capitulum paſſim promouendo, feminam et in ſede pontificum ſuorum ſublimaſſet aliquando. Hoc tam abominabile ſcelus et deteſtabile facinus etſi enormitas ipſius uel horror, fraternaque beneuolentia non permittit, nos credere: conſiderata tamen incuria veſtra erga ſanctorum cenſuram canonum, quod eunuchos, et aliqua parte corporis imminutos non ſolum ad clericatum, ſed et ad pontificatum indifferenter ac ſollemniter adhuc promouetis, fieri potuiſſe penſamus. Der erſte von der griechiſchen Kirche, ſo hievon etwas gedenket, iſt Barlaamus, in ſeinem Werk de primatu Papæ, welcher erſt im 14ten Jahrh. gelebet.

Drittens ſagt Martinus Polonus von der vermeinten Päbſtin: Hic, ut aſſeritur, femina fuit, et in puellari ætate a quodam ſuo amaſio, in habitu virili Athenas deducta, ſic in diuerſis ſcientiis profecit, ut nullus ſibi par inueniretur: da doch Athen ſchon damals nicht mehr geſtanden, vielweniger die Wiſſenſchaften mehr daſelbſt getrieben worden. Ferner ſagt er: nachdem ſie 2 Jahr in Rom öffentlich gelehret, ſo wäre ſie zum Pabſt erwählet worden; da doch damals niemand in Rom öffentlich lehrete, wie die Geſchichten dieſer Zeiten genugſam zeigen; und es in der römiſchen Kirche allemal genau beobachtet worden, keine andere, als Cardinal-Prieſter oder Diaconos, keineswegs aber bloß öffentliche Lehrer, wenn ſie auch noch ſo berühmt waren, zur Päbſtlichen Würde zu erheben. Onuphrius Panvinius wirft dem Martin Polonus noch vor, daß er von dieſem untergeſchobenen Johann dem 8ten ſagt: er wäre Anglicus natione Maguntinus geweſen. Allein, es kann dieſes noch gerettet, und geſagt werden: Anglicus heiſſe ſo viel, als von Engelheim nahe bey Maynz. Platina ändert dieſe Worte des Martin Polonus und ſagt: Anglicus ex Maguntiaco oriundus; welches aber eben auch dieſe Erklärung leidet. Vielleicht wäre es auch nicht ganz unwahrſcheinlich, wenn man annehme,

annehme, es solle so viel bedeuten, als von Englischen Eltern im Mayntischen gebohren. Ich will also, da diese Worte noch schicklich können erkläret werden, hieraus keinen Beweiß wider obigen Schriftsteller nehmen. Man findet dem ohngeachtet noch genug bey ihm, welches auf keine Weise zu rechtfertigen ist, wie die beigebrachten Exempel hinlänglich zeigen.

Nur noch dieses einzige will ich anführen: daß es unmöglich ist, daß die Bedienten dieser Päbstin bey dem Aus- und Ankleiden, und andern Gelegenheiten, ihr Geschlecht nicht sollen gemerkt, und daß weder sie selbst, noch so viele andere Personen, welche um den Pabst zu seyn pflegen, die in solchen Umständen so schwer zu verbergende Schwangerschaft nicht sollten wahrgenommen, oder (wenn man auch auf dieses alles gar nicht sehen wollte) daß sie die Procession eben zu der Zeit sollte angestellet haben, da sie sich in so mißlichen Umständen befande. Da indessen fast alle Fabeln, von denen der Ruff so gar allgemein gewesen, wenigstens etwas wahres, obgleich gewaltig verstelltes und verdrehtes, zum Grunde haben: so hat es wahrscheinlicher Weise mit dieser auch die nemliche Bewandniß. Pabst Johannes der 12te, war einer von denen, welche diesem Stuhl zur Schande gereichen. Er wurde von seinem Vater, Alberitius, der in Rom sehr mächtig war, mit Gewalt bey noch ganz jungen Jahren auf den Päbstlichen Stuhl gesetzt. Er führte ein Leben, welches eben so tugendhaft, als seine Gelangung zu dieser Würde rechtmäßig, war. Luitprand von Pavia, ein Schriftsteller, so in selbigen Zeiten lebte, bezeugt, daß er verschiedene Beyschläferinnen gehabt, darunter eine gewisse Stephania, und eine Johanna Maigerta die vornehmsten waren. Ich halte die Meinung derjenigen für sehr wahrscheinlich, welche glauben, man habe in der Folge der Zeit von dem Pabst Johann und seiner Concubine Johanna, welche alles bey ihm vermochte, und welche mehr, als er selbst in Rom regierte, Anlaß genommen, die Fabel von einer Päbstin Johanna zu erdichten und auszuschmücken. Indessen unterstehe ich mich nicht, diese Muthmassung für völlig untrüglich auszugeben: ich bin zufrieden, wenn ich die Unrichtigkeit dieser Erzählung selbst hinlänglich genug dargethan habe, um auf Dero geneigten Beyfall, allerseits hochzuehrende Herren, mir einige Hoffnung machen zu können.

S.

IX. Art.

IX.

Altdorfische gelehrte Neuigkeiten

aus dem Monate April und May.

Von der deutschen Gesellschaft sind folgende ausserordentliche Ehrenmitglieder ihrem Gesuch gemäß ernannt und eingeschrieben worden:

den 21 April; Herr Ludwig Carl Franz Metzel, Pfarrer zu Alsdorf.

den 19 May; Herr M. Joh. Lorenz Albrecht, des Gymnasii zu Mühlhausen vierter College, zu St. Marien Cantor und des Musikchors Director daselbst; Herr Christoph Hussel, des heil. Predigtamtes Candidat zu Rotenburg an der Tauber; Herr Johann Christian Friedrich Wibel, von Langenburg aus dem Hohenlohischen, der H. G. G. B.

Herr D. Wolfgang Albrecht Spieß hat, als Rector Magnificus der Universität, zu der Leiche eines Studierenden aus Ungarn, Hn. Thomas Demian, den 26 May auf einem gedruckten Bogen in Folio eingeladen, auf welchem die Lebensumstände des Verstorbenen erzählet werden. Er war 1733 zu Ponik, einer Ungarischen Bergstadt, gebohren, gieng 1760 nach Jena, wo er Walchen, Köchern, Daries, Sukoven und Polzen fleißig hörte, aber sein Studieren wegen Unbäslichkeit daselbst nicht fortsetzen konnte. Er begab sich, in der Hoffnung, in Altdorf zu genesen, um die österliche Zeit hieher: allein die Macht einer auszehrenden Krankheit war bereits so groß, daß er derselben unterliegen mußte. Er starb den 23 May.

Altdorfische Bibliothek

der gesammten

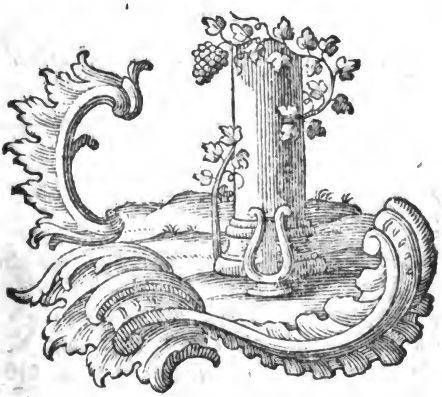
schönen Wissenschaften

herausgegeben

von der

deutschen Gesellschaft

daselbst.



Ersten Bandes sechstes Stück.

Altdorf,
in Commißion bey Lorenz Schüpfel.
1762.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Historisch-Geographische Beschreibung des ehmaligen berühmten Frauenklosters Engelthal, in dem Nürnbergischen Gebiete,

aus Urkunden und sichern Nachrichten mit möglichstem Fleis zusammen getragen

von

Johann Christoph Martini.

Einleitung.

Daß man in den ehmahligen aberglaubischen Zeiten dadurch am ersten den Himmel zu verdienen sich einbildete, wenn man sich entweder mit dem Kreutz bezeichnen lies; oder einen grossen Theil seines Vermögens auf die Errichtung ansehnlicher Kirchen und Klöster verwendete: ist eine so bekannte Sache, daß man zum Beweis derselben nur die Geschichtbücher der mittlern Zeiten, und die Verzeichnisse der noch ietzo vorhandenen unzählichen Klöster anführen darf. Deutschland gab hierinnen keinem Reiche etwas nach: es übertraf vielmehr in diesem Punct die übrigen Länder in Europa alle, daß nehmlich dessen vornehmste

Geistliche zugleich mächtige weltliche Fürsten vorstellten und die Klöster ungemein reiche Einkünfte hatten. Dahin war nun auch haubtsächlich zu rechnen, das in unsrer Nachbarschaft befindlich gewesene Frauenkloster Engelthal, Augustinerordens, wovon ich eine so genaue und vollständige Nachricht ertheilen kan, daß die Liebhaber der deutschen und sonderlich der Nürnbergischen Kirchengeschichte, nach aufmerksamer Durchlesung meiner Abhandlung und sorgfältiger Vergleichung mit andern ähnlichen, bekennen werden, daß man von einem über zwey hundert Jahr secularisirten geistlichen Stift nicht leicht eine so ausführliche und gründliche Beschreibung aufzuweisen habe.

Anmerkung. Ich will hier ein für allemal erinnern, daß ich in meiner Erzehlung öfters diejenigen Worte und Redensarten gebrauchet, die in denen in Händen gehabten Urkunden vorgekommen sind; ohne daß ich mich bemühet hätte, Zierrathen zu suchen, welche der Geschichte ohnedem niemals zukommen.

§. I.

Von der Stiftung des Klosters.

Ulrich von Königstein, der in den Urkunden Ministerialis Imperii genennet wird, und aus einem uralten ritterlichen Geschlecht abstammte, war es eigentlich, der mit Bewilligung seiner Gemahlin Adelheid, einer gebohrnen von Höchstett aus Schwaben, und seiner Tochter Elisabeth, die an Walther von Klingenburg a.) vermählet war, im Jahr 1243 und 1245

Anmerkung. a.) Dieser Walther von Klingenburg war ein Schenk von Reicheneck und wohnte auf der Klingenburg, so ein Schloß gewesen,

1245 seine Güter in dem Dorf Schwina b.) und seine 3. Höfe zu Engelschalksdorf c.) mit allen Zugehörungen dem Kloster auf ewig übergab und darüber

von dem aber nichts mehr zu sehen ist, als eine kleine Tiefe, da, wo man von dem Klingenhof nach Offenhausen gehen will, am Berg, den man den Gißübel zu nennen pfleget. Sonsten gehörten die Schenken unter die Bayrischen Dynasten, und schrieben sich von ihrem Stammhause und von dem Bayrischen Hofamte, das sie erblich besessen, Schenken von Reicheneck. Ihr Siegel war eine Rose, welche noch ietzt das Amt Reicheneck im Schilde hat, und sie führten wie die alten semper freyen und Erbschenken des H. R. Reichs aus dem alten Limpurgischen Stamm in ihrem Wappen silberne Heerkolben, welcher Umstand zu allerhand Muthmassungen Anlaß geben könnte. Es starb dieses uralte berühmte Geschlecht im 15ten Jahrhundert aus, ohngeachtet es sehr zahlreich war. Es gab der Kirche Bischöfe, Dom-Herren und vicle Geistliche, wie auch der Stadt Nürnberg an Herrn Ludwig Schenken einen gar tapfern Söldnermeister.

Anmerkung. b.) An Schwina, oder Schweinach, hatte ein besonders adeliches Geschlecht, das sich davon nennte, Antheil; indem Wolfart von Schweinach 1260, Heinrich von Schweinach 1290, Eberhard Schweinacher 1303, und Herman Schweinacher 1314. am Leben waren und hin und wieder vorkamen. Es war derjenige Theil des Klosters, wo man auf die Weyher und nach Henfenfeld hinaus gehet.

Anmerkung c.) Engelschalksdorf lag an demienigen Ort, wo der Klostergarten und die Gebäude angeleget worden.

rüber in Beyſeyn vieler Zeugen zwey Inſtrumente aufrichtete.

§. II.

Inſtrument über die Güter in dem Dorfe Schwina.

Das erſte, wegen der Stiftung der Güter, in dem Dorf Schwina, lautet von Wort zu Wort alſo:

In nomine ſancte et indiuidue trinitatis. Cum operationis ſancte propoſitum. nulla debeat occaſione prepediri. ſed pocius firmitatis robore uallari. Liquefiat uniuerſis. preſentem paginam inſpecturis. Quod Ego Ulricus dictus de Kunegeſtein. diuino commonitus ſpiramine. predium uniuerſale quod habebam in uilla Swina nominata. tum in campis. tum in nemoribus. in agris. et pratis. intus et foris. nulla prorſus parte exemta. pro remedio anime mee. filiorum ſeu filiarum. deceſſorum et ſucceſſorum. ſicque totius mee nationis. propaginis. ſororibus in Engeltal cuius fundator extiti. de communi conſenſu. Domine et uxoris mee dicte Alheidis. et filie mee Elyzabet. nec non omnium. quibus aliquod ius. in prelibato predio competere uidebatur. quorum requirendus fuit aſſenſus. iure proprietario donaui. libere poſſidendum. ipſarum uſui profuturum. ſuſcipiens idem predium, de ſuis manibus. more feodarii. quatenus ipſo diebus preſenti uite conceſſis. licite frui ualerem. ſub annua xx modiorum penſione. qui ſimerina uſaliter nuncupantur. ipſis annis ſingulis aſſignanda. quorum x. ſiliginis. x auene ſunt donationis prefinita. Poſtquam autem de medio iubente Deo ſublatus fuero. prouentus unanimiter omnes. tanquam ſui predii. per meam emigrationem. penitus diſſoluti. ſine fine percipiant et inconcuſſe. Unde

de. ne aliqua ſuper his que geſſi. lapſu temporis. infirmitas oriatur. aut calumpnia. que per multorum proh dolor inducitur improbitatem. donationem huiusmodi. ſub bona conſtitutus ualetudine. teſtium omni exceptione maiorum. ſubſcriptione preſentique ſcripti munimine roboravi. Teſtes autem. ex utraque parte. mea ſcilicet et predictarum ſororum. qui rogati curauerunt intereſſe. ſunt hii. uenerabilis abbas de Kaſtel. idem abbas Sancti Egydii apud Norinberc. Gebhardus Iuuenis Comes de Sulzbac. Rupertus de Nietstein. Albertus ſui fratris filius de Ruprechtſtein. Liupoldus de Lauffe. Boppo de Henfenuelt. Gebhardus frater eius. Walterus gener eius. dictus Clingenburck. Viſcaleus de Hannebach. Henricus de Egenſpach. Conradus frater eius nominatus Vogelhunt. Schello Henricus de Vorachheim. Burchhardus decanus de Happurg. Marquardus Buttigularius apud Norinberc. Henricus filius eius dictus Faber. Idem Iordanus filius eius. Bruno de Norinberc. Marquardus de Brunſbach. Otto foreſtarius. Bertoltus Scultetus. Berchtoldus Vurthelin. et ceteri quam plures. Item tenore preſentium proteſtamur et declaramus. quod aduocatiam et ius ipſius aduocatie. predicti predii. donauimus et contradidimus collegio ibidem. Deo famulanti. Acta ſunt hec in antedicto loco Engeltal. Incarnationis dominice Anno M. CC. XL. III. Regnante Friderico Romanorum Imperatore. Item filio ſuo Conrado Romanorum in regem electo.

(L. S.)

§. III.

Schenkungsbrief wegen der 3. Höfe zu Engelſchalksdorf.

Zwey Jahre darauf verſchenkte der Stifter auch ſeine 3. in Engelſchalksdorf befindliche Höfe an das Kloſter, und gab demſelben hierüber Brief und Siegel, worinnen folgendes enthalten iſt:

In nomine patris et filii et ſpiritus ſancti. Ulricus Miniſterialis Imperii. uniuerſis Chriſti fidelibus preſentem literam inſpecturis. ſalutem in uero ſalutari. Que geruntur in tempore. ne labantur. cum proceſſu temporis. et ne poſſit in poſterum obponi calumpnia. Literarum ſolent apicibus et teſtimonio perennari. Cum autem efficaciter. ut ad eam quilibet hominum ſatagere debeat. ubi tocius doloris eſt abſentia. ſemper etiam interminabilis gaudii preſentia uitam tranſire promereatur. tam preſentibus quam futuris notum eſſe cupio. quod ego. ſororibus cognomine Rottharine. Norimberc. quondam DEO militantibus. tres curias. uidelicet in uilla dicta Eingelſcalkesdorf. michi nomine proprietatis. attinentes. non oblitus mee ſubſtantie Chriſtum IEſum facere coherentem. tribui. deliberatione prouida. poſſidendus. ut ibidem eraculo conſtructo. Domino IEſu ſueque genetrici Marie dulciſſime. ſimplici corde. cum ſuis orationibus famulentur. meique memoriam. a predictis ſororibus. meorum et filiorum. nec non et parentum meorum ac omnium fidelium defunctorum. conſtitui deuocius celebrandam. predictam uero uillam. quam ſepe fate ſorores decreuerunt Engeltal nuncupari. cum omnibus pertinenciis. agris. ſiluis. pratis. paſcuis. nec non cum omni Jure. quod dici. aut nominari poteſt. memoratis ſororibus tradidi. pro poſſeſſione propria

propria perpetualiter pacifice retinendam. Hanc igitur donationem. a me liberaliter factam. ne per meos in posterum heredes. ualeat infirmari. presentem cedulam mei sigilli munimine dignam. duxi roborandam, ad maiorem etiam cautelam adhibendam. testes. qui prefate donacioni tunc interfuerunt et auscultauerunt. feci fideliter annotare. ministeriales imperii. scilicet Lupoltus de Grindelack. Ornantus de Eschenoua. Rupertus de Nirsteine. Albertus de Rugersdorf. Marquardus Burigularius de Nurenberc. Ciues de Nurenberc. Bertoltus Scultetus de Nurenberc. Cunradus dictus Biginohe. Hermannus anguilla. Cunradus miles Scuteloc. Burgardus de Rutmarsperge et alii. quam plures. Actum anno Domini Millesimo ducentesimo quadragesimo quinto. Kalendas Iulii. Festo pantaleonis Martyris. XIII. Indictionis.

§. IV.

Der Stifter nimt die Güter, auf seine Lebenszeit, von dem Kloster wieder zu Lehen.

Weil Ulrich von Königstein, durch die Verschenkung so ansehnlicher Güter seine Einkünfte merklich verringert hätte: so nahm er zwar solche wieder auf seine Lebenszeit von dem Kloster zu Lehen, und bedung sich die Nutznieſſung aus, versprach aber dafür, dem Convent jährlich 10. Simmer Korn, und eben so viel Simmer Haber zu reichen und sorgte sonsten desto mehr dafür, daß diese Stiftung immer vollkommener werden möchte. Zu dem Ende lies er selbige nicht nur von Friedrich dem 2ten, Bischof von Eichstädt, als in dessen Kirchensprengel das neu errichtete Kloster lag, im Jahr 1244. bestättigen, sondern ersuchte auch 1248. den Pabst Innozenz den

4ten, daß er das Kloster mit der dabey befindlichen S. Willibaldskirche a.) in seinen Schutz nehmen möchte. Der Bischof so wol, als der heilige Vater waren Ihm in seinem Gesuch nicht hinderlich. Der erste befahl den Frauen, nach dem Orden und der Regel des heiligen Augustins zu leben, und solche nach Maas des Klosters des heiligen Sixtus zu Rom zu halten, gab Ihnen auch zugleich unter seinem Insiegel die Begräbnis. Der andere hingegen übergab es 1248. dem Prediger-Orden in die Aufsicht, ernannte Johann den Täufer b.) zu dessen Schutzpatron, und schrieb Ihnen zur genauen Beobachtung solche Regeln vor, woraus man abnehmen kan, daß Innozenz mit dieser Stiftung gar wohl zufrieden gewesen, und seine besondre Sorgfalt darauf verwendet hat.

Anmerkung. a.) In dieser Kirche waren verschiedene Altäre, als: der Thomas, der Angst, der Oswalts, aller Seelen und Joh. Altar. Im Creutzgang sahe man den Frauenaltar und dabey die alte und neue Kapelle. Bey der Kirche stunden nicht nur immer einige Priester, sondern auch ein Probst, welches daher zu schließen, weil Heinrich Schweppermann in einer Urkunde vom Jahr 1437. als Probst in Engelthal unterschrieben ist.

Anmerkung. b.) Da ich in einer brieflichen Urkunde von Jahr 1452. finde, daß es Johann des Täufers Kloster zu Engelthal genennet wurde, so ist solches sehr wahrscheinlich daraus zu schließen.

§. V.

Innhalt der Ordensregeln.

Diese Vorschrift bestund aus 16, Puncten und war folgendes Inhalts:

1.) Soll-

1.) Sollten die Nonnen zu ewigen Zeiten nach der Regel des heiligen Auguſtins leben.

2.) Was das Gotteshaus an Gütern dieſer Zeit hat, oder künftig mit Zulaſſung der Päbſte, von Königen, Fürſten oder andern Glaubigen bekommen wird, die ſollen demſelben ungeſchmälert ewiglich bleiben, benanntlich den Ort, an welchem dieſes Gotteshaus erbauet, mit ſeinen Zugehörungen, die Gränz im Dorf Breitenbrunn, die Güter im Dorf Truppach mit allen Freyheiten.

3.) Es ſoll ſich niemand unterſtehen von Ihren Neugeräthen und von Ihren Viehzehenden zu fordern.

4.) Sie ſollen Macht haben, diejenigen, ſo aus der Welt zu Ihnen ſich begeben und ſich bekehren wollen, aufzunehmen und wider männigliches Einrede bey ſich zu haben.

5.) Es ſoll keine Schweſter, die Profeß gethan, Macht haben, ſich ohne der Priorin Einwilligung, an ein anders Ort zu begeben, es wäre denn, daß ſie einen ſtrengern Orden annehmen wollte.

6.) Im Fall aber der Gottesdienſt in dieſem Lande vom Pabſt eingeſtellet würde, ſollen ſie Macht haben, mit verſperrter Thür und ohne Geläut der Glocken den GOttesdienſt zu üben; ſo fern ſie anders zu dieſem Verboth nicht Urſach geben.

7.) Die Oelung und Weihe ſollen ſie von ihrem Biſchof, ſo fern er nicht im Bann iſt, empfangen.

8.) Es ſoll innerhalb Ihrer Pfarr keine Kirch oder Kapelle ohne Bewilligung Ihres Biſchofs aufgerichtet werden; doch der Päbſte Freyheit hierinnen vorbehalten.

9.) Es ſollen weder geiſtliche noch weltliche Perſonen Ihnen keine Bürde oder Exaction auflegen.

10.) Die Begräbnis ſoll iedermann an dieſem Ort frey und zugelaſſen ſeyn, ſofern ſie nicht in dem Bann, oder öffentliche Wucherer geweſen, doch

andern Kirchen, aus denen die Todten daher gebracht werden, ihre Gerechtigkeit vorbehalten.

11.) Die Priorin soll mit gemeinem Consens der Schwestern, oder des mehrern Theils derselben, nach des heiligen Augustins Regel erwählet werden.

12.) Es soll auch in ihrer Macht stehen, die Kloster-Güter, so etwan Layen inhändig haben, von denenselben zu lösen.

13.) Niemand soll sich einiger Raubthat, Mord oder anders Gewalts in ihrem Kloster oder desselben District unterstehen.

14) Niemand soll sich unterfangen, dies Gotteshaus oder seine Güter zu turbiren, oder an sich zu ziehen, oder auch dessen Unterthanen und arme Leut zu beschweren.

15.) Wer dawider handelt und über die andere und dritte Vermahnung nicht davon abstünde, soll alles seines Gewalts und Ehren, und dazu des Leibes und Bluts Christi beraubet seyn.

16.) Alle aber, so dies Kloster bey dem Seinigen erhalten helfen, sollen in dem Frieden Gottes bleiben und am jüngsten Gericht Gnade erlangen.

§. VI.

Diese Privilegien ertheilt der Pabst zu Lion.

Weil eben damals Innozenz der 4te auf der Kirchenversammlung zu Lion in Frankreich war: so unterschrieben daselbst den über die Errichtung des Klosters ausgestellten Päbstlichen Brief nicht nur der Bischof zu Albanien, 3. Cardinales Presbyteri und 2. Cardinales Diaconi, sondern auch im Namen des Pabstes Magister Murinus, der heil. Röm. Kirche Vicekanzler. Denn so lautet der Schluß; datum Lugduni

duni per manum Magiſtri Marini ſacre Romane eccleſie uice cancellarii vj. Id. Octobris Indictione vii. Incarnationis Dominice M. CC. XLVIII. Pontificatus uero Domini Innocentii P. P. iiij. anno ſexto. a.)

a.) Denen zu gefallen, die in der Geſchichte mittlerer Zeiten alles aus Urkunden wollen bewieſen haben, ſetzen wir den Päbſtlichen Freyheitsbrief im Original her, ſo wie wir ſolchen ſorgfältig abgeſchrieben aus der Hand eines gütigen Gönners erhielten:

Innocentius Epiſcopus ſeruus ſeruorum Dei dilectis in Chriſto filiabus Prioriſſe de Engeldal eiusque ſororibus, tam preſentibus quam futuris regularem uitam profeſſis In P. R. M. Religioſam uitam eligentibus apoſtolicum conuenit adeſſe Praeſidium ne forte cuiuslibet temeritatis incurſus aut eas a propoſito reuocet aut robur quod abſit ſacre religionis eneruet. Ea propter dilecte in Chriſto filie ueſtris iuſtis poſtulationibus clementer annuimus et Eccleſiam ſancti Wilibaldi de Engeldal Eiſtetenſis dioceſeos in qua diuino mancipate eſtis obſequio ſub beati Petri et noſtra protectione ſuſcipimus et praeſentis ſcripti priuilegio communiuimus. In primis ſiquidem ſtatuentes ut ordo canonicus qui ſecundum DEVM et beati auguſtini regulam in eadem eccleſia inſtitutus eſſe dinoſcitur perpetuis ibidem temporibus inuiolabiliter obſeruetur. Preterea quascunque poſſeſſiones quecunque bona eadem eccleſia impreſentiarum iuſte et canonice poſſidet aut in futurum conceſſione Pontificum largitione Regum uel Principum oblatione fidelium ſeu aliis iuſtis modis preſtante Domino poterit adipiſci

adipiſci firmá uobis et eis que ſucceſſerint uobis illibata permaneant. In quibus hec propriis duximus exprimenda uocabulis. Locum ipſum in quo prefata Eccleſia ſita eſt cum omnibus pertinentiis ſuis uillam de Schwinach cum omnibus pertinentiis ſuis terras poſſeſſiones et molendinas que habetis ibidem uillam que dicitur Engilſchalchildorf cum omnibus pertinentiis ſuis Granciam quam habetis in uilla que dicitur Pratunbrune terras domos et poſſeſſiones quas habetis in uilla que dicitur Cruppache cum pratis uineis nemoribus terris uſuagiis et paſcuis in boſco et plano in aquis et molendinis in uiis et ſemitis et omnibus aliis libertatibus et immunitatibus ſuis ſane nouallium ueſtrorum que propriis ſumptibus colitis de quibus aliquis hactenus non percepit ſiue de ueſtrorum animalium nutrimentis nullus a uobis decimas exigere uel extorquere preſumat. Liceat quoque uobis perſonas liberas et abſolutas e ſeculo fugientes ad conuerſionem recipere et eas absque contradictione aliqua retinere. Prohibemus inſuper ut nulli ſororum ueſtrarum poſt factam in eccleſia ueſtra profeſſionem fas ſit ſine Prioriſſe ſue licentia de eodem loco niſi artioris religionis obtentu diſcedere diſcedentem uero absque communium literarum ueſtrarum cautione nullus audeat retinere. Cum autem generale interdictum terre fuerit liceat uobis clauſis ianuis excluſis excommunicatis et interdictis non pulſatis campanis ſuppreſſa uoce diuina officia celebrare dummodo cauſam non dederitis interdicto. Crisma uero oleum ſanctum conſecrationes altarium ſeu baſilicarum benedictiones canonicarum a dioceſano ſuſcipietis Epiſcopo ſi quidem catholicus fuerit et gratiam et communionem

ſacro

ſacro ſancte Romane ſedis habuerit et ita uobis
ubluerit ſine prauitate aliqua exhibere. Pro-
hibemus inſuper ut infra fines parochie ueſtre
nullus ſine aſſenſu dioceſani Epiſcopi et ueſtro
capellam ſeu oratorium de nouo conſtruere
audeat ſaluis priuilegiis Pontificum Romano-
rum. Adhec nouas et indebitas exactiones ab
Archiepiſcopis Epiſcopis Archidiaconis ſeu
Decanis aliisque omnibus Eccleſiaſticis ſecu-
laribuſue perſonis a uobis omnino fieri pro-
hibemus. Sepulturam quoque ipſius loci li-
beram eſſe decernimus ut eorum deuotioni et
extreme uoluntati qui ſe illic ſepeliri delibera-
uerint niſi forte excommunicati uel interdicti
ſint aut etiam publice uſurarii nullus obſiſtat.
Salua tamen iuſtitia illarum Eccleſiarum a qui-
bus mortuorum corpora aſſumuntur. Decimas
preterea et poſſeſſores ad ius eccleſiarum
ueſtrarum ſpectantes que a laicis detinentur
redimendi et legitime liberandi de manibus
eorum ad Eccleſias ad quas pertinent reuocandi
libera ſit uobis de noſtra autoritate facultas.
Obeunte uero te nunc eiusdem loci Prioriſſa
uel earum aliqua que tibi ſucceſſerit nulla ibi
qualibet ſubreptionis aſtutia ſeu uiolentia pre-
ponatur niſi quam ſorores cummuni conſenſu
uel earum maior pars conſilii ſanioris ſecun-
dum DEVM et beati Auguſtini regulam pro-
uiderint eligendam. Paci quoque et tranquil-
litati ueſtre paterna imposterum ſollicitudine
prouidere uolentes auctoritate apoſtolica pro-
hibemus ut infra clauſuras locorum ſeu gran-
giarum ueſtrarum nullus rapinam ſeu furtum
facere ignem opponere ſanguinem effundere
hominem temere capere uel interficere ſeu
uiolentiam audeat exercere. Preterea omnes
libertates et immunitates a predeceſſoribus
noſtris

noſtris Romanis Pontificibus eccleſie ueſtre conceſſas nec non libertates et exemptiones ſecularium exactionum a Regibus et Principibus uel aliis fidelibus rationabiliter uobis indultas auctoritate apoſtolica confirmamus et preſentis ſcripti priuilegio communimus. Decernimus ergo ut nulli omnino hominum liceat prefatam eccleſiam temere perturbare aut eius poſſeſſiones auferre uel ablatas retinere minuere ſeu quibuslibet uexationibus fatigare ſed omnia integra conſeruentur earum pro quarum gubernatione ac ſuſtentatione conceſſa ſunt uſibus omnimodis profutura. Salua ſedis Apoſtolice auctoritate et Dioceſani Epiſcopi canonica iuſtitia. Si qua igitur in futurum eccleſiaſtica ſecularisue perſona hanc noſtre conſtitutionis paginam ſciens contra eam temere uenire temptauerit ſecundo tertioue commonita niſi reatum ſuum congrua ſatisfactione correxerit poteſtatis honorisque ſui careat dignitate reamque ſe diuino iudicio exiſtere de perpetrata iniquitate cognoſcat et a ſacratiſſimo corpore ac ſanguine DEI et Domini redemtoris IEſu Chriſti aliena fiat atque in extremo examine diſtricte ſubiaceat ultioni. Cunctis autem eidem loco ſua iura ſeruantibus ſit pax Domini noſtri IEſu Chriſti quatinus et hic fructum bone actionis percipiant et apud diſtrictum iudicem premia eterne pacis inueniant. Amen. Amen. Amen.

(L.S.) Ego Innocentius catholice Eccleſiae Epiſcopus.

Ego

Ego Petrus Albanen. Epiſc.
Ego Petrus titularis ſancti Marc. pbr. Card.
Ego Iohannes t. t. ſci. Laurentii in Luc. pbr. Card.
Ego frater Hugo t. t. Sancte Sab. pbr. Card.
Ego Iohannes ſci. Nicolai in Carcere Tullian. Diaconus Card.
Ego Witts ſci. Euſtachii Diaconus Card.

Datum Lugduni per manum Magiſtri Murini ſancte Romane eccleſie uice cancellarii. vj. Idus Octobr. Indictione VII. Incarnationis dominice Anno M. CC. XLVIII. Pontificatus uero Domini Innocentii P. P. IIIJ. Anno ſexto.

§. VII.

Wihrink macht auf einige Kloſtergüter Anſpruch.

Beynahe wären die Kloſterfrauen bald nach der Stiftung um einen Theil ihres Vermächtniſſes gekommen, indem 1263. Wihrink, ein Mähriſcher Ritter, von ſeiner Mutter her ein Recht auf die dem Kloſter geſchenkte Güter zu haben vermeinte, deswegen dieſelbe in Anſpruch nahm, und ſo gar eine päbſtliche Commißion auf Herrn Ulrich, des Stifts zu Eichſtädt Scholaſticus, auswirkte: allein dieſes Ungewitter verzog ſich ſogleich, als Hildebrand, Biſchof von Eichſtädt, dieſen Ritter ermahnte, ſich ſeiner Rechte zu begeben und die Nonnen in ruhigem Beſitz zu laſſen; bey welcher Begebenheit Hugelinus, Chorherr zu Eichſtädt, Ulrich, des Biſchofs Notarius, Malchunus, Schulmeiſter zu Eichſtädt, und Conrad von Rupershofen, Zeugen waren.

§. VIII.

Das Kloster erhält durch den Burggrafen Conrad einen ansehnlichen Zuwachs an Gütern.

Im Jahr 1265. haben Conrad a.) der iüngere, Burggraf zu Nürnberg und Heinrich Schweppermann, dem Kloster ihren Antheil an Endenberg verkauft und überdieß noch die Neugereuth zu Stockh und Gerungsberg (Gersperg), das Lehen zu Buberlingen (Peuerling), das Neugereuth zu Wehrsberg, den

Anmerkung. a.) Ich glaube man wird mir zugeben, daß unter Conrad dem iüngern niemand anders als Conrad der 2te zu verstehen sey, so wie unter Friedrich, der Junior oder der iüngere genennet wird, niemand anders als Friedrich der 2te gemeynet ist. Nun wird aber ausdrücklich in dieser Urkunde Conrad der iüngere genennet: daraus mithin sicher zu schließen ist, es müße Conrad der 2te 1265 noch am Leben gewesen seyn; welches ich auch ganz natürlich von Friedrich behaubten kan, weil sie Brüder genennet werden. Zum Ueberfluß wird auch noch angemerket, daß Conrad das burggräfliche, Friedrich hingegen das Zolleriſche Wappen bey dieser Handlung gebraucht hätten. Man könnte mir aber einwenden: Conrad der 3te war ein überaus andächtiger Herr, der den geistlichen Stiftern viele Güter zugewendet; daher weit glaublicher sey, daß Conrad der 3te es gewesen, der so viele ansehnliche Güter an die Engelthaliſchen Nonnen verkaufet hat. Dieser Einwurf fällt auf einmal weg, wenn man nur auf das aufmerksam ist, was der Herr von Falkenstein in seinen Antiq. Nordgau. Tom.

Digitized by Google

den Schutz über ein Lehen zu Gerhardsdorf, (Gersdorf), den Schutz zu Oberhaidelbach und den Schutz über eine Hub zu Dippersdorf. Damit dieser Verkauf auf der einen Seite um so viel weniger könnte über den Haufen geworfen werden; so wurde nicht nur Conrads Bruder, Burggraf Friedrich, Bürge, sondern es begab sich auch der Burggrafen Schwester Adelheid aller Rechte, so sie oder ihr Gemahl Rapoto, weiland Pfalzgraf, darauf gehabt haben.

III. p. 106. von diesem Conrad den 3ten saget: nehmlich er habe alsdann erst milde Stiftungen gemachet, wie seine Söhne sich in den deutschen Orden begeben hatten, welches aber erst 1294. geschehen. Es mag nun übrigens meine Vermuthung gegründet seyn, oder nicht, so bleibet doch so viel richtig, daß aus diesem Kaufbrief unwidersprechlich kan erwiesen werden, daß Conrad und Friedrich zween leibliche Brüder gewesen, welches doch von verschiedenen Genealogisten und Geschichtschreibern geläugnet, oder wenigstens in Zweifel gezogen wird.

§. IX.

Untersuchung der Frage: warum Conrad diese Güter verkaufet hat?

Was den Burggraf Conrad mag bewogen haben, so schöne Güter zu verkaufen, lässet sich zwar so leicht nicht bestimmen: doch möchten die damaligen unruhigen Zeiten, in welchen so viele kleine Reichsfürsten, auch Reichsstädte, ihre Länder und Freyheit verlohren, und worinnen der mächtige den mindermächtigen zu unterdrücken suchte, das meiste dazu beygetragen haben. Das unvernünftige Faustrecht lies ia oft den angesehensten Ständen des Reichs nicht

viel von ihren Gütern übrig, so daß selbige sich oftmals genöthiget sahen, ihre Länder entweder zu verkaufen, oder dem Schutz der Geistlichkeit zu unterwerfen und solche nachher von derselben wieder zu Lehen zu nehmen.

§. X.

Neue Stiftungen.

Im Jahr 1267. haben Walther Schenk von Klingenburg, des Stifters Tochtermann, und Elisabeth seine Gemahlin, die Frohndienste, damit sie das Kloster unbillig beschweret, aufgehoben und versprochen, keine Vogtmäßigkeit oder Schutz auf denselben oder dessen Gütern zu ewigen Zeiten zu suchen, und findet man bey diesem Umstand angemerket, daß diese zwey Eheleute ihr Wappen in einen Schild zusammengesetzet haben. Im folgenden Jahr übergaben Ruprecht von Hertenstein, Ritter, und Conrad sein Bruder, dem Kloster das Pfarrlehen zu Eschenbach, welches aber in eben dem Jahr mit dem Pfarrlehen zu Offenhausen vertauschet worden, wovon man den Wechselbrief in Falkensteins diplomatischem Codex finden kan. 1270. hat Pabst Gregorius seines Vorfahren Innozenz Bulle bestättiget: wobey abermal 8. Cardinäle und 5. Bischöfe unterschrieben sind. 1280. haben Gottfried von Schrozdorf und Eckenbrechts von Henfenfeld Wittwe, 1284. Otnant und Hiltepolt von dem Rotenberg, 1290 Conrad von Pirkensee und 1292. Heinrich von Neidstain, vermuthlich weil er eine Schwester unter den Nonnen gehabt, etliche Güter zum Kloster gestiftet, welchem erbaulichen Beyspiel in Jahr 1300 auch Gottfried von Wolfstein gefolget ist.

§. XI.

Digitized by Google

§. XI.

Verschiedene Kaiser nehmen sich des Klosters ganz besonders an.

Es waren aber nicht nur angesehene von Adel bemühet, dieses Kloster in aufrechtem Stand zu erhalten und immer mehrers zu bereichern: sondern es waren auch selbst die deutschen Kaiser darauf bedacht, dasselbe in ihren besondern allergnädigsten Schutz zu nehmen und es von Zeit zu Zeit mit grössern Freyheiten zu begnadigen. Kaiser Rudolph von Habsburg, der so vieles in Deutschland zu verbessern fand, sorgte doch bald nach dem Antritt seiner Regierung für die Sicherheit unsers Klosters. So hat auch dessen Sohn, Albrecht von Oesterreich, solches auf dem 1299. zu Worms gehaltenen Reichstag nicht nur in seinen Schutz genommen, sondern es auch 1304. zu Nürnberg von dem Zoll allda auf ewig befreyet; auch endlich 1307. verordnet, daß die Klosterunterthanen für kein Landgericht gezogen werden sollten. Eben so gütig war auch des Kaisers Gemahlin Elisabeth gegen Engelthal gesinnet, indem sie 1307. den 3ten Nov. an die Stadt Nürnberg den Befehl ergehen ließ: das Stift wider alle Gewalt auf das nachdrücklichste zu schützen. Des unvergleichlichen Kaisers aus dem Lützelburgischen Hause angeborne Gnade erstreckte sich gleichfalls auf eine ganz besondre Art auch auf die Engelthalischen Nonnen, so gar daß er ihnen versprach, im Fall, in seinen und des Reichs oder seines erstgebohrnen Sohns, Johann, Königs in Böhmen, Nahmen ein Kriegsheer bey ihren Gütern in der Nähe vorgeführet würde, sie von allen Frohndiensten mit Wagen und Pferden, auch von aller Contribution, befreyet seyn sollten. Es verdient dieser Freyheitsbrief um so viel mehr Aufmerksamkeit, weil er mitten unter dem

Geräusch der Waffen, nehmlich in dem Feldlager vor Brixen a.) den 10. September 1311. ausgefertiget worden.

Anmerkung. a.) Da Heinrich schon 1310. einen Zug nach Italien unternommen, um die Guelphischen und Gibellinischen Partheyen auch so gar dem Nahmen noch auszurotten, so darf man sich wol unter Brixen keinen andern Ort, als die in der Venetianischen Lombardie liegende Stadt Brescia vorstellen.

§. XII.

Vornehmlich Kaiser Ludwig.

So befahl auch Kaiser Ludwig aus Bayern, nach dem Beyspiel seiner glorwürdigen Vorfahren, 1331. Sonntags vor Simonis und Judä dem Schultheisen und Rath zu Nürnberg das Kloster zu schützen und zu schirmen, ertheilte des Klosters armen Leuten zu Gersdorf das Waldrecht im Nürnberger Wald und befreyte auch 1339. dasselbe von allen Landgerichten. Es geschahe auch unter seiner Regierung, oder kurz zuvor, daß 1313 Hermann der alte Rindsmaul und 1324. Heinrich Vorchamer viele Güter nach Engelthal stifteten, daß 1328. Heinrich Abt und das ganze Convent des Klosters Michelfeld in dem Bistum Bamberg Benedictiner-Ordens, alle Nonnen in ihre Brüderschaft an und aufnahmen, und daß endlich einer, aus dem schon damals angesehenen Pfinzingischen Geschlecht, Nahmens Berthold Pfinzing, ihnen ein Halbgut zum Praßberg übergab, mit der Bedingung, ihm davon ein ewig Licht im Creuzgang zu unterhalten.

§. XIII.

Digitized by Google

§. XIII.

Und Kaiser Carl der vierte.

Wenn von manchen Geschichtschreibern Kaiser Carl der 4te ein Stiefvater des deutschen Reichs genennet wird: so darf man deswegen nicht glauben, als sey er auch eben so gegen die Geistlichen und Klöster gesinnet gewesen. Wie er überhaubt ihr Ansehen und ihre Reichthümer zu vermehren suchte: so bestättigte er zu dem Ende 1349 auch den Schutzbrief Kaiser Albrechts, und im folgenden Jahr befreyete er das Kloster von allem Aufritt und Gastungen, befahl dem Rath zu Nürnberg abermal auf das genaueste, es in Schutz zu nehmen, und gebot endlich den Schenken zu Reicheneck, es mit Jägern oder Hunden ferner nicht zu beschweren, bey Straf 30. Mark Goldes. Ja der Kaiser begab sich 1350. Freytags nach des Herrn Leichnamstag mit einem grossen Gefolg von Herzogen und Grafen in das Kloster, aus keiner andern Ursache, als die Christina Ebnerin, eine gar berühmte Nonne daselbst, welche die Gabe der Weissagung und gesund zu machen soll gehabt haben, zu sprechen und von ihr den Seegen und einen Trunk zu erbitten. a.)

a.) S. hievon mit mehrern b. Heumanni Opuscula, p. 331. - 404.

§. XIV.

Mehrere Stiftungen von Privat-Personen.

Im Jahr 1380 stiftete Heinrich von Haimburg viel zum Kloster: dann gaben 1382 Ludwig Schenk zu Reicheneck, Söldnermeister zu Nürnberg, einen Zehenden zum Gsee, wegen seiner 2 Töchter, Katharina und Anna, so Frauen im Convent gewesen, und endlich 1398. Eberhard Erlbeck etliche Güter zum Kloster.

§. XV.

Der Pfalzgrafen beym Rhein nachbarliches Bezeigen gegen die Nonnen.

Weil den Nonnen wegen der nahen Nachbarschaft sehr viel daran gelegen war, mit den mächtigen Herzogen in Bayern und den Pfalzgrafen beym Rhein in gutem Vernehmen zu stehen; so waren sie bemühet, solches auf alle Art und Weise, auf einen guten Fuß zu setzen, und zu unterhalten. Es glückte ihnen auch dermassen, daß die Bayerischen Herzoge diesem Kloster iederzeit mit besonderer Gnade zugethan gewesen. So hat zum Beyspiel 1389. Pfalzgraf Friedrich beym Rhein, Herzog zu Bayern, das Kloster auf ein Jahr lang von Gastungen und dergleichen Beschwerungen der Seinigen befreyet. 1393. bestättigte Stephan dem Kloster alle Freyheiten, die es vom Kaiser Ludwig und Carl, auch andern Kaisern, erlangt hatte, und 1394. sprach sie erstgedachter Pfalzgraf von allen Gastungen auf 2. Jahr los. 1427. verordnete Pfalzgraf Johann zum Besten des Klosters, daß seine Leute und Unterthanen den Nonnen vor andern um billigen Lohn zu arbeiten sollten schuldig seyn. 1445. bestättigte der Pfalzgraf Christoph dem Kloster nicht nur alle Freyheiten, sondern befahl auch noch überdies, daß wenn iemand aus des Gotteshaus Leuten eine Uebelthat begienge, damit er den Hals verwürket, sollten die Bayerischen Amtleute nicht weiter gegen ihn richten, dann so ihn die Gürtel umfängt, des Klosters Güter aber nicht greifen: da jedoch im Gegentheil einer ihrer (der Bayerischen) Leut einen Frevel begienge, den soll das Kloster und ihr Richter zu strafen Macht haben a.) 1462.

Anmerkung. a.) Versteht sich in dem Umfang des Klosters, oder auf den Gütern desselben.

1462. Donnerstags nach unsrer Frauen Lichtmeßtag versicherte Maragraf Albrecht im alten Bayerischen Krieg das Kloster und dessen Unterthanen für Raub und Brand, und gab ihnen Macht, schwarz und weis, gleich als seine Diener, zu tragen, wofür man ihm iedoch eine Summe Geldes erlegen muste. 1468 nahm Pfalzgraf Otto die Nonnen abermal in seinen Schutz und bestättigte ihnen alle von seinen Vorfahren ertheilte wichtige und herrliche Freyheiten.

§. XVI.

Die Nonnen wollen im Weltlichen dem Rath zu Nürnberg nicht mehr unterworfen seyn.

Wer siehet nicht hieraus, daß wenige Klöster in Deutschland, auch sogar die unmittelbaren Stifter nicht ausgenommen, seyn werden, die sich so herrlicher Vorzüge, so grosser Privilegien, und wie wir bald mit mehrern zeigen wollen, so ansehnlicher Reichthümer rühmen können, als unser Engelthal. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Nonnen allda durch ihre glückliche Umstände ein wenig übermüthig geworden, ja sich endlich gar so weit verfallen haben, sich dem Schutz ihrer rechtmäßigen Obrigkeit hinterlistiger Weise zu entziehen. Denn nach dem iüngsten Bayerischen Krieg haben die Frauen hinterrucks dem Rath einen Schutzbrief bey Kaiser Maximilian dem ersten verlangt und auch ausgewirket. Dessen hat der Rath sich beschweret und Seine Maiestät erinnert, was Gestalt der Schutz über dieses Kloster an die Stadt Nürnberg gekommen. Es hat auch so gleich der Kaiser auf die nachdrücklichen und bestgegründeten Vorstellungen des Raths sich im Jahr 1513. bewegen lassen, diesen Schutzbrief zu widerruffen, also, daß derselbe und die Bestättigung des Klosters Freyheiten dem Rath zu Nürnberg, an seinen erlangten

Rechten und Briefen unnachtheilig, sondern dies Kloster zu ewigen Zeiten erblich und unwiderruflich in des Raths Schutz seyn und bleiben soll, bey Straf 60. Mark Goldes. Es hat ferner dieser glorwürdige Kaiser solchen Schutz dem Rath Contractsweise aufgetragen und darauf der Priorin und dem Convent befohlen, angeregten Schutz und Schirm auch Confirmation keineswegs zu gebrauchen, sondern sich an des Raths Schutz und Schirm begnügen zu lassen, bey der in der Revocation gemeldeten nahmhaften Strafe.

§. XVII.

Das Kloster wird wegen des lüderlichen Lebens der Nonnen reformirt.

Schon lange vorher, ehe Luther die Mängel in der katholischen Kirche entdeckte, war es eine allgemeine Klage, daß die Mönche und Nonnen in allen Arten der Ueppigkeit dahin lebten, daß sie aus einem schändlichen Müßiggang angetrieben, die allerabscheulichsten Laster nicht mehr heimlich, sondern öffentlich und ungescheuet ausübten. In dem Kloster zu Engelthal gieng es nicht besser zu; ja es scheinet, als wenn man daselbst es andern in vielen Stücken zuvorgethan hätte. a.) Der Ruf von dem gottlosen und

Anmerkung. a.) Ihre geistlichen Visitatoren haben sie zu vielen Ausschweifungen oft selbsten verleitet: denn als D. Heymann, ein Prediger-Mönch und Provinzial zu Strasburg, im Jahr 1508. an Marien-Magdalenen-Tag zur Visitation ins Kloster kam, ließ er sich die Spielleute zum Tanz aufmachen und trieb als ein wilder Mönch seltsame Possen mit denen Klosterfrauen. Nachdem er solche Ueppigkeit in die 6. Tage lang

und leichtfertigen Leben der Nonnen breitete sich gar bald aus und kam dem General des Prediger-Ordens, Thomas Caietan, zu Ohren, welcher nicht so bald davon Nachricht erhielte, als er dieser Sache wegen dem Provinzial in Deutschland Macht und Befehl gab, das Kloster zu visitiren und zu reformiren. Dergleichen Befehl hat auch Pabst Leo ausgehen lassen, mit Vermelden, daß die Nonnen zu Engelthal ein unzüchtig, unverschämt, ungeistlich Leben geführt, und eines Theils sich nicht gescheuet haben Kinder zu gebähren, also, daß dies Kloster wegen des schalkhaftigen Wesens der Nonnen sehr verläumdet worden. Eben dieser Pabst gebot auch den Aebten zu St. Egidien und Hailbronn, ingleichen dem Rath zu Nürnberg, den Prediger-Mönchen und Reformatoren beyständig zu seyn. Hierauf haben erstgedachter Provinzial des Predigerordens in Deutschland Lorenz Tauffkirchner, nebst den Deputirten des Raths zu Nürnberg, Herrn Hieronymus Ebner, Herrn Jacob Muffel und Herrn Georg Fütterer, sich 1513. den 18. October nach Engelthal verfüget und 10. reformirte Nonnen aus dem Katharina-Kloster in Nürnberg mit sich genommen, dieselbe in Engelthal einzusetzen, und hingegen die in dem Engelthalischen befindliche auszuschaffen. Unsere Klosterfrauen führten sich hierbey höchst ungebührlich auf, und setzten das Gelübd des Gehorsams gegen ihre geistliche und weltliche Obrigkeit völlig aus den Augen. Sie wollten nehmlich die neuen Nonnen nicht einlassen, sondern liesen darüber Sturm läuten, auch des Provinzials Dienern die Wehr nehmen, also daß man hernach das Kloster mit Gewalt öfnen müssen, darinnen sich ihr unge-

ausgeübet, muste die Priorin ihm und denen, die mit ihm gekommen, Geschenk und Gab geben, daß er nur mit Mann und Pferden friedlich abgezogen.

Digitized by Google

ungeschickt Leben alsobald und sonderlich dies befunden, daß sie aus dem Creutzgang Roßställe gemachet. Weiter haben sie, als ihnen die Nürnbergischen Abgeordneten Kaiser Maximilians Widerruffung des per sub- et obreptionem erlangten Schutzbriefes in Beyseyn einiger Notarien und Zeugen vorhalten und insinuiren lassen, sich so wild gestellet, daß sie nicht allein die Reformatores hart gescholten, sondern auch die Frauen aus dem Katharina-Kloster zu schlagen unterstanden. Dieses unvernünftige Bezeigen verursachte, daß man die Priorin und Subpriorin, Margaretha und Martha von Kurmreut, samt 3. andern Schwestern, Anna Steinlingerin, Kunigunda Teuerlingerin und Katharina Erlbeckin, anfangs an Ketten geschlossen, aber doch auf der andern Fürbitte, noch ehe es Nacht wurde, der Ketten wieder erledigte, worauf die Priorin und Elisabeth Fronhöferin nach Nürnberg ins Katharina Kloster geschaffet worden sind. Um alles desto genauer untersuchen zu können, wurde Capitel gehalten, auch alle Amtsschwestern ihrer Aemter entsetzet: hingegen aus dem Katharina-Kloster Barbara Tucherin zur Priorin, Brigitta Hallerin zur Subpriorin, Margaretha Dürrin zur Zinsmeisterin und Margaretha Zoplin zur Schafferin erwählet, darnebst dem Convent 6. Rottmütter verordnet; 3. aus den erstbenannten Personen, und 3. aus den reformirten, als: Margaretha Kürmreuterin, die alte Subpriorin, Katharina Brantnerin und Ursula Schenkin. Den Unreformirten hat man 2. Monat Zeit gelassen, sich zu bedenken, ob sie sich in die neue Observanz begeben, oder aus ihrem alten Kloster in ein Unreformirtes gehen, oder sich endlich mit Leibgeding abfinden lassen wollten. Weil diese Observanz denen, einer weichlichen und zärtlichen Lebensart gewohnten, Nonnen allzuhart scheinen wollte, so hat der Provinzial solche dahin gemildert, daß sie in dem nächsten

Jahr

Jahr 3. Tage in der Wochen Fleisch essen, kein wollenes, sondern leinen Gewand auf blossem Leib tragen und auf Betten, nicht auf Strohsäcken liegen möchten. Es wurde auch ausgemacht, daß man sie des Fastens wegen in einem und andern dispensiren wollte: iedoch unter der Bedingung, daß nach Verfließung eines Jahres die vorgeschriebene Observanz anfangen sollte.

§. XVIII.

Die Nonnen beschwehren sich hierüber bey dem Bischof von Eichstädt und Herzog von Bayern und bringen verschiedene von Adel auf ihre Seite.

Wie wenig dem ohngeachtet die Engelthalischen Frauen mit dieser Nachsicht zufrieden gewesen, lässet sich daraus schliessen, weil nicht nur 13. unreformirt geblieben, als; Ursula Schenkin, Margaretha Kürmreuterin, Elisabeth Fronhöferin, Anna Plinthainin, Katharina Erlbeckin, Katharina Brantnerin, Elisabeth Kuttenauerin, Kunigunda Teuerlingerin, Felicitas Königsfelderin, Christina Königsfelderin, Margaretha Heinoldin, Barbara Zirrerin und Margaretha Kürmreuterin: sondern weil sie sich auch an andere Klöster gewendet und sich bey dem Bischof von Eichstädt beschwehret, daß die geschehene Reformation wider des Stifters Willen und Meinung vorgegangen sey. Dieses war noch nicht genug: sie giengen in ihrer Widerspenstigkeit gar so weit, daß sie auch an Herzog Friedrich in Bayern geschrieben und in dem Briefe vorgeschützet, wie der Rath zu Nürnberg nach dem Bayerischen Krieg gegen das Kloster zu viel Gewalt gebrauchet, auch die edlen Kinder ausgeschaffet, hingegen das Kloster mit Nürnbergischen Kindern besetzet, deswegen sie sich

an

an den Herzog wendeten, damit er die Sache an Kaiserliche Maiestät bringen, und für sie das Wort reden möchte. Ob nun wol Herzog Friedrich von Bayern sich ihrer mag gar schlecht angenommen haben: so fanden sie doch desto mehr Gehör bey verschiedenen von Adel, dergestalt, daß sich folgende darunter ihrer besonders nachdrücklich annahmen. Sie waren: Caspar von Blankenfels, Philipp von Chemmat, Christoph von Stein, Heinrich von Schirding, Christoph von Preitenstein, Jobst Brantner, Georg Zenger, Balthasar von Sparneck, Wilhelm Steinlinger, Georg Scharpfenberger, Hans von Königsberg, Philipp von Kürmreuth, Moritz von Kürmreuth, Caspar Erlbeck, Mathäus von Gich, Hanns von Königsfeld, Achaz Nothhafft, Adam von Freudenberg, Veit von Eglofstein, Georg von Machwitz, Hanns von Königsberg und Hanns Schlammersdörfer. Diese nun haben mit ihren andern Befreundten sich, wie vor gesagt, durch die Nonnen bewegen lassen, ein hefftiges und anzügliches Schreiben an Kaiserliche Maiestät zu stellen und sich darinnen zu beschweren, daß der Rath zu Nürnberg sich mit Gewalt unterstehe, dem Kloster Maas und Ordnung vorzuschreiben, welches doch wider die dem Kloster von Römischen Kaisern und Königen ertheilte hochwichtige Privilegien und Freyheiten laufe, indem es nehmlich keinen andern Schutzherrn, als einen jedesmaligen Römischen Kaiser erkenne, auch niemanden, als dem Reich unterworfen wäre. Weil ferner der Rath die Kinder derer von Adel, die doch des Klosters Einkommen mehrentheils gestiftet, auszustossen und dagegen seine verdorbene Töchter einzuschieben sich anmasse: so gelangte an Kaiserliche Maiestät ihre allerunterthänigste Bitte, den Rath zu Nürnberg von dem Kloster abzuweisen, auch nicht zu gestatten, daß dasselbe

dem

dem Reich entzogen würde; im Gegentheil dem Rath zu befehlen, daß er die gefangene alte Priorin wieder auf freyen Fus stelle und einsetze, in Betrachtung, daß auch Ihro Kaiserliche Maiestät Frau Großmutter Engelthal begabet hätte. Diese ernstliche, obwol höchst ungegründete und verläumderische Vorstellung mag anfänglich vielen Eindruck am Kaiserlichen Hof gemachet haben, indem Maximilian den Bischof Philipp zu Freysing und den Pfalzgrafen beym Rhein und Herzog in Bayern, zu Commissarien verordnet, beyde Theile zu verhören. Wie weit man in der Untersuchung gekommen, finde ich nirgends angemerket, sondern nur so viel, daß einmal eine Zusammenkunft angestellet und auf des Raths Begehren die Handlung prorogiret und verschoben worden, also daß das Kloster im Nürnbergischen Schutz nach wie vor verblieben ist.

§. XIX.

Bey der Religionsänderung in Deutschland schreibt der Rath dem Kloster vor, wie es sich zu verhalten habe.

Wie hätte sich auch sonst der Rath zu Nürnberg unterstehen dörfen, nach dem gedämpften Bauren-Aufstand und bey den entstandenen hefftigen Religionsirrungen den Nonnen zu befehlen, daß sie ohne des Raths Wissen ferner keine Ordensperson in ihr Convent einnehmen, noch denjenigen, welche heraus begehren, es wehren, sondern ihnen geben sollten, was sie hinein gebracht, diejenigen aber, welche nichts hineingebracht, mit Bestimmung eines Leibgedings von 25. Gulden abfertigen möchten.

§. XX.

Die Priorin Brigitta Hallerin wird nach Nürnberg gefänglich gebracht.

Bald hierauf brauchte man Nürnbergischer Seits gröſſern Ernſt gegen die widerſpenſtigen Nonnen. Denn als die Priorin Brigitta Hallerin ſich dem Befehl, daß man im Kloſter den Gottesdienſt in Singen und Leſen nach der Verordnung des Raths halten ſolle, ſich widerſetzet und der Anna Hallerin, ihrer Baas, einer jungen Conventsſchweſter, verſtattet, ſich in weltliche Kleider zu kleiden und zu ihrem Provinzial zu reiſen: ſo hat der Rath, als er dahinter gekommen, ſie beede auf einen Wagen ſetzen und nach Nürnberg führen laſſen und in das St. Katharina-Kloſter verſchaffen wollen; ſie ſind aber zu Nürnberg vom Wagen geſprungen und entloffen. Solches hat der Rath nicht allein ihrer Freundſchaft zu wiſſen gethan, ſondern auch den Nonnen zu Engelthal gebotten, ſie nicht mehr einzunehmen, vielmehr unter einander chriſtlich und friedlich zu leben, ihrem verordneten Prediger fleißig zuzuhören und der Mönche und ihrer Beicht ſich gänzlich zu entſchlagen. Ob nun gleich die Priorin den Rath vor den Ständen des Schwäbiſchen Bundes verklaget, ſo ſind ſie ihr doch dermaſſen begegnet, daß ſie wenig Ruhm darmit erlanget hat.

§. XXI.

Das Kloſter wird ſeculariſiret.

Von der Zeit an kam das Kloſter dem Ende immer näher: es hatte einerley Schickſal mit faſt allen in den Evangeliſchen Ländern gelegnen geiſtlichen Gütern, und wurde, wiewol etwas ſpät, nehmlich

1565.

1565. von der Priorin und Zinsmeisterin Anna Tucherin und der Conventualin Ursula Zeißin, die damals nach der Kirchen-Reformation noch allein in dem Kloster übrig gewesen, des Raths zu Nürnberg Landpflegern vor dem Pfleger und Rath zu Herspruck abgetretten und zwar unter diesen Bedingungen, aus folgenden angeführten Ursachen: dieweil sie als verlebte Weibspersonen der Verwaltung des Klosters zur Unterhaltung, wie auch Haushaltung, nicht mehr vorstehen könnten, so soll der Rath zu Nürnberg die Einkommen des Klosters zur Unterhaltung der armen dürftigen Pfarrer und Kirchendiener auf dem Lande, auch der christlichen Schulen in ihrem Gebiet, den Rest aber bey armen dürftigen Leuten im Neuen Spital zu Nürnberg, oder wo es die Nothdurft erfordert, anwenden; dagegen sollte ihnen beeden gestattet werden, ihr Anwesen und Wohnung in gedachtem Kloster, dessen Gemächern, Höfen und Gärten, wie sie dieselben bisher gehabt und genützt, ihr Lebenlang, zu haben und darzu jeder ein benannt jährlich Leibgeding an Geld, Getreyde und anderm gegeben werden. Dieser Vergleich wurde errichtet den 26. Jul. 1565. unter des Pflegers und der Stadt Herspruck Innsiegeln und lauten die Cession und der Revers von Wort zu Wort, wie wir sie anführen wollen.

§. XXII.

Cession.

Ich Gabriel Tetzel dieser Zeit Pfleger vnnd Richter, auch wir Burgermaister vnnd Rath auch Schöpfen der Stadt Herrspruck, bekennen offentlich mit diesem Brief, das anheut dato vor uns erschienen seindt, die wirdigen vnnd gaistlichenn frauen, Anna Tucherin dieser Zeit Priorin vnnd Zinnstmai-

sterin vnnd Vrsula Zeisin Convent Schwester des Closters Engelthal vnnd Prediger Ordens. Vnnd haben fürbracht: Sy hetten aus vil bewegenden ehafften vnnd andern Vrsach, ein Ceßion und Vbergab zu thun, die sie auch würklichen vor vnns thun wolten, mit begehren derselben Innhalt die sie inn ein schrifftliche Verzaichnüs gebracht vnnd vnns alspald offenlich zu verlesen fürlegten anzuhören vnnd nach angehefften Begehren zu becrefftigen, welcher Irer ziemlichen Pitt, wir dann nit vnbillig statt gegeben, vnnd verlautet sollche in Verzaichnüß von Wortten zu Wortten alßo:

Wir Anna Tucherin Priorin vnnd Zinnstmaisterin vnnd Ursula Zeisin Conventualin des Gotshauß Enngelthal Prediger-Ordenns alls ainiche vnnd die letzten inn berurten Convent noch lebennde Vorsteerinn desselben Gottshaus vnnd Closters.

Nachdem wir vor Zeiten vermittelst der Predig des Wort GOttes durch Würkung des Heiligen Geistes zu erkanntnus des Wegs der ewigen Seligkeit kommen sind. Welcher Weg ist das Vertrauen auf das pitter Leidenn sterben, auferstehen, Verdienst vnnd gehorsam des Lamms GOttes Unsers liebenn Herren Hohenpriesters vnnd Heilandes Jhesu Christi, darfür wir dem allmechtigen GOtt Jnn heiliger treiainigkeit nit allein dankpar sein sollen, Sonder auch vnns schuldig erkennen, andern Christenn menschen vnnd fürnemlich denen die in dem Weinberg GOttes getreulich arbeiten, das Wort seiner Allmechtigkeit vngefelscht, pflanzen die Jugend inn Zucht vnnd Gottesforcht aufziehen, vnnd die sonst menschlicher Hilf und Handraichung notturftig vonn dem so on das zu erhalttung des heiligen Gottesdiensts und des Leib vnnd Dörfftigkeit des nechsten gestiftet vnnd gemaint worden, alle nutzliche Befürderung vnnd Hilf zu erzaigen, vnnd dahin zu trachten, damit

mit dasienig ſo biß anhero dem Cloſter durch die beſchwerliche Haußhaltung deſſelben (dem wir alls alte verlebte Weibs-Perſonen nit vorſtehen können) zu groſſen Abfall geraicht, inn ain Beſſerung gebracht vnnd der verderblich Laßt des täglichenn Zu- vnnd abraiſens, darauff ierlich alles geloffen, daß das Cloſter einkommens gehabt ſo viel müglich abgeſtellt. Vnnd wir daneben zu Gemüt gefüret haben, daß etliche viel Kirchendiener und Prieſter auf dem Land inn eines Erbarn Raths der Stadt Nürnberg Gepieth ſo ſeither erſcheinung des clarenn Licht Gottes Worts, dem Altar getreulich gedienet, wie auch an andern Orten Mangel leyden müſſen. Vnnd daneben auch den Chriſtlichen Schulen vnnd derſelben verwaltere inn ringer vnterhaltung ſchweben vnnd allſo die ploſſe Leibsnarung nit wol gehaben mögen. Der Vrſachen daß inen mancherley Zufall oder accidentalia wie die genennet vnnd vor der Zeit im Pabſtumb geraicht worden, abgangen ſinnd, vnnd ſonſt auch von dem gemainen mann zur ſchulen vnnd derſelben Vnterhaltung wenig verordennt oder geben würdt. Daraus dann eruolgen. Das die elltern ihre Kinder nicht mer zu den Studien der heiligen ſchrifft hallten, vnnd dennoch ſich in kurzer Zeit ein groſſer Mangel an geſchickten tauglichen Kirchendienern, ſonderlich auf dem Land ereignen möcht. Dazu auch denn recht armen dörftigen und kranken Leuten, Inn ſolcher bißher geweſner Manglung nicht allermaſſen, wie ſich gebürt, chriſtliche Liebe und Handraichung beſchehen mögenn. Solchen Abgang ſo viel an vnns etlicher maſſen zu helffen vnnd inn ſonderer Betrachtung, daß aller ſtifftung vnnd Cloſter Gütter zu gottſeligen Sachen vermeinnt vnnd verordnet, dahin wir es auch vnnſers thails zu vermainen geſinnet vnnd genaigt ſinndt. Vnnd damit wir auch denn ſchwerenn Laſt, der bisher gehabten adminiſtration von vnnſern

Leiben und Gewiſſen wenden, für welches wir auch vonn dem treuen barmherzigen GOtt, umb seiner Allmechtigkeit mitgethailet, Rein und seligmachende göttlich Wört vnns dankpar erzaigen vnnd andere mer Vrsachen halben, die wir umb kurz willen zu erzehlen unnderlaſſen, habenn wir zu volführung deſſelben die Ernvesten fürsichtigen und weisen Herrn Burgermaister vnnd Rath der Stadt Nürnberg vnnſere gunstige liebe Herrn vnnd Oberkeit demütiglich ersucht vnnd gebetten, das sie obbemeld vnnser Cloſter Engelthal mit allen seinen rechten Gerechtigkeiten vnnd Gerichten Heusern vnnd gepeuen, sambt allenn ierlichenn einkommen ann Zinnsen, Rennten, Gülten vnnd Zehenden, Aeckern, Wisen, Hölzern, Wunn vnnd Waid, Wassern vnnd Seen, wie das alles Namen haben mag veraint und verstaint ist. Darzu auch das Haus in Nürnberg der Engelthaler Hof genannt, sammt allen Zugehörungen, wie das alles vnnser vnnd vnnsers Cloſter Salgerichts vnnd andere pücher, schriften vnnd briefliche Urkunden Innenhalten vnnd ausweisen, an solchen allen gar nichts ausgenommen, gunstiglich annemen, vnnd solches zu Erhaltung, Pflanzung vnnd Befürdrung der Miniſterien göttlichs Worts auch zu Nutz vnnd vnnterhaltung der armen dörfftigen Pfarrherr vnnd Kirchendiener auf dem Lannd auch der christlichen Schulen inn iren Oberkeiten vnnd Jurisdiction, dennſelben nach maß vnnd der Gebür irem gutbedunken vnnd erachtung nach vonn den ierlichen Nutzungen und einkommen pesserung und hilff thun, vnnd dasienig so verbleiben möcht, armen kranken, dürftigen Leutenn inn dem neuen Spital zu Nürnberg oder wo es die Notdurft erfordert wennden wolten, dieweilen sonderlich zu diesen letzten Schweren Zeiten vnnd bey dieser veralten schwachen Welt, die Krankheiten bey denn Menschen auch täglich zu vnnd vberhand nemen, und allso der menig der armen kranken

ken die unterhaltung dörfen, ie lenger ie mer würdet, wie wir dann deſſen von ihren E. vnnd F. günſtigs zuſagen erlangt haben. Dem allen nach bekennen wir hiemit offentlich, daß wir wol bedachts Gemüths freywilliglich nicht aus forcht ainicher verfolgung ſonndern GOtt dem allmechtigen zu ehrn. Darzu dann wie obgemelt alle Stifftungen gutherzig verordnet und vermeint ſeyn. Vnnd auf daß den Dienern des Wort GOttes vnnd der Schulen auch armen Kranken Leuten Hilff geleiſtet, GOttes Lob vnnd Ehr dadurch befördert, die Lieb des Nechſten gemeeret vnnd vnnſer Gewiſſen, wenn wir ſolche Adminiſtration vnnd Verwaltung nit vorſteen können, der Beſchwerung geringert werden mögen. Alls wir ſollchs für allermeniglichs widertreiben immer crefftigiſt thun ſollen vnnd können einem E. Rath daſelbſt einer rechten redlichen Vbergab unter denn Lebendigen inn rechten donatio inter uiuos genannt vnnwiderrufflich und auff ewige Zeit ein vnnd ubergeben, vnnd davon gennzlich abgetretten vnnd cedirt haben wöllen. Vbergeben vnnd ſtellen auch inen hiemit gegenwärtiglich mit der That zue, cediren vnnd tretten ab, obberurts Cloſter mit allen ſeinen Gepeuen, Heuſern, Wonungen, Städeln, Ställen vnnd allen andern angehörigen Güttern, auch unvererbter Zehenden, Veldern, Wißmathen, Hölzern, Gartten, Weiern, Viſchwaſſern, Mülen, Ziegelhütten, Schefereyen, Höfen vnnd Güettern, vnnd dazu auch aller vererbten Mannſchafften, Höfen, Güettern, Stücken vnnd davon ierlich felligen aigengült, Zinnſen, Rennten, Dienſten, Nutzungen vnnd dazu auch des Gerichts Zwangs vnnd deſſelben Gerechtigkeit, Freſl Puß, Handlon vnnd andre Gefell auch alles annders einkommens vnnd Gerechtigkeit, alls vil deren daſſelb Cloſter vnnd wir biß auff heutigen tag gehabt, gebraucht vnnd genoſſen haben oder hätten thun mögen, ſambt aller ietzt

vorhanndenen Wesenn der farnus an Vieh, Traid, Fütterung vnnd allem andern, ganz nichts, inn dem allen ausgeschlossen noch hindann gesetzt, dergestalt, daß die alle und iede im aigenthumb und genieß samt der gewehr und possess woran unsere Vorfarn, und wir solchs bißhero gehabt, izo würklich von vnns an eern bemelte E. E. Rath vnnd Iro nachkommen zu pesserung der armen Kirchenndiener vfm Land hilff vnnd besoldunng auch der schulen vnnd armer dürfftiger Leut vnterhaltung transferirt vnnd gegeben sein vnnd ewiglich dabey bleiben sollen. Das alles zu iren Hannden zu nemen für sich selbst oder durch die iederzeit ire darzu verordnete zu Nutz vnnd guten derselben Priesterschafft, Schulen vnnd armen Leut, alls mit andern derselben güetern, wie sie iederzeit für notturftig vnnd fürtreglich ansehen würdet, handeln thun vnnd lassen sollen vnnd mügen, von vnns vnnd sonsten allermenniglichs vnverhindert, wie wir dann ermeltem einem E. Rath zu vester Becreffti-gung dieser vnnserer freywilligen Vbergab vnnd vnwiderrufflichen Cession, die schlüssel zu bestimbten Closter vnnd seinen Heussern auch alle vnnsere Sal vnnd Zinnß Gerichts vnnd andere Bücher, Briefliche Vrkunden schrifften vnnd Register zu anzaigung der wirklichen Possess behendigt vnnd gegeben. Wir wöllen auch alle des Closters vnnd Stiftung erb vnnd Zinnßleut Ihrer pflichtenn hiemit ledig gezelt, vnnd Sie mit raichung der gültt zinnß, dienstgerichtparkeit vnnd andern recht vnnd gerechtigkeiten gegenwertiglich an gedachten E. E. Rath, oder ire dazu verordnete amptleute, Ihnen mit dem allen hinfüro zu gewartten, Gewisen vnnd iren E. alle vnnvererbte Hoef, Güeter vnnd stück, Heuser Schefe[illegible]i, Zehenden, Holz, Wisen, Aecker, Vischwasser, Weier und alles annders, wie das Namen haben möcht, inn iren gewallt, dieselben zu vererben zu verlassen gegeben habenn. Doch alles mit dem Gedinng, daß vnns beeden Anna Tucherin

vnnd

vnnd Vrsula Zeißin die Wonung vnnd Anwesenn inn gedachtem Closter vnnd desselbenn Gemachen, Höfenn vnnd Gärten, wie wir die bißhero Inngehabt, genutzt vnnd gebraucht haben, die Zeit vnnser beeder Lebens, one meniglichs hinderung vnnd eintrag ruiglich gelassen, vnnd gegönnet, darzu ein benannt jerlich Leibgedings ann Gelt, getraid vnnd anndern, vnnd wie solchs alls inn einem sonndern Reuers Brief den ire E. W. vnnter irem Innsiegel vnns zugestellt habenn, vonn obgemelts Closters einkommen zu gebürlicher Zeit des Jars gegeben vnnd geraicht werde. Welche dann aus vnns todts abgeet, derselben Anthail leibgedings soll allspald gennzlich gefallen, vnnd E. E. Rath irenthalbenn niemand nichts mer zu gebenn schuldig sein, dergestalt, so wir beede abgangen sind, daß ire E. vorgemelter Beschwerdenn des leibgedings gar soll geledigt sein, vnnd dasselbig wie das ander alls vorgemeldt ist gebraucht werdenn. Auf solches alles verzeichnen, begeben vnnd widersagen wir hiemit wissentlich allen Freiheiten, Privilegien, geistlichen vnnd weltlichen rechten, gewonheiten vnnd gebreuchen vnnsers Ordenns aller einred vnnd exception der nichtigkeit der Uibergab vnnd allen andern exceptionen, inn gemein und innsonderheit. Dann wir deren keine hiewider gebrauchen erlangen, noch vnns der erlangten oder aus aigenem willen gegebenen behelfen wollen noch sollen. Vnnd wir die Uibergeberin wöllen auch Herrn Pfleger, Richter vnnd Schöpfen diß Ampts Herrspruck, darein wir der hohen Obrigkeit halben gehörig, diese vbergab hiemit insinuirt, verkunth vnnd gebetten habenn die alls aus stattlichen angezaigten Christlichen Vrsachen beschein, Jnn eur gerichtsbuch einschreibenn zu lassen. Vnnd wolermeldtenn E. E. Rath der Statt Nürnberg vnnsern günstigen Herrn, dieser handlungen briefliche Urkunden vnnter euren Innsiegeln zu geben, dann dessen alles zu noch merer

becrefftigung, Wir Anna Tucherin vnnd Vrſula Zeiſin vnnſere tauf vnnd zunamen zu ennd dieſer ſchrifft mit aigenen handen underſchrieben.

Alls nun nach Verleſung ſollcher Verzaichnüs vnnd Begriffs die beede darinn benannte frauen Anna Tucherin vnnd Vrſula Zeiſin ſamptlich vnns obenn benannte Pfleger, Richter, Burgermaiſter, Rath vnnd Schopfen, ſolcher Sachenn vnnd Jnſinuation halbenn umb einſchreibung, inn vnnſerr Gerichtsbuch vnnd vrkunnden gepettenn allſo haben wir die meer gemelten erſchinnene beede Frauen vnnd Conventsperſonen vnnd ein iede innſonderheit zum vberfluß befragt: ob ire Mainung vnnd Gemüet obbeſtimpter Ceſſion vnnd Uibergab halben ſtände, wie inn der Verzaichnüs durchaus beſchriebenn vnnd izo verleſen were; ob ſich auch ir ietwedere mit irer aignen Hanndt allſo vnnterſchrieben hette. Darauf hat ir iede mit lautern verſtenndigen Wortten, vnns angezaigt, es were ir ganzer vnnd guter Will vnnd Mainung, haben auch alſpalt ire vnnterſchribene Namen vnnd Zunamen für ir aigene Hanndſchrifften recognoſcirt vnnd erkannt. Darnach haben wir die Ernveſten F. vnnd W. Herrn Jobſten Tezeln Obriſten Landpfleger, auch Herrn Gabriel Nützel beede des elltern gehaimen Raths zu Nürnberg, welche auf anregung bemelter zweier Engelthaliſchen leztenn Conventualin von eines Erbern Raths der Stadt Nürnberg wegen, auch vor vnns erſchinnen alßpalden laſſen fragen, ob ſie inn Namen vnnd an ſtatt eines E. Raths der Stadt Nürnberg vnnſerer günſtigen Herrn vnnd aus Bevelch derſelben eer verleſene vbergab vnnd ausrichtung zu thun annemen vnnd daß ſo die vbergeberinn iuen ir lebenlang vorbehalten hetten, vollziehen wollten. Die habeyn dann darauf lauter vermeldet, daß ſie gedachte Vbergab, auf maß dieſelbig von wegen armer Landprieſter Beſoldunng, Beſſerung vnnd Hilff auch der Schulen vnnd Jugenndt auff dem

Lannd

Lannd Nürnbergiſchen Gepiets erziehung vnnd Erhalltung der Armenn, Dürfftigen, Krancken laut hievor verleibt vnnd geſtellt were, Von wegen eines E. Raths zu Nürmberg angenummen vnnd zugeſaget haben wolltenn, daß ſolchen zum beſten ſoviel immer müglich vollziehung geſchehen vnnd den erſtgedachten beeden Frauen als den Uibergeber in alles des, getreulich zu laiſten, daß inn der geleſnnen Uibergab vnnd in dem gegebenen Reverßbrief bekannt vnnd verſchriebenn were. Vnnd batenn gleicherweiſe wie der annder Thail vmb das dieſe gotſelige vnnd wolmainende Ubergab gerichtlich einzuſchreiben vnnd inen deren Vrkundt zu gebenn. Demnach vnnd dieweil wir ſollche Ceſſion vnnd Ubergab nicht anderſt dann chriſtlich vnnd aus freiwilligen irem guten Gemüt vnnd guter Wolmainung beſchehen verſtannden vnnd erkannt beſchehen. Alſo haben wir dieſelben Ubergab becrefftiget inn vnnſer Gerichtsbuch einſchreiben laſſen. Vnnd deß zu vrkund E. E. Rath der Statt Nürnberg einen Brieff mit mein des Pflegers oder Richters vnnd auch der Statt gröſſern annhangendenn Innſigel gegeben. Das geſchehen iſt am Donnerſtag den ſechs vnnd zwanzigſten July, als mann nach Chriſti vnnſers lieben Herrn vnnd Seligmachers Geburt zelet: funffzehen hundert vnnd fünf vnnd ſechzig Jahr.

§. XXIII.

Revers E. E. Raths den Cloſterfrauen zu Enngelthal deßelben Cloſters halben vber ſie gegeben 1565.

Wir Burgermaiſter vnnd Rath der Statt Nürnberg. Nachdem die wirdigen Frauen Anna Tucherin Priorin vnnd Zinnßmaiſterin, auch Vrſula Zeiſin Conpent Schweſter zu Enngelthal als dieſer zeit

die lezten noch lebenden Conventualin bestimbts Clo-
sters, vnns demütiglich ersuchet vnnd gepetten haben
des bemelten Closters Engelthal nutzung vnnd einkom-
men inn vnnsere Verwaltung zu nemen vnnd vonn
demselben denn dürfftigen Armen Pfarrern vnnd
Kirchendienern inn unnsern Gebieth auch erziehung
der Jugend inn christlichen Schulen vnnd armen
Leuten im neuen Spital zu Nürnberg vnnd sonnsten
Hilf vnnd Handraichung zu uerordnen, wie wir es
iedesmals für nütz vnnd notwendig ansehen werden --
Welche Verwalltung, Versehung vnnd Vbergab,
wir auch allso angenommen haben nach Außweisung
vnnd Innhalt eines Cession vnnd Vbergabsbrief an
datum Donnerstag den 26. des Monats Julii dieß
Jahr verlautennd vnnd ausganngen vnnd denn inn
solcher Vbergebung die benanneen Closterfrauen inen
ein Leibgeding vnnd vnterhaltung bevor behallten vnnd
bedingt haben daß wir inen von bestimbts Closters Ein-
kommen vnnd nutzung zu irer Vnterhaltung, auch
damit sie sich ir lebenlang hinbringen, vnnd armen bei
inen ansuchenden Leutten helffen mögen, raichen
vnnd verfolgen lassen wollten, ir ietweder ierlichen
Sechshundert Gulden ann Gelt, mer zwanzig
Sümmere Korns, zehen Sümmere Dünkels, ze-
hen Sümmere Gersten vnnd vierzig Sümmere Ha-
berns, anderthalb meß Arbeis, fünf vnnd zwantzig
Zehend Genns, vnnd zwaintzig Zehend Lemmer,
Verner auch sie die Wonung vnnd anwesen inn be-
ruertem Closter vnnd desselben Gemachen samt den
Höfen, Gärten, wie sie die bishero innen gehabt
gebrauchen, auch die zween Schafweier vnnd Be-
hällter dabei, item die drey Hopfgärten, meer zwölf
vnnd ein halb tagwerk die Hopfwiesen, alles zu Ver-
sehung irer haushaltung vnnd nottdurft für ire
Personen ehalten, Pferd vnnd andern Vihs vnnter-
haltung auch ein nottdurft Prennholz verfolgen vnnd
genieſſen, auch sie das Hauß zu Nürmberg der Enn-

geltha-

gelthaler Hof genannt, zu einer vnnter schlaipf vnnd für irenn einkaufer gebrauchen lassen wollten. Allso bekennen wir hiemit vnnd in crafft diß Brifs, daß wir den bemelten beeden frauen, das alles wie obbemelt ist, allso von des Closters nutzung vnnd einkommen ir beeder Lebennlang raichen vnnd verfolgenn, auch innhaben nutzen vnnd geniessen, sampt allen Haußrath vnnd farnus gebrauchen lassen sollen und wollenn. Dergestallt wenn deren eine mit tod abgeen würde, das dadurch der halb thail vorbemelts leibgedinngs ann Gelt vnnd Getraid fallen vnnd abgeen, vnnd auf ir beeder absterbenn die ganze Pension auch Heuser, Gartten, Wiesenn, Weier vnnd alles anders samt dem Haußrat, farnuß, Silbergeschirr, vnnd was dem Closter zustendig ist, zu den andern des Closters einkommen vnnd nutzungen gefallen. Vnnd zu dem Gebrauch kommen vnnd gewendet werden solle, alls die angezogene Cession vnnd Vbergab ausweiset, inn dem allen sie die beeden Frauen sollen vngevärdt sein vnnd bleiben. Zu vrkund haben wir gemainer vnnser Statt Secret ann diesen Brief gehangen. Vnnd geben am freitag den 27ten July nach Christi vnnsers lieben Herrn Geburt funfzehenhundert vnnd im fünf vnnd sechzigsten Jar.

§. XXIV.

Anzahl der Klosterfrauen.

Was die Anzahl der Nonnen in Engelthal anbelangt, so war solche, wie fast in allen Klöstern, nicht zu ieder Zeit gleich und einerley, mehrentheils mag sie sich auf etliche und 20. bis gegen 30. hin erstrecket haben: wie ich denn finde, daß 1530. würklich 24. Frauen sich daselbst aufhielten, die unter folgenden Nahmen vorkommen, als: Christina Königsfelderin, Susanna Stromerin, Anna Köpfin, Ursula

sula Schenkin, Katharina Erlbeckin, Martha Kürmreuterin, Katharina Brantnerin, Margaretha Kreßin, Kunigunda Teuerlin, Anna Tucherin, Margaretha Kürmreuterin, Margareth Hanoldin, Barbara von Thill, Margaretha Stößin, Ursula Zeißin, Ottilia Kleiberin, Peyerin, Dorothea und Felicitas Königsfelderin, Margaretha Schlamersdörferin, Anna Mufflin, Barbara Hilpoltin, Barbara Schmidin und Elisabeth Wagerin. Die ersten Klosterfrauen waren ausser der Priorin, Adelheid Röterin, eine Bürgerin zu Nürnberg, Geut von Schwabach, Mechtild von Berg, Diemut und Kunigund von Gailhausen, Adelheid und Geut von Nürnberg.

§. XXV.

Priorinnen des Klosters.

Nach vieler Mühe hat man auch heraus gebracht, daß die Priorinnen in Engelthal so auf einander gefolget, wie ich sie anführen werde; ob gleich andre schriftliche Nachrichten verschiedene auslassen, die ich aus dem Grund mit angesetzet, weil sie in denen brieflichen Urkunden als Vorsteherinnen hin und wieder vorkommen. Sie sind.

1) Adelheid Röterin, ist angekommen 1243.
2) Elisa - - - - - 1271.
3) Mechtild von Neidstain - - 1283.
4) Pris oder Petrissa - - 1297.
5) Kunigund - - - - 1307.
6) Elisabeth - - - - 1310.
7) Maria - - - - - 1317.
8) Agnes - - - - - 1318.

9) Gertraud

9) Gertraud - - - - 1319.
10) Elisabeth - - - - 1320.
11) Katharina - - - - 1323.
12) Maria - - - - 1324.
13) Margaretha Lengin - - 1325.
14) Maria a.) - - - - 1326.
15) Gertraud von Stain - - 1328.
16) Anna - - - - 1333.
17) Elisabetha Schenkin von Reicheneck 1335.
18) Anna - - - - 1338.
19) Geut - - - - 1340.
20) Elisabetha Schenkin - - 1349.
21) Christina Pfefferbelgin - - 1355.
22) Elisabetha Schenkin - - 1356.
23) Elisabetha Pfinzingin - - 1362.
24) Elßbet von Haimburgh - - 1363.
25) Margaretha Reckknün - - 1665.
26) Christina Hainnachin - - 1372.
27. und 28) Alheit Weiglin und Margaretha Erklin - - - - 1374.
29) Elisabetha Dietenhoferin - - 1375.
30) Margaretha Pfinzingin - - 1376.
31) Agnes von Breitenstein - - 1376.

32) Mar-

Anmerkung. a.) Diese Maria kommt noch in einer Urkunde von Jahr 1328. vor, da Bruder Conrad Custos zu Engelthal zu Unsrer Frauen nach Nürnberg ein Licht stifftet aus einer Wiese zu Sendelbach: mithin sind diejenigen Verzeichnisse zu verbessern, die sie 1327. schon abgehen lassen.

Digitized by Google

32) Margaretha Pfinzingin - - 1378.
33) Margaretha Peckin - - 1380.
34) Anna Mufflin - - - 1383.
35) Margaretha Rindsmaulin - - 1386.
36) Elisabetha Eisvoglin - - 1405.
37) Elisabetha Altmännin - - 1408.
38) Katharina Fürerin b.) - - 1411.
39) Elisabetha Altmännin - - 1414.
40) Agnes Hauslodin - - - 1415.
41) Katharina Fürerin - - 1417.
42. und 43) Elisabetha Füttererin nnd Elisabetha Geißerin - - 1420.
44. und 45) Agnes Hauslodin und Margaretha Lengin - - - 1424.
46) Anna Gießerin - - - 1428.
47) Catharina Schenkin von Reicheneck 1430.
48) Elisabetha von Eib - - - 1434.
49) Elisabeth Dietmaierin - - 1436.
50) Anna Schopperin c.) - - 1439.
51) Anna Vetterin - - - 1440.
52) Elisabeta Hunhainerin - - 1447.
53) Margaretha Frunhoferin - - 1450.
54) Margaretha Reichin - - 1452.
55) Kuni-

Anmerkung. b.) Andere setzen sie in das Jahr 1412. da sie aber bey Friedrich Holzschuhers und Herdegen Valzners aufgerichteter Stiftung ewiger 2. Gulden ins Kloster 1411. die Prothi et Iacinthi als Priorin mit unterschrieben ist, so habe ich sie mit gutem Grund in dem nehmlichen Jahr schon anführen können.

Anmerk. c.) Von dieser Schopperin siehe ein Testament in dem Mus. Norico, Num. VIII. p. 73.

Digitized by Google

55) Kunigunda Fronhoferin - - 1454.
56) Margaretha Strollenfelßerin - 1455.
57) Kunigunda Fronhoferin - - 1456.
58) Anna Trachtin - - - 1459.
59) Margaretha Strollenfelßerin - 1465.
60. und 61) Margaretha Fronhoferin und Margaretha Schopperin - 1472.
62) Barbara Krafftshoferin - - 1481.
63) Ursula Schenkin - - - 1482.
64) Margaretha Kürmreuterin - 1487.
65) Anna Tucherin - - - 1513.
66) Brigitta Hallerin - - - 1515.
67) Christina Königsfelderin - - 1526.
68) Brigitta Hallerin d.) - - 1543.
69) Anna Tucherin - - - 1565.

Anmerkung. d.) In diesem Jahr finden man sie wieder als Priorin bey Verkauf einer Wiesen zu Henfenfeld gelegen.

§. XXVI.

Einige Erläuterungen dieses Verzeichnißes.

Bey diesem Verzeichniß der Priorinnen muß ich einige Anmerkungen machen, die vielleicht nicht ganz überflüßig, ja vielmehr zur bessern Einsicht desselben nothwendig sind. 1) Die Vorsteherinnen haben ihr Amt nicht allemahl lebenslang, sondern zuweilen nur auf gewisse Jahre verwaltet: und nach Verlauf derselben andern Schwestern wieder abgetretten. 2) Manche haben die oberste Stelle im Kloster wol 2. und 3mal erhalten, wie zum Beyspiel die Elisabetha Schenkin von Reicheneck, die Margaretha Pfinzingin,

zingin, die Elisabetha Altmännin, die Katharina Fürerin und andere mehr. 3) Wenn zwey Priorinnen zugleich dem Kloster vorgestanden, so lässet sich vermuthen, daß die eine davon der andern, wenn sie schon alt und unvermögend war, zugegeben worden, so daß die eine wol nichts anders gewesen, als was man heut zu Tag eine Coadiutorin nennet. Wollte man sich zwey Priorinnen von gleicher Gewalt und Ansehen mit einander denken; so wäre solches wider den einmal eingeführten Klostergebrauch aller Zeiten gewesen.

§. XXVII.

Liste derjenigen Oerter, wo Engelthal Unterthanen hatte.

Bisher ist hinlänglich erwiesen worden, daß das Engelthalische Kloster keinem andern in Deutschland an Ansehen etwas nachgegeben: und eben dieses wird nun auch von mir mit leichter Mühe in Ansehung des Reichthums und der Einkünfte geschehen können. Man wird solches um so viel eher einsehen, wenn ich die Dorfschaften und Oerter werde nahmhaft gemacht haben, worinnen die Nonnen ehmals gar viele Unterthanen und Güter hatten. Nicht nur in dem Nürnbergischen Gebiet, als in den Aemtern Hersbruck, Lauf und Velden, sondern auch in dem Bezirk des Hauses Rothenberg, in der alten und jungen Oberpfalz, war ihre Anzahl gar groß und von Wichtigkeit. Da ich im Stand bin, hiervon ein genaues Verzeichnis zu liefern, so will ich solches den Liebhabern vollständiger Nachrichten, keineswegs vorenthalten; sondern die Oerter insgesammt nach alphabethischer Ordnung anzeigen, worinnen ihre Unterthanen befindlich waren, als:

1) im

1) Im Amt Herſpruck.

1) zu Alfalter.
2) - - Arzloe.
3) - - Aichamühl.
4) - - Breitenbrunn.
5) - - Egenſpach.
6) - - Endenberg.
7) - - Engelthal.
8) - - Gerſperg.
9) - - Gersdorf.
10) - - Heydelbach.
11) - - Hallershof.
12) - - Henfenfeld.
13) - - Heegendorf.
14) - - Hartenberg.
15) - - Haßlach.
16) - - Happurg.
17) - - Krönhof.
18) - - Kucha.
19) - - Klingenhof.
20) zu Kemſpach.
21) - - Kruppach.
22) - - Mittelburg.
23) - - Offenhauſen.
24) - - Oberndorf.
25) - - Püſcheldorf.
26) - - Pözling.
27) - - Peuerling.
28) - - Pirkenſee.
29) - - Pommelsbrunn.
30) - - Proßberg.
31) - - Reuth.
32) - - Rieblanden.
33) - - Schrotsdorf.
34) - - Sendelbach.
35) - - Schupf.
36) - - Uttelshofen.
37) - - Weiher.
38) - - Weigenhofen.
39) zu Wezendorf.

2) Im Laufer Pflegamt.

1) Dippersdorf. 2) Leimburg. 3) Weigenhof.

3) In Veldner Amt.

Loch.

4) In dem Bezirk des Hauſes Rothenberg.

1) Ottenſoos. 2) Speickern. 3) Waigendorf.

5) In der Alten Pfalz.

1) Unterelſpach. 2) Haushamb 3) Hagenhauſen. 4) Heißelſtein. 5) Kadenshofen. 6) Nonnhof. 7) Rohrenſtatt. 8) Traunfeld.

6) In der Jungen Pfalz.

1) Eismannsberg. 2) Fronberg. 3) Loch. 4) Pruppach. 5) Schwant. 6) Wolfartsdorf.

§. XXVIII.

Des Kloſters Wohlthäter.

Dieſe Unterthanen und Güter bekamen ſie mehrentheils von den angeſehenſten Rittern und Edelleuten in daſiger Gegend geſchenket, und finde ich, daß die Wohlthäter des Kloſters auſſer den ſchon nahmhafft gemachten vor andern geweſen: Graf Gebhard von Hirſchberg 1267. Bruno von Immeldorf und Conrad die Laufenholzer 1273. Frau Adelheid Herrn Eckenbrechts von Henfenfeld Wittbe 1284. Conrad und Walther die Schenken von Reicheneck 1286. Heinrich von Neidſtain und Agnes ſeine Gemahlin 1289. Heinrich Sötzer 1296. Hartmann Rindsmul 1300. Conrad Beßler 1302. Heinrich Vorchaimer und Mechtild ſeine Ehewirthin, beede zu Egenſpach 1324. Heinrich von Wildenſtain, zu Henfenfeld geſeſſen 1327. Heinrich der alt von Haimburgh und Eliſabeth, ſeine Ehewirthin 1355. Dietrich von Wildenſtain Ritter 1381.

§. XXIX.

§. XXIX.

Jahrtäge, Vigilien und Meßen.

Diesen und andern Wohlthätern zu Ehren und zum Besten hielte man jährlich gar viele Jahrtäge, Vigilien und Meßen, davon ich gleichfalls eine vollständige Liste zu liefern im Stande bin, und die um soviel zuverläßiger seyn muß, weil sie aus der Nonnen Gesangbuch, das die Maria Kürmreuterin 1504. in gr. 8. in dem 16. Jahre ihres Regiments schreiben lassen, genommen ist, als:

1) an S. Richartstag, wurde dem Bischof Heinrich Schenk von Reicheneck, der in der Kirche begraben liegt, mit vier Priestern die Vigil gesungen, und gab man 60. Pf. zum Präsent und 2. Pf. Wachs nach Offenhausen.

2) am Tag Ignatius, sang man Vigil und Meß dem Stifter und der Stifterin, und gieng über das Grab in das Capitulhaus und sprach die Collecte: DEVS, indulgentiarum Domine, und gab Krapfen oder 6. Pf. dafür.

3) am Lichtmeßabend, sang man Vigil und Meß, der Omeley von Wildenstain, gieng über das Grab vor sein Altar, und gab zum Präsent 6. Pf. und der Priester, der das Seelamt sang, mußte sich herum kehren, und ihr gedenken, und ihres Hauswirths des Edlen und vesten Jörg von Wildenstain, und Heinrich seines Sohns und aller deren von Wildenstain.

4) am Mathiastag, sang man der Elz von Puttendorf ihre Vigil und Meß, gieng über das

Grab in das Capitulhaus, wobey man ihrer gedacht.

5) am Sonntag der Fastnacht, laß man die Vigil und Meß den Lauterhofern.

6) am vierten Sonntag der Fasten, laß man Vigil und Meß der Hilprantin, Semmlerin und Kreßin.

7) am vierten Sonntag dem Frickenhofer, gieng auch über sein Grab.

8) an Judica begieng man der Margaretha Ingramin und ihrem Vatter Nicolaus Ingram und seiner Hausfrau Margaretha ihren Jahrtag mit vier Priestern: man gab 15. Pf. von ihr Vigil und Meß.

9) an Iudica in die Gregorii Papae, sang man Meß mit vier Priestern, Herrn Hartung von Strollenfelß, einem Ritter, Frauen Clara seiner Hausfrauen; Lienert von Strollenfelß, Margaretha seiner Hausfrauen; Thomas Christoph, Fritz und Jörgen, seinen Söhnen, auch der Erbarn und geistlichen Frauen Margaretha von Strollenfelß, die in Engelthal von 1465. an Priorin gewesen; man gab zum Präsent 7. Pf.

10) an Gertraud, sang man Vigil und Meß mit vier Priestern Herrn Ludwig Schenken von Reicheneck, Ritten, und seinen zwey Hausfrauen und Ulrich seinem Sohn und fünf seiner Töchter. Man gieng über das Grab bey der Chorstiegen, und gab zum Präsent 60. Pf.

11) An

11) an Unßrer lieben Frauen Fest, las man Vigil und Meß der Eisvoglin.

12) am Palmtag, Vigil und Meß, der Kunigunda Pfinzingin und Zollnerin, man gieng über der erstern Grab in das Capitulhaus, sprach die Collecte, DEVS, indulgentiarum Domine, und gab 30. Pf.

13) in der Palmwoche, der Langmännin und ihrem Geschlecht, Vigil und Meß.

14) am fünften Sonntag nach Ostern am Erichtag, sang man die Seelmeß der Anna Schopperin und gab 30. Pf. zum Präsent.

15) wenn man am fünften Sonntag sang die Meß uocem incunditatis, so war Kirchweih im Creutzgang.

16) An Petri Praedicatorum, wurde der Schwester Diemut Meß gehalten.

17) an Servatii Tag, sang man Meß der Anna und Katharina Schenkin, die Klosterfrauen gewesen, und gieng über das Grab bey der Chorstiege.

18) am St. Veit, Vigil und Meß, den von Berg und der Preitensteinerin.

19) am Tag der 10000. Märtyrer, Vigil und Meß dem Lauterhofer, und gieng über das Grab bey der Todten Thür.

20) Am Tag Johannis und Pauli, sang man Meß und Vigil allen Schenken, Frauen und Mann, und gieng über das Grab in das Capitulhaus.

21) an St. Ulrichstag, sang man Vigil und Meß dem iungen Stifter, und gieng über das Grab in das Capitulhaus.

22) an Alexius, sang man Vigil und Meß der Schmugenhoferin, und gieng über das Grab ins Capitulhaus.

23) am Maria Magdalena Abend, laß man Vigil und Meß der reichen Weiglerin.

24) an Jacobi, laß man Vigil und Meß der reichen Schürstabin und Schleewizerin, dem Albrecht Lichtensteiner und seiner Hausfrauen, mit vier Priestern.

25) an Germani Tag, sang man Vigil und Meß dem Erbarn und Vesten Jörg von Wildenstain und Ameley seiner Hausfrauen, und Hanns seinem Sohn, gieng übers Grab bey seinem Altar, und gab 6. Pf. zum Präsent.

26) vor Laurentii, Vigil und Meß dem reichen Haintz, man nennt ihn den Conrad Groß, Stifter des neuen Spitals in Nürnberg, gab 6. Pf. zum Präsent.

27) an Bartholomäi, laß man Vigil und Meß dem Conrad und Gerhauß Gütlein.

28) an Ludovicus, Vigil und Meß Herrn Hartung von Eglofstein, wie auch Albrecht und Heinrich von Eglofstein, ihren Hausfrauen und allem ihren Geschlecht.

29) Am

29) am St. Gilgentag, ſang man Meß dem Friedrich Schenk.

30) an Johannis des Täufers Enthaubtung, laß man Vigil und Meß der Mayrin und Schifmannin, der Geut und Pfinzingin, von wegen des Gereuth zu Wehrungsberg.

31) an Elias adaucti, laß man Meß der Kirchenmeiſterin und Pfinzingin.

32) in der Michaelis Wochen, las man Vigil und Meß der Langmännin, Sechſin, Vorchammerin, der Eliſabeth von Eyb und ihrem Geſchlecht.

33) an Lucas Tag, laß man Vigil und Meß der Gerhaus Wagnerin.

34) an Urſula ſang man Meß mit vier Prieſtern der Kunigunda und Margaretha Fronhoferin und Barbara Krafftshoferin, der Margaretha Heubiſchin, von ieder Perſon gab man 24. Pf. Präſent.

35) am Allerheiligen Abend, las man Vigil und Meß der Oedenpergerin und ihrem Geſchlecht.

36) An Octava Martini, ſang man Vigil und Meß der Kaſtnerin und dem Kaſtner von Amberg.

37) am Advent, ſang man dem Herdegen Valzner und Friedrich Holzſchuher 2 Vigilien von 9. Lezen, und des Morgens 2. Seelmeßen, dafür ſind ewig zwey Gulden.

38) an St. Thomas, las man Vigil und Meß dem Brüder Wernher, auch dem Berthold Pfinzing, von halb des Guts zu Proßberg, gieng zu seinem Licht in Creutzgang und gab Krapfen.

§. XXX.

Viele vornehme Personen liegen in dem Kloster begraben.

Wie es bey uns wenigstens im vorigen Jahrhundert ein durchgängiges, aber gewiß höchst lächerliches und unvernünftiges Vorurtheil war, daß man glaubte, in den alten Klostergebäuden müsse es nothwendig unsicher seyn und umgehen: so lies man sich dagegen in den ehmahligen Zeiten aus einem frommen Aberglauben deswegen dahin begraben, um desto ungehinderter daselbst zu schlaffen, indem man nicht vermuthete, daß etwas sich unterstehen dürfe, die Asche und Gebeine so vieler heiligen Personen zu stören und zu beunruhigen. Hieraus ist leicht zu schließen, daß viele benachbarte Adeliche, auch von Nürnberg reiche und angesehene Bürger, werden verordnet haben, daß man sie nach ihrem Tod nach Engelthal zur Ruhe bringen möchte. Ich könnte gar viele dergleichen Personen nahmhaft machen; ich will aber, um nicht allzuweitläuftig zu werden, nur anführen, daß eine Schottische Prinzeßin, Bischof Heinrich Schenk von Reicheneck und überhaubt gar viele Schenken mit ihren Gemahlinnen und Kindern, der Stifter und Stifterin, verschiedene von Wildenstein, der reiche Hainz oder Conrad Groß, Stifter des neuen Spitals, und eine grosse Anzahl anderer Personen daselbst begraben liegen und mit ieden andern glaubigen Christen die

Erweckung

Erweckung vom Tode am Ende aller Dinge dem Leibe nach erwarten.

§. XXXI.

Bequeme Wohnung der Nonnen.

Auſſer den ſchönen Einkünften von ihren vielen und anſehnlichen Unterthanen, von den Jahrgängen und Stiftungen, hatten die Kloſterfrauen nicht nur in Engelthal ein weitläuftiges Kloſtergebäude mit einem groſſen Garten, der ietzo zu einem Luſtgarten dienet, und darneben 1563. Morgen Holz, nebſt vier groſſen und drey kleinen Weyhern, ſondern auch, wenn einige von ihnen nach Nürnberg kamen, daſelbſt alle Bequemlichkeit. Sie beſaſſen allda einen Hof, gegen der Stadt gemeinem Kornhaus über, unter dem Bonersberg, der nur der Engelthaler oder Nonnenhof genannt wurde, auf welchem ietzo zwey Häuſſer ſtehen, davon eines der Frau Oberſtwachtmeiſterin Fürerin, als einer gebohrnen von Harsdörfer, das andere aber dem berühmten Künſtler und Kupferſtecher, Herrn Winter, zugehöret.

§. XXXII.

Wappen des Kloſters.

Das Wappen des Kloſters war in den älteſten Zeiten ein offener Rachen, in welchem die Leiber der Abgeſchiedenen in der Quaal ſich präſentiren, über welche GOtt der Vatter eine Raucherpfanne hingeſchwungen. Nachgehends hat das Kloſter das Bildniß des Erzengels Michaels angenommen, welcher in dem Wappen eben ſo abgebildet war, als wie ihn die päbſtliche Kirche vorſtellet. Er ſtund im blauen

Feld, hatte gelbe Haare und ein weißes Kleid mit einer rothen Binde, die über den Leib gieng und zu beyden Seiten hervorragte. In der rechten Hand hielt er ein Schwerd und in der linken eine Waage. Dieses Wappen wird von dem Amt noch heutiges Tags gebrauchet, nur mit diesem Unterschied, daß der Erzengel auf einer Tafel den halben Reichsadler im güldenen Feld, oder das Nürnbergische Wappen vor den Füßen hat, und als ein Schildträger daſselbige gleichsam damit bedecket.

§. XXXIII.

Verzeichniß der Richter und Pfleger zu Engelthal.

Wie das der Stadt Nürnberg zugesprochene Kloſter in ein weltliches Amt verwandelt wurde: so stunden demselbigen anfänglich Richter, dann Pfleger vor, welche noch heutiges Tages von einem hochweisen Rath zu Nürnberg ernennet werden und ein hochlöbliches Landpflegamt als ihre erste Instanz erkennen müßen. Der zeitige Pfleger sitzt bey dem Gericht allemal als Richter, hat bey sich den Gerichtschreiber und 9. Schöpfen. Diese erscheinen dabey an dem Tag, da man zu Recht sitzet, als, an 3 Königen, Walburgis und Michaelis, in ihren gewöhnlichen Habiten und laßen sich, wie es in dem Nürnbergischen durchgehends auf dem Land der Gebrauch ist, nach vollendetem Gericht, von den Pfenningen, deren jeder Unterthan an den erstbestimmten Tagen einen geben muß, und von andern Sporteln, im Wirthshaus eine gute Mahlzeit zurichten. Sonsten folgen Richter und Pfleger in Engelthal also auf einander:

1) als

1) als Richter.

1) Wilhelm von Waldeck a.) kam an ! 1513.
2) Hieronymus Ebner b.) - - - 1516.
3) Jacob Groland - - - - 1519.
4) Gabriel

Anmerkung. a.) Man darf sich weiter nicht wundern, daß man schon 1513. einen Nürnbergischen Richter zu Engelthal findet. Wer sich erinnert, wie vielen Verdruß das Kloster dem Rath zu Nürnberg verursachet, und wie solches aller angewandten Mühe ohngeachtet in dem nehmlichen Jahr von dem Kaiser Maximilian zum Gehorsam gegen den Rath ist angewiesen worden, der wird leicht begreifen, daß der Rath, als ordentlicher Schutz- und Schirmherr des Klosters auf alle Schritte der Nonnen werde aufmerksam gewesen seyn, damit sie in Zukunft nichts weiter zum Nachtheil ihrer ordentlichen weltlichen Obrigkeit unternehmen könnten. Ausser Zweifel wurde deswegen von der Zeit an ein Richter bestellt, der die Nürnbergischen Gerechtsame in temporalibus besorgen mußte.

Anmerkung. b.) Dieser kommt im Jahr 1516. den 13. Sept. vor, in einer Urkunde, da Frau Brigitta Hallerin, Priorin in Engelthal, mit Herrn Georg Mauer, Pfarrer zu Offenhausen und d. Z. Dechent des Capitels zu Altdorf, einen Vertrag errichtet, wie viel er und seine

4) Gabriel Nützel - - - - 1523.
5) Gabriel Peßler - - - - 1524.
6) Hanns von Kreußen - - - 1531.
7) Hanns Holzschuher - - - 1535.

2) als Pfleger.

1) Hieronimus Köler c.) kam an 1541.
2) Georg Möll - - - - 1549.
3) Sigmund Holzschuher - - - 1550.
4) Hieronymus Holzschuher - - 1557.
5) Carl Holzschuher - - - - 1563.
6) Sebald Lang - - - - 1565.
7) Sigmund Haller - - - 1576.
8) Dietrich Haller - - - - 1591.
9) Jobst Kreß - - - - 1606.
10) Wolf Albrecht Pömer - - 1641.
11) Philipp Jacob Tetzel - - - 1660.
12) Wolf Friedrich Oelhafen - - 1670.
13) Johann Jacob Tezel - - 1681.
14) Georg

zween Capläne GOttesdienste verrichten, und was sie dafür jährlich, von dem Closter bekommen sollen.

Anmerkung. c.) Unter diesem Pfleger wurden auf Befehl der Herren Landpfleger die Saalbücher und Kirchenordnung untersuchet und ordentlich eingerichtet, welches geschahe durch den achtbarn Nicolaus Nöttelein, Landschreiber, mit Hülf Michel Schmidts.

Digitized by Google

14) Georg Adolph Kreß - - - 1698.
15) Carl Benedikt Nüzel - - 1705.
16) Gottlieb Tucher - - - 1713.
17) Carl Christoph Kreß - - - 1743.
18) Carl Wilhelm Scheurl - - 1754.

§. XXXIV.

Verzeichniß der Gerichtschreiber.

Wem endlich etwas an den Nahmen der Engelthaler Gerichtschreiber gelegen seyn sollte, der findet sie auch hier der Zeitordnung nach angesetzet.

1) Johann Resch - - - - 1521.
2) Andreas Fleischmann - - - 1545.
3) Georg Preuß - - - - 1552.
4) Caspar Seufendörfer - - - 1560.
5) Georg Steger - - - - 1567.
6) Hanns Hauslaib - - - - 1572.
7) Caspar Uttenhofer - - - 1580.
8) Paulus Leykauf - - - - 1599.
9) Johann Rößel - - - - 1612.
10) Peter Albert - - - - 1631.
11) Johann Christel - - - - 1661.
12) Johann Jacob Röger - - 1667.
13) Johann Albrecht Richter - - 1674.
14) Benedikt Kempf - - - 1693.
15) Georg Thomas Schunter - - 1714.
16) Georg Christoph Oye - - 1726.

Digitized by Google

17) Christian Gottlieb Müller - - 1754.
18) Martin Haas - - - - 1755.
19) Conrad Braun - - - 1758.

§. XXX.

Etwas von der Engelthaler Pfarre.

Zuletzt will ich nur mit wenigem anmerken, daß im Jahr 1525. der Evangelische Gottesdienst allhier errichtet und Sixt Maul schon 1524. zum ersten Pfarrer in Engelthal und in denen 3. dahin gepfarrten Orten, als, Sendelbach, Peuerling und Krönhof, bestellet worden. Dessen und der übrigen würdigen Nachfolger Lebensumstände, wie sie überhaubt eigentlich hieher nicht gehören, kan ich um soviel eher übergehen, weil sie insgesamt von dem so gründlich als weitläuftig gelehrten Herrn Pfarrer Würfel in Offenhausen umständlich beschreiben und fast in iedermanns Händen, wenigstens in unserm Nürnbergischen, anzutreffen sind.

II.

Empfindungen beym Kriege, gegen einen Freund ausgedrückt.

Singe nicht, Freund, vom luſtigen Frühling,
Nicht von der Zephyr ſcherzendem Thun,
Nicht von der Luſt des ſchwärmenden Herbſtes,
Nicht von dem Schnee, der Schlitten lockt.

Stolz ſey dein Thun; was lachende Freude
Leicht in der Bruſt des Jünglings erweckt,
Sey nicht dein Lied; ein Dichter voll Mutwill
Schwimm Enten, klapre Störchen nach.

Fehlet dir Stoff? Du kennſt ia die Tugend;
Sieh, wie ſie leidend ſeufzet zu GOtt!
Sieh, wie der Thor ſie witzig verſpottet:
Wie ſie für Hohn ihm Mitleid giebt!

Fehlet dir Stoff? Du ſiehſt ia das Elend,
Welches ietzt unſre Flur überſchwemmt!
Ach, nur dem Raube blühen die Saaten;
Für wen reifft jetzt des Landmanns Schweiß?

Schnell

Der kaum der Ernde glühend Geschäfte
Sehnend vollbracht nach kühlender Ruh,
Und sanft bethaut vom tropfenden Schlummer,
Noch dieses Lohns glaubt wehrt zu seyn:

Schnell springt er auf — Ein treffender Donner,
Welchen des Krieges Stimme nachahmt,
Scheucht seinen Schlaf; er weinet zum Himmel:
Ach; Sterne sieht er, keinen Trost.

Was seh ich fern? wie? wohnet Aurore,
Schimmert sie ietzt im staubichten Thal?
Ist es das Roht der schamvollen Keuschheit?
Deckt ihre Farbe dieses Feld?

Nein, es ist Blut von Tygern vergossen;
Löwen nur haben Löwen gewürgt;
Hirsche gestritten; Stiere gerasst;
Und Wölfe Heerden umgebracht.

O, wäre es so! nicht unsere Brüder!
Tränke das Schwerdt nicht menschliches Blut!
Fielen nicht Brüder! stürzten nicht Menschen,
Vom Blitz der Kunst getroffen, hin!

Schreckender Schauplatz! Schwärmende Kugeln,
Schwestern der Pfeile, spielen den Tod.
Hier hemmt des Reuters hauendes Eisen
Den in dem Sieg, den in der Flucht.

Hier

Hier liegt beysammen Trost und Verzweiflung,
Mut und Verzagtheit, Hofnung und Furcht:
Menschen und Roße, traurig vermischet,
Todt liegenden Centauren gleich.

Tröste, o Muse, weinende Wittwen,
Jammernde Bräute, Väter voll Leids:
Tröste die Zukunft, die, hier verlohren,
Noch ungebohrne Helden mißt!

Noch ist kein Ziel; der Strohm der Verwüstung,
Uebers Gestad gegossen, rauscht fort:
Fürchterlich rauscht er; wer aus ihm trinket,
Der trinkt Vergeßenheit und Tod.

Rette Dich, Muse! Sieh, wies Gewebe
Nächtlicher Luft hier reißet, dort bebt.
Ach; sieh den Tanz unsinniger Bomben:
Toll, wie Bachanten, rasen sie.

Siehe hier Thürme! glühnde Colossen!
Jahre, die man nach hunderten zählt,
Solten sie stolz stehn: siehe, sie sinken,
Wie junge Helden in der Schlacht!

Schaue mit den geretteten Resten
Angstvolle Reihn, Kameelen gleich, ziehn!
Ach, dort entreißt den Klauen der Flammen
Die Mutter ungestümm ihr Kind!

Blutige Zähren, seufzend Geheule,
Mischen sich noch mit Asche und Glut,
Während, daß stolz vor brennenden Tempeln
Die neuen Herostraten stehn.

Hier glüht ihr Nachruhm, Speise der Thoren!
Doch du, o GOttheit, straffest du nicht?
Aber Dein Blitz führt selbst mit Altären,
Mit Deines Wortes Dienern Krieg.

Alles ist heilig, was du beginnest!
Deinen Befehl vertraust du dem Blitz:
Ernst, wie dein Seraph, wie deine Engel,
So ernsthaft richtet er ihn aus.

Aber für uns gehöret kein Donner,
Welcher den Lohn den Lastern zuwiegt;
Himmel, verdammt die Kunst, die im Pulver
Den Blitz, der GOttheit Vorrecht, fand!

Siehe, sie lockt vom Boden des Meeres
Schlummernde Monster donnernd herfür:
Mit ihren Körpern meßen sie Inseln,
Und hemmen stolzer Wellen Lauf.

Aber, o Krieg, welch andere Monster!
Von ihrem Tritt erstirbet die Flur!
O, welch ein Thier! sein Anhauch macht wütend,
Der Morgenröthe flucht sein Aug.

Schau

Schau iezt in ihm die Wellen der Säfte,
Wie sie sich rasend schäumen zu Gift!
Will sich das Unthier selber verschlingen?
Sein Zahn zielt auf die eigne Brust.

Seh ich den Hunger? Krieg, welch Geschöpfe!
Grausamer Vater des grausamern Sohns,
Höllischer Krieg! was keimen für Uebel
Im frech vergoßnen Menschenblut!

Irr ich am Strand der schlummernden Lethen?
Welche Gestalten seh ich, und flieh
Schauernd zurück! Verstorbener Schatten?
Nein, diese Schatten athmen noch.

Ach, schon halb tod vom folternden Hunger,
Kennen sie das vergangne nicht mehr:
Der hat vergeßen, stolz zu befehlen;
Der Sclave kennt nicht seinen Herrn.

Schau dort die stolzen, göttlichen Schönen,
Sonst gleich der Sonne, nun gleich dem Mond,
Nun blaß wie er — Vergeßen des Stolzes,
Sehn sie Aesopen gütig an.

O säh ich nur erkaltete Menschen!
Aber, o GOtt, welch gräßlich Gesicht!
Wandernde Leichen! athmende Todten,
Und auferstandne Mumien!

O Held, o Sieger! kriegende Schaaren!
Seht eure Werke! Seufzet und weint!
Doch nein, ihr lacht; verwilderte Lüste
Gebieten frech in eurer Brust.

Ihr sucht noch Wollust selbst untern Leichen;
Und nach den Hütten, Wald und Gesträuch,
Werft ihr unsinnig, ob nichts verborgen,
Die geilen Blicke weit umher.

O, fleuch, o Muse! fleuch von der Scene
Zärtlichern Anblicks, rührendern Grams,
Fleuch vom Gebüsche, feucht von den Thränen
Der unverschonten Schäferin!

Feucht von dem Schmerz der jüngeren Schwester,
Ach, noch unschuldig, ach, noch ein Kind,
Und von dem Jammer sterbender Mutter;
Er schmelzet selbst ein eisern Herz.

Such andre Scenen! siehe die Künste,
Gleich einer Heide, wüste vom Krieg!
Schau das Gewölk am Ufer der Zukunft.
Es ist die künftge Barbarey!

Siehe, dort raucht, auf dumme Befehle
Neuer Califen, Miltons Gedicht!
Sieh, wie den Thron unsterblicher Werke
Der neue Koran frech besteigt.

Schaue

Schaue die Feindin gründlicher Käntnis,
Wie sie aus Händen kühn prophezeit,
Wie sie Dein Schicksal liest in den Sternen,
Die herrschende Unwissenheit.

Sieh mit Gespenstern und mit Kobolden
Unsere ganze Fluhr übersät!
Schaue die neuen Fausten verbrennen,
Auch von dem Teufel selbst geholt.

Sieh die Geschichte grausam verdränget,
Und der Romanen siegendes Glück,
Und über neue Hacceitäten
So Märtyrer als Krieg entstehn.

Vor dieser Aussicht schließt sich mein Auge,
Müd ist mein Blick; er sahe zu viel!
Und ihr, o eremitische Stunden,
Labt mich mit einem Tropfen Ruh!

Wie aus der Schlacht noch staubvoll und blutend,
Lang ohne Schlaf, von Speise noch leer,
Noch unverglichen mit dem Geschicke,
Das ihm den lauten Sieg versagt,

Sich nun auf bald hinwelkenden Rosen
Unmutvoll wirft, der fliehende Held,
Musternd die Bilder schwehrer Colonnen;
Des Feindes Siegsfeld war ihr Raum;

Wie sich der Eindruck endlich verliehret,
Wie er sich endlich kaum mehr besinnt,
Daß eine Schlacht, in der er verlohren,
Und fliehend Held gewesen war:

Wie er nun schläft, und glücklicher träumet,
Schlummer ich, müd vom Anblick der Welt:
Ach, was ist sie, die Erde, die Kleine,
Ein Stäubchen an der Allmacht Saum.

Wo sind die Bilder, die vor mir schwebten?
Wird es in meiner Seele nun Tag?
Wie jenes Spiel auftrettender Puppen,
Scheint nun das Spiel des Weltlärms mir.

Das Spiel der Schatten — Scherze und Sorgen,
Weisheit und Thorheit, Unglück und Glück,
Selbst diese Feinde werden versöhnet:
Zuletzt wird nichts mehr ungleich seyn.

Mir ist, o Freund, das Bildnis des Himmels,
Der sich im Weltmeer malet und trift,
Nicht minder Himmel, als das Gewölbe,
Das fallend einst die Erde umarmt.

Mir ist die Luft, von Kondors gespaltet,
Eben das Meer, das Anson durchschifft.
Mir sind die Aehren, buhlend mit Westen,
Statt Wellen eines klaren Bachs.

Zaubernde

Zaubernder Schlummer, deine Geschöpfe,
Dort ein der Wollust huldigend Thal,
Und hier die aromatischen Wälder;
Die schmeichelhaften Matten dort:

Deine Paläste, Silbergebürge,
Schlösser und Flotten, Frachten von Gold,
Wiegen an Würklichkeit und an Dauer
Nicht leichter, als des Mogols Glück.

Zürnet der Wahrheit liebende Morgen
Auf das Geschwätz der lügenden Nacht;
Lügt er nicht selbst? sind Farben nicht Träume?
Nur anders träumet, welcher wacht.

Nacht meines Lebens, welche die Strahlen,
Die meine Seele sterbend noch wirft,
Sonst nichts erheitert, komme und schließe
Ein Aug, das ungern länger sieht.

F. C. F v. C.

III.

Sinngedichte
Erstes Buch.

1.

Auf den Lälius,
aus dem Martial.

Du tadelst nur, und willst nichts schreiben:
Schreib, Läli, oder laß das Tadeln bleiben.

2.

Auf einen schönen Herrn,
aus dem Martial.

Schön ist Cotta, aber weil er groß will seyn,
Und doch schön ist, bleibt er immer klein.

3.

Auf den Mamercus,
aus dem Martial.

Mamercus will ein Dichter seyn, und dichtet dennoch nicht:
Er heise alles, was er will, nur mach er kein Gedicht.

4. An

4.

An den Ponticus.

aus dem Martial.

Was schneidst du, Ponticus, dem Knecht die Zunge aus?
Was er nicht sagen soll, weis mit ihm iedes Haus.

5.

Auf den Cinna,

aus dem Martial.

Man nennt dich Herr, und zwar mit Rechte,
So wenigstens, wie alle Knechte.

6.

Auf den Theodor,

aus dem Martial.

Schon öfters sprach mich Theodor um meine wengen Schriften an:
Verwundernd klagt ers überall, daß er sie nicht erhalten kan.
Doch, lieber Theodor, du kanst mirs nicht verdenken:
Ich sorg, du möchtest mir auch deine Schriften schenken.

7.

Die Verschnittnen,
aus dem Martial.

Warum will Gellia denn nur verschnittne Knechte nähren?
Sie treibt wol gern der Liebe Spiel, doch will sie nicht gebähren.

O sprach die Flavia,
Wenn es nur noch Verschnittne gebe,
Ich macht es wahrlich weil ich lebe,
So wie die Gellia.

8.

Auf die Paula,
aus dem Martial.

Paula will den Priscus nehmen;
Sie ist klug:
Priscus will sich nicht bequemen;
Er ist zweymal klug.

9.

Auf den Postumus,
aus dem Martial.

Zu Nachts trinkt Postumus, verspricht, und hält es nie.
Ach lieber Postumus, trink doch einmal zu früh.

10. Auf

10.

Auf den Tongilian,
aus dem Martial.

Siehst du den Tongilian mit der groſſen Naſe gehen?
Ja: doch kan ich weiter nichts, als die groſſe Naſe ſehen.

11.

Auf den Themiſon,
nach dem Martial.

Nimmt denn Themiſon keine Frau?
Weil ich bey ihm bin, hat die Magd,
Die ihm treulich dient, oft geſagt,
Braucht mein Herr wirklich keine Frau.

12.

Auf den Lukan,
nach dem Martial.

Nun ſind die Leute allzu ſchlimm, ſie wollen dem Lukan
Den Dichter-Namen rauben;
Doch, wenn ichs anders recht verſteh, ſo geht es wol nicht an:
Man muß ia dem Verleger glauben.

Digitized by Google

13.

Auf den Crispinus, nach dem Martial.

Schreibt man Crispinen denn noch nicht als Vater ein?
Er ist ia lange Zeit schon in dem Männer-Orden,
Und hat ein fruchtbars Weib. Nein, Freund, es kan nicht seyn:
Crispin ist nie mit etwas fertig worden.

14.

Auf den Quintus, nach dem Martial.

Mit der geschwächten Lälia
Kan Quintus sich rechtmäßig noch vermählen,
Es sind Gesetz und Rechte da,
Die ihm die Trauung streng und schnell befehlen.

15.

Auf den Vacerra, aus dem Martial.

Vacerra ist dem grösten Wunder gleich,
Er kuppelt, schimpft, verräth und lügt,
Verläumdet, lästert und betrügt,
Und, denk nur Freund, Vacerra ist nicht reich.

16. Auf

16.

Auf eine wohlriechende Dame, nach dem Martial.

Der Thais Kuß riecht treflich wohl.
Und willst du auch die Ursach wissen?
Es wollte keiner sie mehr küssen:
Drum riecht der Thais Kuß so wohl.

17.

Auf unsere Mädchen.

Die schönsten Mädgen sind selten keusch,
Die keuschsten Mädgen sind selten schön.
Drum ist mein Mädgen nicht allzu schön,
Und, Freund, dein Mädgen ist nicht zu keusch.

18.

Auf die Doris.

Doris rühmet sich,
Jungfer noch zu seyn.
Und dieß wundert dich?
Mir gehts gar wohl ein.
Weil die Doris keiner mag,
Bleibt sie Jungfer bis auf ihren Sterbetag.

19.

Auf meine Brille.

Trotz den gelehrten Zeitungsschreibern
Vergrössert sie die kleine Schrift,
Und hat als ein ein nothwendigs Uebel
Viel tausend Gutes schon gestift.

Digitized by Google

20.

Auf die St. Klatsche.

Wer sind es, die die rauhe Peitsche führten?
Die meisten sind wol künftge Seelenhirten.

21.

Auf den Thraso.

Thraso geht nun wirklich in das Feld:
Seine Mutter weint und kümmert sich.
Weibgen, spricht der Vater, fasse dich:
Gaul und Flucht ists, das den Sohn erhält.

22.

Auf die gnädige Frau.

Ich wollt ihr jüngst die Hände küssen,
Sie lies sichs aber sehr verdrüssen,
Und reicht mir das Gesicht.
Wie gnädig ist sie nicht?

23.

Auf des Lupus Gesicht.

Ist es eine Larve, oder ein Gesicht?
Siehs nur an: eine Larve geifert nicht.

24.

Auf die Mode.

Es ist ein alter Narr im jungen Kleide,
Das, was er gestern schimpft, erhebt er heute.

25. Das

25.

Das Menschliche und Viehische.

Saufen bis zum niederfallen, das ist menschlich,
Denn es thuts kein Hund:
Trinken und doch nüchtern bleiben, das ist viehisch,
Denn es thuts mein Hund.

26.

Auf den Piger.

Piger will die Zeit vertreiben.
Guter Freund, ich rathe dir,
Lieber laß es gänzlich bleiben,
Oder treib sie her zu mir.

27.

Auf den Freund und Feind.

Es lebe, der mich seiner Liebe werth geacht,
Der Freund:
Es lebe, der mich hat am meisten klug gemacht,
Der Feind.

28.

Die Freygebigkeit.

Avarus lud mich heut auf Austern ein.
Ich wett mit dir: sie werden stinkend seyn.

Digitized by Google

29.

Die gute Freundschaft.

Sauffellus trinkt auf du und du
Mir sieben volle Gläser zu.
Nun schimpft er mich: er hats nicht bös gemeint;
Saufellus ist ia nun mein guter Freund.

30.

An Herrn E.

Ein Solo, Freund, ist oft so leicht gemacht,
Als so ein Epigramm erdacht:
Hier mach ich dreyßig Sinngedichte dir,
Komm, mach ein Solo, doch nur eins, dafür.

* *

IV.

Verzeichniß
der sämtlichen Schriften
der deutschen Gesellschaft zu Altdorf.

Wegen öfters geschehener Nachfrage, und einigen Freunden zu gefallen, hat man das Verzeichniß der sämmtlichen im Druck erschienenen Schriften unserer Gesellschaft hier mittheilen wollen. Wir sind nicht stolz auf ihren Werth und kennen ihre Güte oder Mängel gar wohl: sie sollen nichts als ein Beweis seyn, daß die Glieder unserer Gesellschaft nicht unbeschäftiget gewesen, und sich in

in allerley Aufsätzen geübet haben. Wenn man in der gelehrten Welt alle Schriften verbannen wollte, die nicht Meisterstücke eines grossen Genie sind, und wenn man den angehenden Dichter und Redner gar nicht wollte schreiben lassen, weil er nicht wie Mosheim und Haller schreibt, müßte man die Welt ganz umändern, und die Freyheit zu denken und zu schreiben aufheben. Dieß ist es, was wir den Verfassern der Berliner Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste auf ihr halb günstiges und halb ungünstiges Urtheil von denen vor 2 Jahren in 8. herausgegebenen Schriften unserer Gesellschaft entgegen setzen. Etwann könnten wir ihnen auch noch andere Urtheile entgegen stellen, die wir von Zeitungsschreibern und andern wackern Männern nicht erkaufet haben, wenn sie gleich unserer Gesellschaft rühmlich sind. Etwann haben wir aber auch die Freyheit, die Herren Berliner zu erinnern, daß man keine Machtsprüche und Despotey in der Gelehrsamkeit dulte. Genug von dieser Kleinigkeit. Unsere Schriften sind:

1.) Versuch in Beyträgen zur deutschen Sprachlehre, Beredsamkeit und Geschichte. 1757. 8.
2.) Ode auf den Abzug Herrn Samuel Preu. 1757. Fol.
3.) Ode auf den Abschied Herrn Andr. Jankowitsch. 1757. Fol.
4.) Ode auf den Abzug Herrn Friedr. Andr. Rosa. 1758. Fol.
5.) Ode auf den Abzug Herrn Gust. Joh. Jak. Witschels. 1758. Fol.
6.) Ode auf den Abzug Herrn Georg Ernst Webers. 1758. Fol.
7.) Ode auf die Abreise Herrn Joh. Simon Wiedmanns. 1758. Fol.

8.) Ode auf die Verlobung Herrn Erhard Christoph Bezzels, Diak. zu St. Egidien in Nürnberg. 1758. Fol.

9.) Ode auf den Abschied Herrn Wolfg. Jägers. 1759. Fol.

10.) Ode auf den Abschied Herrn Joh. Conrad Ebersbergers. 1759. Fol.

11.) Ode auf den Abzug Herrn Joh. Adam Riesewetters. 1759. Fol.

12.) Nachricht von einer alten gelehrten Gesellschaft zu Nürnberg, bey dem Abzug Herrn Georg Thomas Setz. 1759. 4.

13.) Ode auf den Abschied Herrn Doctor Anton Joseph Johann Nepomuck von Cammerlander. 1759. Fol.

14.) Der Ton und die Farbe in den Werken des Geschmackes, bey dem Abschiede Herrn Wolfg. Heinr. Oberländers, und Herrn Wolfg. Jak. Herolds. 1759. 4.

15.) Einige Schriften der Altdorfischen deutschen Gesellschaft. 1760. groß 8.

16.) Nachricht von einer Nürnbergischen deutschen Gesellschaft, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden ist, bey dem Abzug Herrn Conr. Ernst Sievers. 1760. 4.

17.) Versuch über die Gedanken des Weltweisen zu Sans-Souci von der göttlichen Vorsehung, bey dem Abzug Herrn Christian Friedr. Droß. 1760. 4.

18.) Versuch über die Rechtschreibung einiger deutschen Wörter, bey dem Abschied Herrn Bernhard Gottfr. Stocks. 1760. 4.

19.) Die kleine Geschichte des Nürnbergischen Schönbartlaufens, bey dem Abzug Herrn Georg Christian Wilhelm Esenbecks und Herrn Andr. Martin Amthors. 1761. 4.

20.) Ode

20.) Ode auf die von Herrn Ludwig Chriſtoph Erlabeck und Herrn Guſtav Philipp Vogel erlangte Doctorwürde. 1761. Fol.

21.) Fortſetzung des Verſuchs über die Rechtſchreibung einiger deutſchen Wörter, bey dem Abſchied Hn. Georg Dietrich Strobels. 1761. 4.

22.) Betrachtung über den fruchtbarn Einfluß der Bemühungen der deutſchen Geſellſchaften in das deutſche Staatsrecht, bey dem Abſchied Herrn Joh. Chriſtoph Sonntags. 1761. 4.

23.) Das Glück der deutſchen Muſen unter dem Allerdurchlauchtigſten Erzhauſe Oeſterreich, zum Gedächtniß der Vermählung Sr. Königlichen Hoheit, des Durchlauchtigſten Kaiſerlichen Prinzen Joſephs, in einer auſſerordentlichen Verſammlung der Geſellſchaft erwieſen von derſelben Vorſteher. Altdorf. 1761. Fol.

24.) Ob eine Entſcheidung der Streitigkeiten über den ietzigen Geſchmack in der Dichtkunſt möglich ſey? bey dem Abſchied Herrn Joh. Martin Meiers. 1761. 4.

25.) Ode auf den Abzug Herrn Walfried Daniel Trölſchens. 1762. Fol.

V.

Altdorfiſche gelehrte Neuigkeiten aus dem Monate Junius.

Den 23 Juny iſt Herr Johann Auguſt Reckenagel, aus Gunzenhauſen, der H. G. G. Beſl. nach überreichter Probſchrift unter die ordentlichen Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft aufgenommen worden.

Am

Am 29. dieses, als am jährlichen akademischen Feste, gieng der gewöhnliche Rectorats-Wechsel vor. Herr Dr. Wolfg. Albr. Spieß übergab die akademischen Zepter Herrn Dr. Johann Jakob Kusten, der Physiologie und Chemie öff. ord. Lehrer, und der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher Mitglied, welcher diese zum drittenmal übernommene ansehnliche Würde mit einer schönen Rede von der den jungen Studierenden so nöthigen Sorge für die Gesundheit angetretten hat. Die medicinische Gesellschaft wünschte Sr. Magnificenz in einem lateinischen, und die Studierenden in einem deutschen Gedichte Glück. Ausser diesen ist auch noch eine artige Schrift, als ein Glückwunsch, gedruckt worden, in welcher Herr Wilh. Gottlieb Reitz, d. h. G. G. B. aus Windsheim, die Absichten der Sonnengrösse als einen Beweis von dem Daseyn GOttes betrachtet. Der erste Abschnitt handelt von der Grösse der Sonne. Ihr ganzer körperlicher Innhalt soll 9, 350, 399, 508, 480, 000 Kubikmeilen betragen, deren jede eine Meile lang, breit und tief ist. Der zweyte Abschnitt betrachtet die Absichten der Sonnengrösse. Hier wird unter andern die Sonne nebst dem Monde für die Ursache von der Ebbe und Fluth angegeben. Der dritte Abschnitt begreift den Beweis des Daseyns GOttes, der hieraus geführet wird, und zwar 1.) aus dem Daseyn der Sonne, 2.) aus ihrer wesentlichen Beschaffenheit, 3.) aus ihrer Grösse, 4) aus ihren Wirkungen nnd Absichten, 5) aus ihrer Erhaltung und Fortdauer. Diese Schrift ist bey Hesseln auf zwey und einem halben Bogen gedruckt.

Innhalt

Innhalt
des ganzen ersten Bandes.

I. Versuch über den Geschmack der Deutschen. S. 1.

II. Die Menschen geben sich mehr Mühe, lasterhaft, als tugendhaft zu seyn. Ein Lehrgedicht. 13.

III. Historische Betrachtung der Vortheile, welche die Stadt Altdorf von der Universität daselbst ie und allezeit gehabt hat. 22.

IV. Des Herrn von Vattel Entwurf einer Art Elixirs von Büchern. 35.

V. Ode auf die Aufnahme des Herrn Geh. Raths von König in die Altdorfische deutsche Gesellschaft. 51.

VI. Beschreibung des Hermaphroditen, welcher zu Altdorf den 21. und 22. Jan. 1762. genau beobachtet worden ist. 52.

VII. Altdorfische gelehrte Neuigkeiten vom Monate Jenner. 98.

VIII. Aufgabe. 99.

IX. Die altväterische Erziehung, oder, der Mensch allezeit einerley, ein Lustspiel in 5. Aufzügen 103.

X. Abhandlung von dem Alter und Ursprung des leinenen oder Lumpenpapiers 275.

XI. Erinnerung gegen die Verfasser der Briefe die neueste Literatur betreffend 286.

Digitized by Google

XII. Altdorfische gelehrte Neuigkeiten aus dem Monate Febr. und Merz. 288.

XIII. Ode auf das Geburtsfest ihres hochgebohrnen Herrn Präsidenten. 291.

XIV. Selim, ein bürgerliches Trauerspiel, in drey Aufzügen. 297.

XV. Anmerkungen über dieses Trauerspiel. 344.

XVI. Nachlese zu der Abhandlung von leinenen oder Lumpenpapier. 354.

XVII. Fabeln und Erzehlungen. 356.

XVIII. Ob die natürlichen Gesetze allein, ohne die bürgerlichen, hinreichend sind, die menschliche Gesellschaft zu ihrer Vollkommenheit zu bringen; aus den philosophischen Nebenstunden des Herrn von Vattel übersetzt. 363.

XIX. Altdorfische gelehrte Neuigkeiten aus dem Monate Merz und April. 378.

XX. Aufgabe. 387.

XXI. Vergleichung des Marggrafen Eckbrecht von Thüringen und Herzogs Johann von Braganza. 391.

XXII. Gedichte. 1) an Doris. 2) meine Glückseligkeit. 3) an Herrn Haubtmann von M. von der Verachtung des Todes. 4) die Wünsche der Menschen. 409.

Digitized by Google

XXIII. Freye Abhandlung von den Selbſtlautern aller Sprachen und der Verbeſſerung ihrer Ausſprache in der deutſchen. 425.

XXIV. Entwurf einer Geſchichte des Antheils der Stadt Nürnberg an dem 30jährigen Kriege. 432.

XXV. Einige Oden Anakreons und der Sappho. 454.

XXVI. Die Stände. Erſter Verſuch. 451.

XXVII. Beantwortung der Aufgabe, welche S. 59. gemacht worden iſt. 473.

XXVIII. Unrichtigkeit der Erzählung von der Päbſtin Johanna. 477.

XXIX. Altdorfiſche gelehrte Neuigkeiten aus dem Monate April und May. 484.

XXX. Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung des ehemaligen berühmten Frauenkloſters Engelthal in dem Nürnbergiſchen Gebiete. 451.

XXXI. Empfindungen beym Kriege, gegen einen Freund ausgedrückt. 511.

XXXII. Sinngedichte. Erſtes Buch. 520.

XXXIII. Verzeichniß der ſämmtlichen Schriften, welche die Altdorfiſche deutſche Geſellſchaft herausgegeben hat. 528.

XXXIV. Altdorfiſche gelehrte Neuigkeiten aus dem Monate Juny. 531.

Druck-

Digitized by Google

Druckfehler

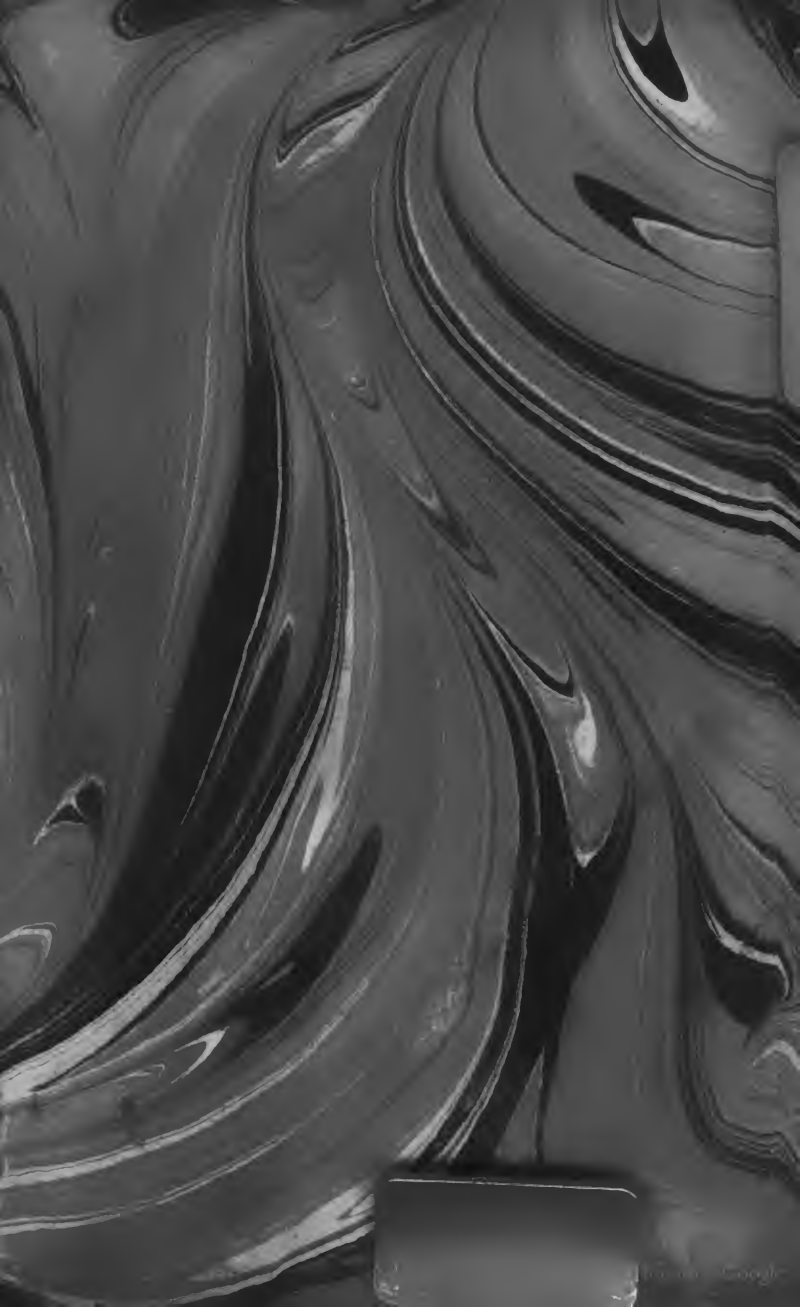
welche in diesem ersten Bande vorkommen und also zu verbessern sind:

Seite	67.	Zeile	1.	nach Mensch, setze hinzu: nicht allein, sondern auch.
″	72.	″	26.	statt in, liß ich.
″	73.	″	33.	statt und, liß noch.
″	79.	″	2.	statt eine, liß einer.
″	—	″	15.	nach Nath, setze hinzu der Haut.
″	80.	″	16.	nach lassen, setze hinzu, Da er auch kein abhangendes scrotum, noch darinnen iemals testiculos gehabt: so durfte er diesen im Gehen nicht ausweichen, noch selbiger schonen, sondern mußte sich keinen männlichen Gang in diesen Gegenden angewöhnen.
″	—	″	35.	nach größer, setze hinzu war.
″	81.	″	5.	nach worden, setze hinzu, zumal die rechte Brust; indem die linke merklich kleiner war.
″	82.	″	3. 4.	statt Unterleib, liß scroto.
″	96.	″	19.	nach Häutlein, setze hinzu, auch so gar nicht bey Hüner-eyern, mit zweyen Dottern, wenn solche ausgebrütet worden.
″	419.	″	25.	statt Doch, was er hat, liß Das, was ꝛc.
″	420.	″	28.	statt Schicksals Wohl, liß Wahl.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google